Digitized by Google

Nº 4 Eng

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

PT 2287
H5 A1
1845
v. 7/8

Digitized by Google

Aus der Gesellschaft.

Gesammt-Ausgabe der Romane

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Siebenter Theil.

Cecil. Erster Band.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,

Königl. Hofbuchhändler.

1845.

Digitized by Google

Cecil.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erſter Band.

Zweite Auflage.

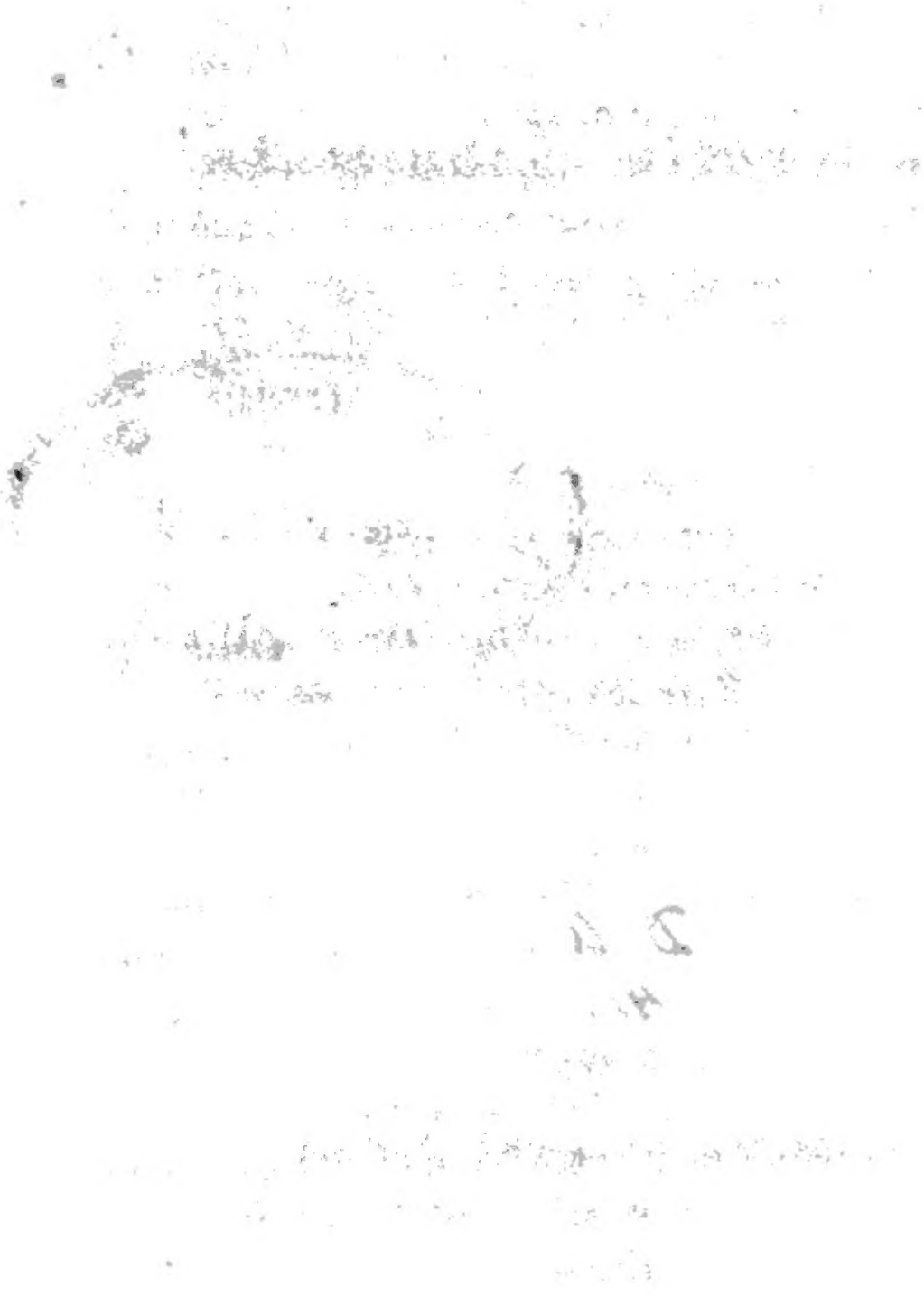
D. a.
41.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1845.

Digitized by Google



Digitized by Google

1. Der Knabe.

Eine Reisekalesche hielt vor einem hübschen Landhause unweit Coblenz. Ein großer, stattlicher Mann und ein zehnjähriger Knabe stiegen heraus, während eine Dame, von einem Schwarm kleiner Mädchen umringt, ihnen bis zur Hausthür entgegen eilte.

„Da bring' ich den Cecil, liebe Frau," sagte der Mann freundlich, umarmte sie und herzte dann nach der Reihe seine fünf Töchterchen, die sich jubelnd an ihn drängten.

Der Dame traten Thränen in die Augen; sie bog sich zu dem Knaben herab, küßte ihn, blickte ihm mit trauriger Zärtlichkeit in die schönen frischen Augen, und fragte eben so sanft und traurig:

„Cecil, bist Du gern zu uns gekommen?"

„O, sehr gern, liebe Tante!" rief der Knabe lebhaft.

„Und wirst Du Dich nicht grämen, daß Du Vater und Mutter nicht alle Tage sehen kannst?"

„Ich weiß nicht, liebe Tante," sagte Cecil und seine Augen wurden größer — wie das bei Kindern ist, wenn sie sich auf etwas zu besinnen suchen.

„Und wirst Du Dich auch nicht um Deine Geschwister grämen?" fragte sie weiter.

Digitized by Google

„Nein! das nun gar nicht! rief Cecil sehr entschieden. Sigismund will immer mein Hofmeister sein, und Auguste meine Gouvernante. Sophie und Theophil sind aber zu klein für mich.“

„So wirst Du denn gern bei mir bleiben, Cecil?“

„Ja gewiß, Herzenstante! und zu Weihnachten besuche ich meine Eltern, nicht wahr?“

Auf diese Weise ward Cecil Forster einheimisch in dem Hause seiner Verwandten. Sein Onkel war ein reicher Fabrikherr, in Elberfeld ansässig. Seine Tante war eine Engländerin, die, als Neuvermälte in der Familie ihres Mannes einen neugebornen Knaben über die Taufe gehalten, und ihm ihren Namen gegeben hatte. Sie liebte in Cecil den Sohn, den sie noch nicht hatte, und später, als ihr Wunsch erfüllt ward, entzog sie ihm darum nicht ihre Zärtlichkeit, sondern fuhr fort ihn zu lieben, weil sie sagte: er habe ihr zuerst eine Ahnung von Mutterglück ins Herz gelegt. Ihr Sohn hieß ebenfalls Cecil; aber es war und blieb ein schwaches, kränkliches Kind und der einzige Sohn, dem eine ganze Reihe von Mädchen nachfolgte. Um ihn durch einen Gefährten aufgeweckter zu machen, hatte sie schon zweimal ihren Neffen Cecil von seinen Eltern erbeten und monatelang ihn im Hause gehabt. Doch ihr Sohn wurde nicht munterer durch den muntern Gespielen. Er siechte hin und starb. Sie grämte sich unsäglich. Er war ihr erstes Kind, drum hatte sie ihn, nicht am meisten, aber am längsten geliebt. Er war ihr einziger Sohn, drum hatte sie die Vorliebe für ihn, die man den Müttern oft so hart vorwirft, und die mir doch so sehr natürlich scheint: Alles, was der geliebte Mann ihr gewesen ist und gegeben hat, soll ihr dereinst der

Digitized by Google

Sohn geben und sein, damit sie in ihm seinen Vater doppelt lieben könne; und ist der Mann ihr nicht gewesen was sie gehoft; so hat sie zum Sohn die Zuversicht, daß er ihr das Alles ersetzen werde. Aus eben dem Grunde haben die Väter leicht eine Vorliebe für die Mädchen. Lieblich, wie die Mutter ihnen die Jugend gemacht — soll ihnen die Tochter das Alter machen. — Genug, Cecil fehlte seiner Mutter überall, sogar in den Spielen und Lehrstunden ihrer Töchter. Sie behauptete, die Mädchen würden allzu pedantisch, eitel und superklug, wenn kein Knabe dazwischen wäre, um zuweilen etwas tumultuarische Unordnung in ihre wolgeordneten Puppenkreise zu bringen. Ihr Mann liebte sie sehr. Er machte ihr den Vorschlag den andern Cecil ins Haus zu nehmen, wenn sein Bruder darein willige, und sie ergriff freudig was sie nicht gewagt hatte auszusprechen. Cecils Vater war Regierungsrath in Magdeburg und lebte in ziemlich beschränkten Verhältnissen. Er war ein ausgezeichneter Arbeiter in seinem Collegium, ein sehr liebenswürdiger Mann in der Gesellschaft; allein sein finanzielles Talent für Haus und Heerd war ebenso gering, als das seines Bruders bedeutend war. Er befand sich fast immer in Geldverlegenheit. Seine Frau, ein wunderschönes blutarmes Mädchen von geringem Herkommen, für die er als Student die heftigste Leidenschaft gefaßt hatte, war nicht im Stande die Ordnung in ihr Haus zu bringen, welche sie doch heimlich schmerzlich vermißte. Sie sah ihr Lebenlang mit einer zu anbetenden Veneration zu ihrem Mann empor, um sich die geringste Vorstellung zu erlauben. Sie fand es sehr natürlich für seinen schönen gebildeten Geist, daß er seine Bibliothek mit den auserlesensten Büchern, seine Zim-

mer mit den herrlichsten Kupferstichen schmückte; sehr natürlich, bei seinen glänzenden gesellschaftlichen Gaben, daß er es liebte in ununterbrochenem geselligen Verkehr zu sein und viel Menschen bei sich zu sehen. Sie bemühte sich im Kleinen Einschränkungen zu machen, damit ihr Mann im Großen freie Hand habe. Doch das wurde immer schwieriger und schwieriger; denn sie hatten nach und nach fünf Kinder, und für die Erziehung der heranwachsenden Ältesten mußte vor Allem gesorgt werden. Das waren Sigismund und Auguste. Sigismund war entschieden des Vaters Liebling, der nun einmal im Hause Alles galt, die Mutter folgte seinem Beispiel. Cecil, vier Jahr jünger als Sigismund, litt unter dessen dominatorischem Character um so mehr, als er selbst Neigung und Anlagen zum Herrschen und eine große Meinung von seinen eigenen Talenten hatte. Als er, so jung er war, einsah, daß er durch seine Persönlichkeit den Bruder nicht bei den Eltern würde überflügeln können, gab er sich unsägliche Mühe um es durch seine geistigen Fortschritte zu versuchen. Das Kind lernte und arbeitete mit einem Eifer, einer Anstrengung, die weit über sein Alter waren. Doch immer sah er Sigismund *vor* sich, in der Classe, bei einem schwierigeren Buch, ohne den Unterschied von vier Jahren zu berücksichtigen, der in der Kindheit so ungeheuer groß ist, und doch grade von Kindern widerwillig anerkannt wird, weil ihr höchstes Streben dahin geht, *zu den Großen* zu gehören. „Wenn ich groß sein werde" ist die Zauberformel, worin das Kind all' seine Paradiesesträume niederlegt, ohne zu ahnen, daß sie ihm dann grade untergehen werden. So ist der Mensch: in die Zukunft oder in die Vergangenheit legt er das Paradies,

nämlich die Glückſeligkeit, und das Höchſte was er davon erreicht, iſt — daß er ſich beſtändig danach ſehnt.

„Der kleine Cecil bildet ſich ein mit mir Schritt halten zu können," ſagte Sigismund mit dem vollen Uebermuth ſeines Alters.

„Gräme Dich nicht, Cecil, tröſtete ihn die Mutter; bei vierzehn Jahren wirſt Du eben ſo weit ſein als er."

„Nur eben ſo weit? rief Cecil ſtolz mit flammenden Augen und Wangen; das wäre was Rechtes, Mama! Nein! viel weiter will ich ſein! wenigſtens" . . . . —

„Regierungsrath! was der Papa iſt! nicht wahr?" fragte Sigismund ſpöttiſch, während Cecil ſich beſann.

„Nein, antwortete er gelaſſen, das iſt unmöglich. Aber Primaner will ich ſein — das kann ich."

„Ei der tauſend!" ſagte Sigismund mit einem kleinen wegwerfenden Lächeln und ging zu ſeiner Arbeit.

Cecil ſchien ſeinen Vorſatz durchaus wahr machen zu wollen. Die Lehrer lobten ihn, die Mitſchüler ſtaunten ihn an; er ließ ſie in Kurzem weit hinter ſich, und hatte ein Buch durchgearbeitet, wenn ſie es kaum angefangen. Da begehrte er eines Tages von dem Lehrer in eine höhere Claſſe verſetzt zu werden. Solche Verſetzungen geſchehen aber nur zweimal im Jahr, und bis zur nächſten waren es noch drei Monat. Darauf vertröſtete ihn der Lehrer. Cecil behauptete, ihm geſchähe ein himmelſchreiendes Unrecht, wenn er drei Monat nutzlos in ſeiner Claſſe zurückgehalten würde. Er klagte bitter bei ſeinem Vater über die Ungerechtigkeit, die ihm widerfahre. Der Lehrer beſchwerte ſich ebenfalls beim Vater über Cecils unglaubliche Anmaßung. Der Vater hatte Luſt ſtolz auf den Knaben zu ſein, und durfte ihm doch

nicht, dem Lehrer gegenüber, Recht geben. In dieſe Mißſtimmung hinein fiel höchſt paſſend die Ankunft des Herrn Forſter, der dem Regierungsrath ſogleich ſeine Bitte um Cecil ans Herz legte. Der Regierungsrath willigte gern ein.

„Cecil verzehrt ſich um es Sigismund gleich zu thun, und das wird ihm doch vielleicht unmöglich ſein, ſagte er. Auf jeden Fall iſt's gut, wenn dieſe Rivalität aufhört."

„Cecil vergißt zu eſſen, zu trinken, zu ſchlafen, ſagte die Mutter. Zwiſchen den kleinen Mädchen wird hoffentlich die Überanſtrengung aufhören."

Und ohne große Betrübniß trennten ſie ſich von ihm, der auch ſeinerſeits ganz gefaßt war, und ſich bald ausnehmend gut in ſeiner neuen Umgebung gefiel; denn Niemand hofmeiſterte ihn.

Die Frau Forſter pflegte mit ihren Kindern drei Sommermonate in ihrem Landhauſe am Rhein zuzubringen, weil ſie die, zuweilen in Manie ausartende Vorliebe der Engländer für den Rhein theilte und ihr Mann gönnte ihr gern die Abwechſelung, obgleich er ſie nur auf Tage, höchſtens auf Wochen mit ihr genoß. Sie dominirte ihn ein wenig, doch ohne es zu beabſichtigen, und daher auf eine Weiſe, die ihn nicht drückte, blos dadurch, daß ihr ſanftes und doch ſehr beſtimmtes Weſen Ruhe und Haltung über ſeine allzu raſtloſe Thätigkeit brachte. Sie war die Tochter von zwei Menſchen, welche durch die tiefe Kluft bindender Pflicht aus einander gehalten und durch eine traurig wilde Leidenſchaft zu einander geriſſen, ihr nichts geben konnten als ein bedeutendes Vermögen. Eine treue Freundin ihrer Mutter nahm ſie an Kindesſtatt, und erzog ſie vortreflich. Aber das junge Mädchen erfuhr dennoch ſeine Herkunft und ſehnte

ſich ſeitdem England zu verlaſſen. Bei einer Reiſe auf dem Continent mit ihrer Pflegemutter lernte ſie Herrn Forſter kennen. Ihm gefiel ungemein ihre zarte, liebliche Erſcheinung; ſie faßte Vertrauen zu ihm — und ſo machte ſich ihre Heirath, die Beiden Zufriedenheit gab. Sein Geſchäft bekam einen bedeutenden Schwung durch ihr großes Vermögen, und in ſeinem Hauſe herrſchten die wolanſtändigen, ernſten und doch ſo behaglichen engliſchen Sitten, welche auf dem Continent darum oft ſo höchſt unbehaglich ſind, weil die Mode ſich ihrer bemächtigt hat und ſie übertreibt — das gewöhnliche Schickſal unſrer blinden deutſchen Nachahmungswuth.

Frau Forſter lebte in und mit der Welt, ſo viel die Verhältniſſe und Verbindungen ihres Mannes es erfoderten, und zeigte ſich dann immer als feingebildete und liebenswürdige Frau. Doch ihrer Neigung nach lebte ſie am liebſten als Familienmutter, häuslich, arbeitſam, thätig, ihrem großen Hausweſen aufmerkſam vorſtehend, und eifrig für die Erziehung ihrer Kinder ſorgend. Vielleicht zu eifrig! unendlich viel lernen, unendlich viel thun und ſchaffen ſollten die Kinder. Cecils ſtrebſamer Sinn war ihr eine eben ſo große Wonne, als ihres verſtorbenen Sohnes ſchwächliche Indolenz ihr ein bittrer Schmerz geweſen war. Die Töchter hatten wol Alle etwas von der innern Regſamkeit der Mutter, aber keine ging allen ihren Wünſchen ſo voraus wie Cecil. Und als er nun gar binnen ſechs Monaten durch den Umgang mit ihr und mit ſeinen Couſinen die engliſche Sprache ganz geläufig gelernt hatte, da ſchien ihr, als ſei Cecil der Sohn ihres Blutes, wie er der ihres Herzens war. Dafür liebte er ſie mit heftiger Zärtlichkeit. Es kam

ihm vor, als sei sie die Erste, die Einzige, die ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, die ihn lobte wie er gelobt zu werden wünschte, und ihn zu immer neuen Bestrebungen anspornte, indem sie ihn immer ein höheres Lob ahnen ließ. Überdas gefiel ihm ihr Wesen. In ihrer sanften gleichmäßigen Bestimmtheit sprach sich eine Überlegenheit aus, die ihm wol that, an die er sich lehnte und appellirte, und die er sehr bei seiner schüchternen, schwankenden Mutter vermißt hatte — freilich ohne sich dessen klar bewußt zu sein. Aber es ist ganz gewiß, daß manche Persönlichkeiten von Eltern auf die eigenen Kinder ebenso unvortheilhaft, trotz des besten Willens wirken, als andere wieder vortheilhaft. Die unbezwingliche innerste Individualität nimmt sich dergleichen Freiheit, trotz der Bande des Blutes heraus. Cecil hatte im Hause seiner Tante einen Hofmeister gefunden, der den Unterricht der Töchter besorgte und auch den seinen übernahm. Später, in Elberfeld, besuchte Cecil die öffentliche Schule, aber der Hofmeister fuhr fort seine Arbeiten zu überwachen und zu leiten, und mit dem speziellen, auf das Individuum berechneten Unterricht nachzuhelfen, der in der allgemeinen Schule nicht ertheilt werden kann. Frau Forster wollte, daß die Kinder mühelos in früher Jugend dasjenige lernen sollten, was ihnen in späteren Jahren so schwer, gar unmöglich wird, und was doch das Leben und Fortkommen in der Welt so sehr erleichtert: lebende Sprachen. Sie ließ eine Pariserin kommen, die ihr wegen ihrer Fertigkeit im Italienischen und Spanischen empfohlen war. Diese anmuthigen Sprachen sollten die Kinder nach dem so höchst nothwendigen Französisch lernen, so daß sie, die beiden Muttersprachen deutsch und englisch dazu gerechnet, für kleine Polyglotten

gelten konnten. Jezt trat für Cecil der ungeheure Schmerz ein, daß er aus Mangel an Zeit unmöglich ſpaniſche Lectionen nehmen konnte. Als ſeine älteſte Couſine, ein allerliebſtes höchſt intelligentes Mädchen, mit der er immer in Wetteifer war, ihn eines Tages mit einer ſpaniſchen Phraſe begrüßte, von der er keine Sylbe verſtand, hatte er freilich die Geiſtesgegenwart ihr auf der Stelle eine griechiſche zu declamiren, von der ſie nichts verſtand; allein der Tante klagte er doch wie niedergeſchlagen es ihn mache, daß die Lolly ihm darin voraus ſei. Er hätte gewünſcht das Studium der alten Sprachen etwas bei Seite legen, wenigſtens unterbrechen zu dürfen; — „denn, ſagte er, ich kann doch einſt auf meinen Reiſen mit keiner Seele griechiſch oder lateiniſch ſprechen;" — aber auf ihre Kenntniß iſt nun einmal der öffentliche Unterricht baſirt und ſo ſind ſie unter keiner Bedingung zu verſäumen. „Ich werde doch noch ſpaniſch lernen!" damit tröſtete ſich Cecil.

Das Elternhaus beſuchte er alljährlich, und zwar zur Weihnachtszeit, ſo wollte es Frau Forſter, damit der Glanz dieſes lieblichen Feſtes zugleich den Kreis ſeiner Familie umſtralen möge, der ſie um keinen Preis ihn entfremden wollte. Wie ein Zugvogel freudig begrüßt, und wie ein lieber Gaſt gehätſchelt, fand Cecil die Beſuche im Vaterhauſe unendlich viel angenehmer als das Verweilen darin. Auch mit Sigismund, der älter und verſtändiger geworden war, geſtaltete ſich das Verhältniß ungleich beſſer. Aber unvermeidlich machte es ſich doch ſo, daß Cecil ſich eigentlich nirgends ganz zu Hauſe fühlte. Bei der Tante hätte es wol ſein können; aber er war doch nun einmal nicht ihr Sohn! und bei den Eltern und Geſchwiſtern vermißte er jene Aufmerkſamkeit, jene unausgeſprochene beſtändige Fürſorge,

jene innere Belebung, die ihm bei ihr so wol thaten. Er wurde was der Mensch leicht wird, der sich einsam fühlt, egoistisch, gleichsam als müsse er sich selbst die Theilnahme ersetzen, welche ihm von Andern mangelt. Daß er von glühender Strebsamkeit und von heftiger Leidenschaft war, machte jene Richtung nur noch bedenklicher; doch jezt war sein Streben so gut, so bewundernswürdig ausdauernd, so ganz mit dem Wunsch verschmolzen der geliebten Tante eine Freude oder — ein Stolz zu sein, daß sie es für ein Unrecht gehalten haben würde ihn darin zu mäßigen.

Je älter er wurde, je mehr sich seine glänzenden Fähigkeiten entwickelten, um desto mehr liebte sie ihn. Sie träumte für ihn die glänzende Zukunft, die sich jede Mutter unwillkürlich für ihren Sohn ausmalt. Für die Tochter ist sie schon eher mit einem bescheidenen Loose zufrieden. Die englischen Verhältnisse, welche sich so glücklich dazu eignen eine bedeutende Persönlichkeit zu heben, indem sie ihr Spielraum und Anwendung der Kräfte gönnen, schwebten ihr beständig als die Sphäre vor, für die Cecil geboren sei, und oftmals sprach sie das gegen ihn aus, mit bedauerndem Blick in die Zukunft, die ihn erwarte, in diese langsame, schwerfällige, stagnirende Beamten-Carriere, in der man früher weiße Haare, als einen freien, den Talenten angemessenen Wirkungskreis bekommt. Denn für die Carriere des Staatsdienstes hatte er sich früh und mit Bestimmtheit entschieden, und eben so bestimmt die Aufforderung seines Onkels abgelehnt, der ihn für den Handelsstand zu gewinnen suchte, und ihm wiederholt sagte: daß sein gewandtes Wesen, seine Sprachkenntniß, sein rascher erkennender Blick ihn befähigten mit der Zeit großen Handelsgeschäften vorzustehen.

„Ich würde beſtändig allzu große Speculationen machen, lieber Onkel,“ ſagte Cecil hartnäckig; aber zu der Tante ſagte er mit überwallendem Herzen:

„Ich kann kein commis voyageur werden, liebe Tante, ich kann und kann nicht!“

Und ſie tröſtete ihn damit, daß Niemand ihn zu irgend einer Laufbahn zwingen wolle. Nach und nach, als ſowol Cecil als ihre Töchter heranwuchſen, wollte ſie ihnen allmälig ein Stückchen von der Welt nach dem andern aufrollen, damit ſie bei ihrem Eintritt in dieſelbe weder zu hingeriſſen noch zu ſtumpf den Eindrücken gegenüber ſtehen mögten. Auf ihrem Landgut am Rhein ſah ſie mehr Menſchen, Reiſende, Fremde als bisher; ihr Mann erlaubte ſich, längere Zeit der Villeggiatura zu widmen. Fremde wurden ihm empfohlen; der Sommer, die Lage des Landſitzes begünſtigten ein leichtes geſelliges Leben. Dann machte ſie kleine Reiſen mit ihnen, einmal den Rhein hinauf, einmal durch die Schweiz; das ſtreifte die Scheu und die eckige Blödigkeit von ihnen, welche ſehr jungen Leuten oft etwas Linkiſches geben. Sie ließ die Erziehung nicht blos im Studiren und Unterrichtnehmen beſtehen — wie das leider heutzutag ſo ſehr Mode iſt — ſie beachtete auch die praktiſche Seite, die Anwendung aufs Leben. Fragen der Kinder: „Wozu iſt's gut? was nützt es?“ beantwortete ſie immer mit der Zuſage innerer Zufriedenheit, aber zugleich mit der: der Unabhängigkeit in — oder gar der Herrſchaft über alle äußeren Verhältniſſe. Dieſe praktiſche Richtung iſt ſehr gut inſofern ſie dem extravaganten und nebulöſen Wollen der Jugend Einhalt thut, und ihr einen beſtimmten Willen für ein beſtimmtes Ziel giebt; nur aber iſt das Leben ein

gefährliches Meer: wer sich hier von einer Sandbank fern hält, läuft Gefahr dort gegen ein Felsenriff zu stoßen. Die schöne Frage: „Was nützt es?“ — verwandelt sich sehr leicht und ganz unmerklich in: „Was nützt es mir?“ — Und Cecil that sie sehr oft; aber freilich auf eine Weise, die man ihm nicht zum Vorwurf machen konnte. Er fragte: „Was nützt es zu meinem Fortkommen in der Welt? zu meiner Carriere, zu meiner Zukunft?“ Da er sich diese ganz allein begründen mußte, und gar kein Vermögen weder besaß noch zu erwarten hatte: so schien es Allen, die sich für ihn interessirten, eben so glücklich als löblich, daß er seine Kräfte in sich selbst sammelte, um sie auf die Erreichung seines Zieles zu richten und anzuwenden. Ein maßloses Selbstvertrauen und ein glühender Ehrgeiz siedelten sich in seiner Brust an, ganz leise, ganz heimlich, wie ein Fünkchen schüchtern im engen Raum glimmt. Es bedurfte nur des Sturmes der Leidenschaft, um es als lodernde Flamme aufwehen zu lassen. Was ich will, das kann ich! wurde sein Wahlspruch, und damit ging er im neunzehnten Jahr auf die Universität. Mit einem Gemisch von Schmerz und Stolz ließ Frau Forster ihn ziehen. Um dieselbe Zeit verheirathete sich ihre älteste Tochter Lolly mit einem reichen Banquier in Brüssel. Zuweilen machte sie sich stille Vorwürfe, daß ihre Gedanken mehr bei dem jungen Studenten als bei der jungen Hausfrau verweilten. Aber sie ist im Hafen und er geht allen Stürmen einer ungewissen Zukunft entgegen; wiederholte sie sich heimlich zur beruhigenden Entschuldigung. Im Uebrigen sorgte sie auch für Cecil wie für einen Sohn, und zwar wie für einen Sohn reicher Eltern.

2. Der Jüngling.

Cecil war nun zwiſchen ſeines Gleichen — nämlich zwiſchen einer Schaar von blutjungen Leuten, die ſich ſämtlich mehr oder weniger tief einbildeten: ſie brauchten nur ihre Hand über den Erdball hinzuſtrecken, ſo hinge das Glück ihnen an allen fünf Fingern. Doch ſo lange die Univerſität Heidelberg beſteht, hatte ſie wol noch nimmer einen ſo übermüthigen Studenten geſehen, als Cecil Forſter. Er ſah Alle und Alles von oben herab an, die Unwiſſenden, die Brutalen, die Rohen mit unſäglicher Verachtung ihres burſchikoſen Treibens, die Fleißigen, die Ruhigen, die tüchtigen Köpfe, wie ſeiner Sphäre nur grade angemeſſen. Mit jeder Ueberlegenheit trat er dreiſt in die Schranken, und konnte er ſie nicht bewältigen, ſo bekämpfte er ſie wenigſtens. In keiner Richtung verſchmähte er ſeine Suprematie gelten zu machen. Einige hatten ausgeſprengt, er ſei von ſchwächlicher Geſundheit und vermeide deshalb die Trinkgelage. Plötzlich machte er einige der ärgſten mit, bewies den Zweiflern, daß er die Geſundheit eines Löwen habe, und zog ſich dann verächtlich von ihnen zurück. Andere meinten er müſſe das Herz doch wol nicht auf dem rechten Fleck haben, da er trotz ſeines hochfahrenden Weſens nie in Händel verwickelt ſei.

Er war von viel zu ſtolzer Zurückhaltung, um je ein Händelmacher werden zu können; aber er ſuchte ſie jezt ein Paarmal abſichtlich, führte ſie glänzend zu Ende und gebot dadurch auch dieſer Verleumdung Schweigen. Die akademiſche Freiheit, welche ſo viele junge Leute zu tauſend Thorheiten mißbrauchen, weil ſie ſo lange vergebens nach ihr gelechzt haben, fand ihn ohne dieſen ſchmachtenden Durſt, weil er in den letzten Jahren im Hauſe ſeiner Pflegeeltern bereits wie ein ſelbſtändiger Menſch behandelt worden war. Man hatte ihn allein reiſen laſſen, was in den Augen der Jugend für den wichtigſten Akt der Selbſtändigkeit gilt; und zwar nach Paris, was ihr denn vollkommen ein **veniam aetatis** giebt. Mit Lollys Verlobtem war er in den letzten Ferien nach Brüſſel gereiſ't, und hatte von dortaus die Pflegeeltern um Geld und Erlaubniß zu einem Ausflug nach Paris gebeten, und beides ohne Einwendung und Ermahnung bekommen, obgleich die Aufregung der Juliustage kaum verhallt war. „Man kann nie früh genug der Anarchie Aug' in Auge ſehen," ſagte Herr Forſter ruhig, als man ihm einige Verwunderung darüber ausſprach. Genug, Cecil war wie jeder andre unabhängige Mann mutterſeelenallein in Paris geweſen. Schulmeiſterliche Pedanterie, das widerwärtigſte was einem Jüngling ankleben kann, war ihm fern, weil ihm früh ein Kreis geöfnet worden war, in welchem es gilt, liebenswürdig aber nicht gelehrt zu ſein. Mit dem Schwarm ſeiner hübſchen, muntern, allerliebſten Couſinen hatte er auf dem Fuß gelebt, der brüderlich heißt, und vetterlich iſt, d. h. ſich zu einem kleinen oberflächlichen Courmachen neigt und zum gegenſeitigen Gefallenwollen. Eine Liebe wurde nicht daraus, wie ſie es denn ſelten in

ſolchem langgewohnten Verhältniß wird. Neue und mächtige, fremde und glühende Gefühle ſoll die Liebe uns geben — begehrt das junge Herz, aber eine Couſine kennt man ſo unendlich lange, daß man unmöglich noch ein geheimnißvolles Intereſſe an ihr nehmen kann. „Wer weiß wie die Molly wird!“ dachte er zuweilen, wenn Briefe ihn in ihren Kreis zurück verſetzten. Molly war die jüngſte, ein Kind von zehn Jahren, bei der er auf den Reiz des Unbekannten hoffen konnte. Er hatte in Heidelberg Gelegenheit in Häuſer eingeführt zu werden, in denen er ſich durch ſeine guten Manieren allgemeinen Beifall erwarb, ſo daß man ihn vor andern jungen Leuten auszeichnete. Dafür drückte er eine achtungsvolle Dankbarkeit in ſeinem Benehmen aus, wie er denn überhaupt höchſt rückſichtsvoll für alle Perſonen war, die in der Geſellſchaft dominirten, die Lehrer der Univerſität einbegriffen; nur für ſeines Gleichen nicht. Bei Jenen reſpektirte er Stand, Alter, Kenntniſſe, Erfahrung, Rang, Alles was er noch nicht hatte und doch mit der Zeit haben wollte; aber bei dieſen ſah und fand er nichts, was er nicht auch beſeſſen, oder wofür er kein Gegengewicht in die Schaale geworfen hätte. So kam es, daß alle ältern Leute ihn lobten, prieſen und ihm wol wollten, und daß er den jüngern Männern eben ſo unerträglich, als den jungen Mädchen angenehm war. Er machte zahlreiche Brüderſchaften, weil das nun einmal zum normalen Studentenleben gehört; aber er ſchloß keine Freundſchaft, denn er gab ſich nie hin. Das dünkte ihn Verſchwendung. Es waren junge Leute aus vornehmen und reichen Häuſern in Heidelberg. Die vernachläſſigte Erziehung, die geringen Fähigkeiten der Meiſten erkannte er ſchnell, auch ihre Gleichgültigkeit gegen

eine edle Rivalität. Und dieſen Menſchen ſollte ich dereinſt nicht den Rang ablaufen können? fragte er ſich; das wollen wir doch einmal ſehen! — Er arbeitete mit eiſernem Fleiß. Das iſt eine unerhörte Seltenheit bei glänzenden Fähigkeiten. Gewöhnlich verſchmäht das Talent die Mühe. Dafür fand er die größte Anerkennung bei den Lehrern, die ihm eine ſchöne Zukunft verhießen. Am eifrigſten ſtudirte er die Staatswiſſenſchaften, die inneren Verhältniſſe der Staaten, und ihre äußeren Beziehungen zu einander, ihre Politik. England trat ihm in einem immer hellern Lichte entgegen. Er machte eine Reiſe dahin, nicht des Vergnügens wegen, ſondern um ſich durch den Augenſchein von der Wirkſamkeit und Wirkung der Inſtitutionen zu überzeugen, die er ſo ſehr bewunderte. Dann kehrte er zur Weinleſe zu der geliebten Pflegemutter zurück. Sie hatte ihn in einem Jahr nicht geſehen, und fand ihn ſo verändert, ſo entwickelt, daß ſie faſt darüber erſchrak.

„Biſt Du nicht zu ernſt, Cecil?“ fragte ſie mit zärtlicher Beſorgniß, und ſtrich ſanft mit der Hand über ſeine Stirn. „Mir däucht, da ſind Gedanken, die älter ſind als Deine Jugend. Kannſt Du denn auch noch fröhlich ſein, mein Kind?“

„Aber wie!“ rief Cecil. „Hab' ich Zeit und Gelegenheit, ſo bin ich luſtig und guter Dinge. Nur aber das rüde Studentenleben, dieſe Fröhlichkeit, die nach der Weinflaſche ſchmeckt und den Ziegenhainer oder den Schläger ſchwingt, und ſich dann, um auszuruhen, in eine ſtupide Gleichgültigkeit verſchanzt, welche eine Studentenverſion des „Nil admirari“ iſt — das, liebe Tante, kann ich nicht leiden.“

Frau Forſter ſympathiſirte darin vollkommen mit ihrem

Neffen, und als sie ihn nach gewohnter Weise im fröhlichsten Verkehr mit ihren Töchtern sah, und den zufriedenen Beifall hörte, den ihr Mann und alle Personen, die ihn wiedersahen oder kennen lernten, über ihn äußerten: da tröstete sie sich über die äußere Kälte, welche sie im ersten Augenblick an ihm wahrzunehmen geglaubt hatte.

Cecil wollte seine Studien in Berlin fortsetzen. Auf der Reise dahin besuchte er seine Familie in Paderborn, wo der Vater seit einigen Jahren Präsident war. Cecil hatte dort eine unbeschreibliche Freude, als er erfuhr, daß ein langjähriger und vertrauter Freund seines Vaters seit Kurzem Minister des Auswärtigen geworden sei. Er bat um dringende Empfehlungen, und erhielt sie gern. Der Präsident hatte längst vergessen, daß er ehedem Cecil ein wenig über Sigismund verabsäumt. Es schien ihm unmöglich, jezt, als Cecil mit allen Gaben ausgestattet, die einen Jüngling schmücken, vor ihm stand, und als er es sich nicht verhehlen konnte, daß Cecil eminenter als Sigismund sei — nicht besser, vielleicht auch nicht tüchtiger, aber glänzender, von rascheren Fähigkeiten, und von einer jeden Widerstand verzehrenden, flammenden Thätigkeit. Die Meinung des Vaters war das Gesetz der Familie: Sigismund blieb der Liebling der Herzen und Cecil ward bestimmt eine brillante Carriere zu machen.

Als Cecil in Berlin das väterliche Empfehlungsschreiben abgab, fand er den Minister nicht zu Hause, empfing aber bald darauf die Einladung, ihn am Abend zu besuchen. Der Minister hatte ziemlich gleichgültig die Lobeserhebungen des Präsidenten gelesen. Er hatte keine hohe Meinung von solchen Weltwundern im Flausrock, die fast immer die all-

täglichſten Männer werden, und die nur den Zwanzigjährigen vorausgeeilt zu ſein ſcheinen, um deſto früher zwiſchen den Dreißigjährigen zu verſchwinden. Aus den Zügen, die der Präſident flüchtig hinwarf, ſetzte ſich der Miniſter unwillkürlich das Bild eines kenntnißreichen, vielleicht gar gelehrten, pedantiſchen, unbeholfenen Menſchen zuſammen, unbrauchbar für Welt und Leben, und wahrſcheinlich dereinſt nur auf das Katheder zu ſtellen. Dann verwahrte er den Brief des Freundes und dachte nicht mehr an Cecil.

Wir Deutſche nehmen blindlings ſo viel unnütze Gebräuche des Auslandes an, daß es wirklich ſcheint, als wollten wir uns ganz unſeres eigenen Geſchmacks bei Wahl derſelben begeben. Weshalb ſonſt, frag' ich, hat man nicht die zweckmäßige, und höfliche fremde Sitte eingeführt, daß der Name der Eintretenden an der Thür des Geſellſchaftsſaales laut und vernehmlich von einem Diener ausgeſprochen wird. Das ruft die Wirthe herbei, theilt der ganzen Geſellſchaft dasjenige mit, was ihr zuerſt immer am Wichtigſten iſt: einen Namen, und erſpart dem Fremden das Unbehagen den Hausherrn erfragen und mühſam aufſuchen zu müſſen.

Cecil kannte nicht die Stunden der Geſellſchaft in Berlin. Er war vor Kurzem in London geweſen, wo die Stunden ſehr ſpät ſind. Er ging um zehn Uhr zum Miniſter. Es war nur eine kleine Soiree; man ſaß an einigen Tiſchen in Gruppen beiſammen, und der Miniſter in lebhaftem Geſpräch. Er hatte Cecil vollkommen vergeſſen. Als die Thür aufging und Cecil eintrat, entſprach ſeine Erſcheinung ſo gar nicht der Vorausſetzung des Miniſters, daß er ihn mit jenem unwillkürlich fragenden Blick empfing, den auch der

Höflichſte einem ganz Fremden gegenüber nicht unterdrücken kann. Das gelinde Staunen des Miniſters verwandelte ſich in die angenehmſte Ueberraſchung, als Cecil mit der größten Ruhe von der Welt ſich ihm nannte. Er empfing ihn ſehr freundlich, ſtellte ihn ſeiner Frau vor, die ihn mit einem trocknen Neigen des Kopfes abfertigte, und führte ihn dann zu dem Theetiſch, um den einige junge Mädchen und Männer verſammelt waren, ſagte auf zwei von ihnen deutend: „Meine Tochter; mein Sohn;“ und überließ ihn ſich ſelbſt und ſeinem Schickſal. Guntram machte ihm Platz neben ſich, und Nandine bot ihm Thee an, indem ſie hinzuſetzte, als ſie ihm die Taſſe reichte, ſie fürchte er ſei kalt. Daraus ſah Cecil, daß er zu ſpät gekommen ſein mogte. Er äußerte es unbefangen und fügte bei, daß er ganz fremd und zum erſten Mal in Berlin ſei. Ein junges Mädchen fragte ihn vornehm, aus welcher Provinz er komme. Cecil erwiderte, er ſei ein Rheinländer und komme jezt eben aus London. Guntram fragte ihn angelegentlich, ob ſein Rock auch aus London ſei, und als Cecil es bejahte, entſpann ſich eine lebhafte Debatte über die Verſchiedenheiten und Vorzüge der engliſchen und franzöſiſchen Moden.

Auf dieſen Abend folgten ziemlich häufig ganz ähnliche, denn Guntram paſſionirte ſich für Cecil — ob für deſſen Perſon oder deſſen engliſche Röcke und Gilets? das mogte ihm ſelbſt nicht ganz klar ſein; aber genug, er faßte eine heftige Freundſchaft für ihn, welche durch gleiches Alter und gleiche Studien befeſtigt wurde. Cecil verhielt ſich vollkommen paſſiv dabei. Er fühlte keine Sympathie für Guntram, alſo that er ihm keinen Schritt entgegen. Er ließ ſich dieſe Freundſchaft gefallen, von der er auch ſehr bald

erkannte, daß ſie keine innere Baſis habe, da Guntram ein leichthingeriſſener, höchſtens ein trotziger, aber kein feſter Menſch war; allein er ließ ſie ſich dennoch gefallen, um feſten Fuß im Hauſe des Miniſters zu faſſen. Der hatte großes Wolgefallen an ihm, an ſeinem Verſtand, ſeinen Kenntniſſen, ſeinem Benehmen, und ſah daher ſeine Intimität mit Guntram ſehr gern, hoffend, ſie werde von günſtigem Einfluß auf deſſen loſes und oberflächliches Treiben ſein. Doch war er wolwollend genug, um, auch abgeſehen von dem perſönlichen Intereſſe für ſeinen Sohn, ſich für einen ausgezeichneten jungen Menſchen zu intereſſiren, deſſen Vater ihm befreundet war. Die Miniſterin theilte mit Nichten die Geſinnungen ihres Mannes und Sohnes hinſichtlich Cecils. Sie mußte wol eine ganz vortrefliche Frau ſein, denn allüberall hieß es: „Wie gut iſt ſie, die Miniſterin! wie wolthätig! wie ſeelengut!“ — nur kam von dieſer Vortreflichkeit ihren nächſten Umgebungen ſehr wenig zu gut. Wolthätig war ſie allerdings. Wandten ſich Bittende, Hülfsbedürftige an ſie, ſo fiel es ihr nicht ein, ihnen zu helfen, zu geben, oder ſie zu tröſten; nein, ſie verſchmähte ſo geringe Mittel! ſie ſetzte ſich in ihren Wagen, ſie fuhr zu Freunden und Fremden, zu Bekannten und Unbekannten, ſie ſammelte, ſie collectirte, ſie bot Lotterieloose aus, ſie drang Liſten auf, in die man ſich mit Namen und Geldſummen für irgend ein gutes Werk zu verzeichnen hatte. Dann ließ ſie ihre Schützlinge kommen, theilte ihnen den Erfolg mit, reichte hier das Almoſen, dort das Darlehn, und gab da die ſichere Verheißung einer kleinen Stelle oder einer gewünſchten Protection, und ließ es dabei nicht an wortreichen Ermahnungen und Belehrungen fehlen. Alle

Arme und Kranke, Waiſen und Greiſe der großen Stadt Berlin ſchien ſie zu kennen und ſich für ſie aufzuopfern mit Rath und That. Den Rath ſparte ſie denn freilich auf keine Weiſe. Sie hatte eine viel zu hohe Meinung von ſich ſelbſt, um es nicht für ihre Pflicht gegen die Menſchheit zu halten mit ihrem Rath überall hervorzutreten, auch da, wo er nicht im geringſten begehrt wurde, und ihn nie anders als aus dem Standpunkt ihrer individuellen Meinung zu ertheilen, ohne Rückſicht auf Charakter, Lage, Anſichten der Andern. Wie ihre Freigebigkeit, Rath zu ertheilen, mit dem Bewußtſein ihrer hohen Ueberlegenheit zuſammenhing, ſo entſprang ihre Bereitwilligkeit zur That aus einem unbeſchreiblichen Geſchäftigkeitstrieb, dem ſie keine andere Nahrung zu geben wußte. Allmorgentlich wimmelte ihr Vorzimmer zwei Stunden lang von Supplikanten aller Art, denen ſie in ihrem Cabinet Audienz ertheilte; dann hatte ſie in deren Intereſſe wenigſtens ein halbes Dutzend Billets zu ſchreiben, Liſten aufzuſetzen, Rechnungen durchzuſehen, Empfehlungen und Bittſchriften zu ſtyliſiren; dann mußte ſie umherfahren um eine Waiſenſchule zu prüfen, um eine Armenanſtalt zu inſpiziren, um eine rückſtändige Beihülfe einzutreiben, um an eine kleine Penſion zu mahnen, um das Verſprechen zu erpreſſen, einer kleinen Stellenverheißung eingedenk zu ſein. Manches allgemeine Ehrenzeichen ward auf ihre Empfehlung vertheilt; ja ſie gab zu verſtehen, daß mancher rothe Adlerorden vierter Klaſſe nicht ohne ihr Zuthun an dieſe oder jene Bruſt geflogen ſei. Machte ſie dann ganz erſchöpft von dieſen Anſtrengungen einen Beſuch, ſo entſetzte ſie ſich regelmäßig, daß es ſchon ſo ſpät ſei, klagte, daß der ganze lange Morgen für ſie nur einen Moment

habe, und daß sie doch so gar wenig thue und geben könne. Hatte sie dann für die erste Klage Lob, und für die letzte Widerspruch errungen — der doch, was das Geben betraf, durchaus am unrechten Ort war — so schied sie befriedigt, und im Chor rief man ihr nach: „Welch eine vortrefliche, wolthätige Frau ist sie doch!“ Erhub sich eine zweifelnde oder tadelnde Stimme, so ward sie als die Verkennung bezeichnet, der die Güte immer ausgesetzt ist. Ihr Mann war der Einzige, an den sich die Ministerin mit ihren Protectionen und Fürsprachen nie wenden durfte. Er nahm unter keiner Bedingung darauf Rücksicht, vermuthlich weil er fürchtete, daß sie, dem alten Sprüchwort gemäß, die Hand fodern würde, wenn er den kleinen Finger gegeben. Zu einer Geldbeihülfe hingegen war er immer erbötig, doch sie selbst liebte das Geld zu sehr um zu wünschen, daß es aus seiner Kasse in eine fremde übergehen möge. Dafür war sie ihm herzlich gram, und nannte seine Weise, stets mit einer Geldunterstützung helfen zu wollen, brutal. Sie verschwendete das, was sie ihr Herz nannte, dermaßen an Fremde, daß sie für die Ihren nichts übrig behielt. Daraus geht hervor, daß keine Liebe darin war; denn ein Herz voll Liebe ist unerschöpflich und ist warm und voll rundum. Ihren Mann konnte sie nicht leiden, weil er sie nicht in ihrer Protections-Manie unterstützte, und ihre liebliche Tochter Nandine ebensowenig, weil das Mädchen viel zu schüchtern war, um je in ihre Fußtapfen zu treten. Ihre Maxime, für einen guten Zweck müsse man bereit sein, den Vorwurf der Zudringlichkeit hinzunehmen, machte Nandinen zittern, die lieber ihr letztes Kleid ausgezogen und verschenkt, als einen Andern geplagt hätte, eins aus seiner Garderobe zu holen, weil sie

keines mehr zu verſchenken habe. Ihren Sohn Guntram hatte ſie in ſeiner Kindheit mit der blindeſten Affenliebe behandelt, in der Hofnung, ihm ſpäter eine eben ſo blinde Ergebenheit als ſchuldige Dankbarkeit aufzubürden. Doch der verzogene Sohn war mit Nichten geſonnen, ſich ein ſolches Joch gefallen zu laſſen, und wußte nichts Beſſeres aufzufinden, um es ſich fern zu halten, als in beſtändiger Oppoſition gegen die Mutter zu leben. Eine beſonders ergiebige Nahrung für ſeinen Widerſpruchsgeiſt, fand er in dem ſtarren Hochmuth ſeiner Mutter. Sie, die Menſchenfreundliche, die Barmherzige, ſah in allen Menſchen, die nicht von Adel waren, nur Weſen, die man protegiren, die man aber unmöglich als gleichartig anerkennen könne. Sie ſah das Gegentheil bei den bedeutendſten Männern im Staate; das ſchien ihr aber weiter nichts, als ein vorübergehender Mißbrauch zu ſein. Guntrams Freundſchaft für Cecil war ihr ſo unerträglich, und ſie machte ihm ſo ſcharfe Vorwürfe über ſeinen plebejen Geſchmack, daß dieſe Freundſchaft eine Leidenſchaft wurde, weil ſie Guntram zwang, Cecil zu loben, zu preiſen, liebens- und achtenswerth zu nennen, und ihn ſo unermeßlich hoch zu ſtellen, daß er unerreichbar für ihren Tadel wurde. Nandine hörte das täglich mit an, und ſah täglich, wie ſehr ihr Vater Guntrams vertrauten Umgang mit Cecil billigte. Sie liebte Vater und Bruder herzlich, und fing an, Cecil mit deren Augen zu betrachten.

„Sag mir aufrichtig, was hat Deine Mutter gegen mich?“ fragte Cecil eines Tages ſeinen Freund.

„Nichts! was könnte ſie mit Fug und Recht gegen Dich haben?“ erwiderte Guntram verlegen.

„Doch, doch!“ ſagte Cecil gelaſſen, „ihr mißfällt unſer

Umgang; aber weshalb? was findet sie an mir auszusetzen oder zu tadeln? Ich kenne meine Unvollkommenheit sehr gut, daher begreife ich, daß ich nicht allen Menschen gefallen kann, nur grade Deiner Mutter gegenüber schmerzt es mich, und ich würde gern alles Anstößige vermeiden."

„Lieber Freund!" brach Guntram aus, „grade bei meiner Mutter darf es Dich durchaus nicht schmerzen! deren Theilnahme ist ausschließlich den beiden Polen der Gesellschaft aufgespart: den bettelhaften Krüppeln und den reichen Hochgebornen oder Hochmögenden. Du liegst zwischen beiden: sie beachtet Dich nicht. Glaube mir, uns Kindern geht es nicht besser! sie wird mir gut werden, wenn ich dereinst eine hohe Stelle im Staat bekleide und ihren Protectorats-Liebhabereien entgegen komme — wovor mich aber Gott behüte! — und sie wird die arme Nandine auch nicht eher lieben, bis sie eine brillante Partie gemacht hat, durch die sie zugleich Lady patroness in der Gesellschaft und von hunderttausend Armenanstalten wird."

Cecil lächelte und fragte dann ernst: „Lebt denn Deine Mutter gar nicht mit dem Herzen um so unerhört eitel zu sein?"

„Gar nicht!" entgegnete Guntram traurig, „sie hat sich ganz den Aeußerlichkeiten, in Thun und Gesinnung, zu eigen gegeben, und das macht sie eitel und hochmüthig. Wärest Du aus einer großen Familie, so würde sie einiges Interesse für Dich nehmen, welches sie Dir jezt, als dem theuersten Freund ihres einzigen Sohnes, versagt."

Also das hat sie gegen mich! wollte Cecil sagen. Allein er schwieg. Er begnügte sich, es zu denken und es nie

wieder zu vergeſſen. Er drückte Guntrams Hand und ſprach nach einer Weile:

„Ich beklage Euch.“

„O,“ rief Guntram, „unſer Familienleben wäre wirklich unaushaltbar, wenn nicht Nandine und ich uns ſo herzlich liebten und ſo zärtliche Verehrung für unſern guten Vater hätten, dem die Schwächen der Mutter durchaus fern liegen. Das mußt Du ja längſt erkannt haben, Freund, und nur deshalb kann ich mich entſchließen, mit Dir darüber zu ſprechen.“

„Mehr als Dich, Guntram, beklage ich Deine Schweſter,“ ſagte Cecil. „Sanft und weich, wie ſie mir erſcheint, muß ſie durch ihre Abhängigkeit in tauſend Verhältniſſen zu leiden haben, denen Du Dich leichter entziehen kannſt.“

„Bis zu einem Punkt wird wegen Nandinens himmliſcher Demuth und Gelaſſenheit ihr Verhältniß zur Mutter wol ſchmerzlich ſein, doch nicht unerträglich werden,“ erwiderte Guntram. „Sollte die Mutter aber je den überſchreiten, ſo wird ſie Nandine unbezwinglich und felſenfeſt finden. Sie will ſich nun einmal durchaus nur nach Neigung verheirathen. Bei der ungeheuern Verſchiedenheit von Mutter und Tochter werden dann unvermeidliche Stürme anheben, und ich bin ganz geſpannt, ob nicht bald einer losbricht.“

Cecil ließ das Geſpräch fallen. Guntrams Äußerung über Nandinens innere Entſchiedenheit bei ihrer großen äußern Sanftmuth und Nachgiebigkeit fiel ihm angenehm auf. Bisher war ſie ihm etwas unbedeutend vorgekommen, ſehr hübſch, ſehr graziös, aber gar nicht anziehend. Sie ſprach äußerſt wenig und nie anders als freundlich, und

ganz gleich freundlich mit Jedermann. Sie äußerte nie eine Meinung, nie ein Urtheil, aber sie stimmte auch nicht den fremden bei. Zwischen ihren Eltern, die beständig verschiedener Meinung waren, hatte sie sich diese gleichmäßige Freundlichkeit und diese Zurückhaltung angewöhnt, und sie nahm diese Gewohnheit aus dem Familienkreise in die Gesellschaft hinüber, um nirgends anzustoßen und um Niemand zu verletzen. Cecil hatte zuweilen gedacht: es sei doch recht schade, daß ihre negative Natur ihr allerliebstes Gesicht so insipid mache. Nach diesem Gespräch durfte er auch eine positive in ihr voraussetzen, und er fing an, sich für sie zu interessiren. Je widerwärtiger die Mutter ihm ward, um desto anmuthiger erschien ihm die Tochter. Nur aber sah er sie sehr wenig. Mit Guntram war er täglich, fast stündlich zusammen; sie theilten ihre Studien, ihre Vergnügungen, und Cecil bestrebte sich eifrig, seinen Freund von diesen ab- und jenen zuzuwenden und einen günstigen Einfluß auf ihn zu üben. Er wollte sich durchaus des Ministers Theilnahme und Wolwollen erringen, und es gelang ihm im höchsten Grade. Er sah auch den Minister sehr häufig, der alle Morgen nach dem Frühstück eine Viertelstunde im Zimmer seines Sohnes zuzubringen und sich mit ihm über seine Beschäftigungen und Unterhaltungen zu besprechen pflegte. Seitdem Cecil diese Viertelstunde zwischen halb eilf und eilf Uhr kannte, verfehlte er selten, Guntram ins Collegium abzuholen, das sie um eilf zu hören hatten, und das Guntram ohne diese Auffoderung sich wol häufig erlassen haben würde. Der Minister ging gern in Einzelheiten der Studien der beiden jungen Leute über, und konnte bei der Gelegenheit nicht anders, als eine höchst günstige Meinung

von Cecil faſſen. Allmälig nahm er wirklich Theil an ihm, befragte ihn um ſeine Familienverhältniſſe, ſeine Erziehung, ſeine Ausſichten, ſeine Wünſche und Plane, und erfuhr auf dieſe Weiſe mit einigem Erſtaunen, daß Cecil ſich noch nicht für eine beſtimmte Laufbahn entſchieden habe. In ſeinem Herzen war Cecil längſt und ſehr entſchieden, aber ſo dankbar und offenherzig er übrigens der ermunternden Theilnahme des Miniſters entgegenkam, ſo fand er doch keine Veranlaſſung ſich darüber auszuſprechen, ſondern ſagte nur: nachdem er ſeine militäriſche Dienſtzeit abgemacht und etwas mehr Einſicht und Reife gewonnen hätte, im letzten Jahre ſeiner Studien, wolle er ſich einer Spezialität zuwenden. — In den Soireen bei der Miniſterin erſchien er immer, weil der Miniſter ihn ein für alle Mal eingeladen hatte, und weil er ihrer Hoffahrt durchaus nicht nachgeben wollte. Sie ignorirte ihn und er bemerkte es nicht; aber nach und nach verdroß ſie dieſe Gleichgültigkeit.

In einer dieſer Soireen ſah Nandine ſo traurig aus, daß ſie es nicht vollſtändig hinter ihrem gewohnten Lächeln verbergen konnte. Cecil ſchloß ganz richtig: ſie müſſe mit der Mutter eine Unannehmlichkeit gehabt haben, und im Unmuth darüber oder auch um ſie zu zerſtreuen, war er lebhafter im Geſpräch mit ihr als er ſonſt zu ſein pflegte, und zu ſeiner höchſten Verwunderung trat ſie aus ihrer Paſſivität heraus, und machte ein Paar Äußerungen, die auf eine innere Selbſtändigkeit deuteten. Er wußte nicht, daß ſie heute gleichſam zum Bewußtſein darüber gekommen war, indem ſie einen Heirathsvorſchlag der Mutter beſcheiden, aber beſtimmt abgelehnt hatte; ihm fielen flüchtige Bemerkungen Guntrams über das ſchöne tiefe Herz ſeiner

Schweſter ein, und ſie ſah ſo wunderlieblich aus und an, daß das ſeine klopfte.

Von dieſem Augenblick an trat Nandine in ſein Leben. Er ſtand längſt in dem ihren. Sie kannte ihn aus Guntrams glühenden Lobeserhebungen, aus der wolthätigen Wirkung ſeines Umgangs auf den bis dahin ſo leichtſinnigen und unentwickelten Bruder, aus der Zufriedenheit, mit der ſich ihr Vater über ihn ausſprach, aus ſeiner Erſcheinung, die zugleich eine tiefe und feine Bildung verrieth, und ihn dadurch glänzend auszeichnete, da ſie in ihrem Kreiſe höchſtens einer glatten Bildung zu begegnen pflegte. Sie hatte ihm in tiefſter Stille, ungeahnt von Allen, ihre ganze Theilnahme zugewendet — Guntrams wegen! ſprach ſie zu ſich ſelbſt, nicht um ihr Gefühl zu beſchönigen, ſondern weil das wirklich der Anfang deſſelben geweſen, und ihr ſelbſt unbemerkt ein andres geworden war. Guntrams wegen hatte ſie in ihrer ſtillen Weiſe Cecil beobachtet, wie außer ſeiner Pflegemutter nie ein weibliches Weſen. Als ſie durch ihre Beobachtungen befriedigt hinſichtlich des Bruders war, intereſſirte ſie ſich für ihn ſelbſt genug, um ihn nicht mehr aus den Augen zu verlieren.

Am Morgen nach jener Soiree ging Cecil wie gewöhnlich zu Guntram. Er begegnete ihm und Nandinen, die beide aus den Zimmern des Miniſters kamen. Als Nandine ihn gewahr wurde erſchrak ſie und lief fort ohne ihn zu grüßen. Das fiel ihm auf. Weshalb erſchrickt ſie? fragte er ſich heimlich. Zu Guntram ſagte er:

„Was fehlt Deiner Schweſter? ſie ſah ganz verſtört aus.“

„Sie hat geweint, entgegnete Guntram verſtimmt. Jezt geht das Elend an! ſie ſoll heirathen, ſie will nicht. Geſtern

hat ſie's der Mama erklärt, eben dem Vater wiederholt .... der T—l mag wiſſen was draus wird."

„Will ſie einen Andern heirathen?" fragte Cecil geſpannt.

„Ich denke nicht! vor der Hand gewiß nicht .... ſie hat nichts geäußert, ſagte Guntram; aber am Ende wünſcht denn doch jedes Mädchen zu heirathen, und ſie mag auch wol einen Andern, wie Du meinſt, in petto haben — ich weiß es nicht. Wer kann in die Weiberherzen hineinſchauen!"

Cecil hätte gar gern noch mehr gefragt und gewußt; zum erſten Mal in ſeinem Leben fehlten ihm aber Worte, und er ſchwieg. Es iſt ſchwer, ja unmöglich zu ſagen aus welchen Atomen allmälig eine Neigung erwächſt und wodurch ſie ſich bis zur unerſchütterlichſten Überzeugung im eignen Herzen feſtſetzt und dem fremden kund giebt. Iſt's durch Worte? aber wie vieldeutig ſind ſie! und das eine, das überwältigende „ich liebe Dich" — iſt höchſtens die Erklärung der Liebe, nicht ihr Beginn. Iſt's durch Blicke? dann ſind wenigſtens die Kurzſichtigen ſehr im Nachtheil, denn die ſehen nicht über eine Reihe von Zimmern oder über die Straße hinweg dem Geliebten ins Herz. Iſt's durch Handlungen? dazu haben nur die Allerwenigſten, und auch dann nur im entſcheidenden Moment Gelegenheit. Es mag unhaltbar ſein, was jener Philoſoph behauptet: aus wirbelnden Atomen ſei die Welt zuſammengeſetzt; aber gewiß bilden unerfaßliche Atome das Band, das die Herzen zu einander zieht.

Cecil und Nandine hörten täglich in einer Weiſe von einander ſprechen, die ſie immer mehr für einander intereſſirte, und da es durchaus abſichtslos war, da Guntram

ſie durchaus nicht gegenſeitig beſtechen wollte, ſo machte es um ſo tiefere Wirkung. Er ſprach von der Schweſter zum Freund, weil ſie ihm am Herzen lag, und von ihm zu ihr aus demſelben Grunde. Er hatte nicht Scharfblick genug um zu ahnen, wie ſeine Worte aufgenommen wurden, und die tiefe Theilnahme, mit der man ihnen zuhörte, bezog er gutmüthig auf ſich ſelbſt. Cecil wurde allmälig für Nandine das Ideal, das ſich junge Mädchen ſehr gern, und häufig ohne alles fremde Zuthun ausmalen, und das für ſie durch die Freundſchaft eines Bruders oder das Lob eines Vaters Begründung oder Beſtätigung erhält. Nandine wurde für Cecil ein liebliches, vortreffliches Mädchen, das man, da man doch einmal in der Welt heirathen müſſe, mit Freuden heirathen könne, um ſo mehr, da ſie Tochter eines Miniſters und wahrſcheinlich, der hochmüthigen Mutter wegen, ſchwer zu erlangen ſein würde. Da gab es Reiz, Anſtrengung, Kampf, Sieg. Junge kräftige Menſchen, mögen ſie auch noch ſo ehrgeizig ſein, lieben nicht das, was ihnen mühelos in die Hand fällt; ſie freuen ſich der Anwendung ihrer Kräfte. Erſt ſpäter, wenn die häufig vergebliche Anſtrengung ſie abgemattet hat oder wenn ſie die Abnahme der Kräfte fühlen: dann begehren ſie das müheloſe Glück und ſprechen ſtolz zu ſich ſelbſt: es ſucht mich auf, alſo verdien' ich es. Eine tiefe, das Herz durchlodernde Leidenſchaft war weder bei Nandinen noch bei Cecil, konnte aber durch Widerſpruch dahin geſteigert werden.

Die Miniſterin war höchlichſt erzürnt über den Ungehorſam ihrer Tochter, und fing an ihr Benehmen gegen junge Männer ſtrenger als bisher zu beobachten. Zu ihrem tiefſten Entſetzen bemerkte ſie, daß die leichterhöhte Schatti-

rung eines Vorzugs, den eine ſo junge und wolerzogene Perſon geben kann, ſich unleugbar Cecil zuwende. Sie machte ihr ſchneidende Vorwürfe über ihre Koketterie mit Herrn Forſter, Vorwürfe, die der armen Nandine durch die Seele gingen, weil ſie ſich nicht der geringſten Koketterie, wol aber ihrer Neigung bewußt und nun in tödlicher Angſt war, ſie zur Schau getragen zu haben. Als Cecil das nächſte Mal ſich ihr näherte, empfing ſie ihn mit ſo eiskalter Haltung, daß er nicht wagte, wie ſonſt, ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen. Er zog ſich ſtill zurück und wartete auf die Löſung des Räthſels, und ſie wagte nicht ihn anzuſehen vor Trauer und Bekümmerniß, fuhr fort den Thee einzuſchenken und mit den Perſonen zu ſprechen, die ſich ihr näherten. So mogte eine halbe Stunde vergangen ſein, als Cecil einem jungen Mädchen folgend, mit dem er ſich unterhielt, wieder an den Theetiſch trat, und plötzlich Nandinen gegenüber ſtand. Sie freute ſich ſo ihn wieder in ihrer Nähe zu haben und doch vielleicht noch ein Paar Worte mit ihm wechſeln zu können, daß ſie gänzlich die mütterlichen Vorwürfe vergaß. Sie bot ihm eine Taſſe, und ſagte: „Ach, Vergebung!“ — wie man wol thut, wenn man eine ſchuldige Höflichkeit verſäumt hat. Doch ihr ſanfter trauriger Blick ſprach ihn um eine andere Vergebung an, und obgleich ſie kein Wort weiter wechſelten, ſo kam doch über Beide eine ſüße ſelige Gewißheit.

Der Winter verging. Im Frühling nahm der Miniſter eine Wohnung im Thiergarten; Guntram blieb aber in der Stadt; er hatte ſein militäriſches Dienſtjahr angetreten — bei einem und demſelben Uhlanenregiment mit Cecil. Die

Miniſterin war ſcandaliſirt ihren Sohn in der Montur zu ſehen.

„Ich bitte Dich, kleide Dich anſtändig, Guntram, wenn Du am Abend zu mir kommſt,“ ſagte ſie trocken.

„In dem Soldatenrock meines Königs bin ich ſehr anſtändig gekleidet, Mama, und übrigens darf ich in dieſer Zeit keinen Civilanzug tragen, ſonſt werd' ich geſtraft.“

„Geſtraft? mein armer Guntram! und wie das?“

„Nun ich glaube . . . . man kommt auf Latten,“ ſagte er um ſie zu necken.

Die Miniſterin ſchrie hell auf, und ergoß ſich in eine Diatribe gegen die himmelſchreiende Ungerechtigkeit und grauſame Barbarei, ihren Sohn ein ganzes Jahr in Reih und Glied mit Bauerknechten zu ſtellen.

Guntram entgegnete höchſt gelaſſen: „Liebe Mama: mir thut nichts weiter leid, als daß der König nicht ein Paar Regimenter von Frauenzimmern errichtet, in denen ſie ſämtlich ein Jahr zuſammen dienen müßten — Bauermädchen und Comteſſen, Alle durch und neben einander ſo wie wir. Das würde ihnen höchſt erſprießlich ſein, indem es ſie in die Ideen der Zeit einweihte.“

„Mein lieber Sohn, entgegnete ſie verächtlich, dergleichen hohle Phraſen lernſt Du vermuthlich von Deinem Freunde, Herrn Forſter. Was er darunter verſteht, iſt ſehr klar: dieſe Leute wollen auf unſern Platz, und nennen dieſen Wunſch eine zeitgemäße Idee; — doch was Du darunter verſtehſt wüßte ich gern.“

„Daß wir ihnen zwiſchen uns aufrichtig und ehrlich Platz machen ſollen, entgegnete Guntram, ſonſt laufen wir Gefahr es über lang oder kurz zu müſſen.“

„Auf die Gefahr laſſe ich es ankommen!“ ſprach ſie wegwerfend und fügte dann hinzu: „Du darfſt alſo dieſen charmanten Anzug wirklich nicht ablegen?“

„Nein, gewiß nicht,“ betheuerte Guntram.

„Du giebſt aber doch zu, daß er ſich eigentlich nur für den Dienſt und nicht für die Geſellſchaft ſchickt?“

„Allerdings.“

„Nun denn, mein Sohn, ſo muß ich Dich bitten, Niemand von Deinen Freunden zu mir zu führen, ſo lange Ihr dieſen Anzug tragt. Dich ſeh' ich immer gern, aber meinen Salon mögte ich doch nicht gern in eine Caſerne verwandelt ſehen.“

Guntram fühlte wol, daß ſeine Mutter dies gegen Cecil ſchadenfroh erſonnen hatte; da aber noch vier ſeiner näheren Bekannten gleichfalls ihre Dienſtzeit abmachten, ſo hatte er kein Recht ſich des Freundes wegen zu beklagen. Nur beſchloß er die Mutter nicht öfter zu beſuchen, als es die Pflicht erheiſche, und ihr dadurch zu beweiſen, daß jeder Verſuch ihn von Cecil loszureißen vergeblich ſei. Für Nandine war dies ſehr traurig! nicht nur ſah ſie Cecil nicht mehr, ſie hörte auch nichts von ihm, denn ſie hatte ſelten Gelegenheit zu einem ungeſtörten Geplauder mit Guntram.

Eines Morgens war ſie in der Stadt geweſen um kleine Einkäufe zu machen. Als ſie an dem Hauſe ihres Vaters vorüberging, fiel ihr ein Guntram zu beſuchen. Sie ſchickte den ſie begleitenden Diener herein um zu fragen ob er daheim und allein ſei, und als ſie wartend daſtand — befand ſich plötzlich Cecil an ihrer Seite, gleichfalls um Guntram zu beſuchen. Er ſah ſo freudig verklärt über dies glückſelige Ereigniß aus, daß ſie es ebenfalls wurde. Da kam der

Diener mit der Nachricht zurück: Guntram liege krank im Bett. Nandine flog die Treppe hinauf zu ihrem Bruder; Cecil ging ihr nach, langsam, und sich besinnend ob er dürfe. Er trat schüchtern ein, und sagte dann rasch nach dem ersten Blick auf Guntram:

„Du hast die Masern, oder dergleichen. Ich hab' die Krankheit gehabt, daher kenn' ich sie. Aber Sie, gnädiges Fräulein" . . . .

„Ich fürchte sie nicht, sagte Nandine, und bleibe hier."

Sie schickte zum Arzt, sie schrieb der Mutter, sie ließ den Vater benachrichtigen, sobald er aus dem Staatsrath käme. Der Arzt kam zuerst und erklärte das Scharlachfieber. Nandine erklärte: ihren Bruder pflegen — der Minister: bei seinen Kindern bleiben zu wollen: die Ministerin: Scharlachfieber sei die einzige Krankheit, vor der sie unüberwindliche Scheu habe, und sie werde daher einsam draußen bleiben, und weder ihren Mann noch Nandine in dieser Zeit sehen.

Guntram ward gefährlich krank, und Nandine pflegte ihn wie eine barmherzige Schwester. Alle Unterstützung von Seiten seiner Freunde wies sie dankbar und freundlich ab. Erst als er in vollkommner Genesung war, durften sie ihn sehen; dann ging sie fort. Aber Cecil sagte einmal traurig:

„Der Engel geht, wenn die Menschen kommen;" — da blieb sie ein Paar Minuten mit freudigem Herzklopfen.

Guntram ließ ihr einmal sagen, er werde in den Garten hinter dem Hause hinabgehen, und sie möge doch auch kommen. Geschwind nahm sie ihren Hut und lief hinab. Guntram war noch nicht da; statt seiner traf sie auf Cecil, als sie rasch um eine Laube von persischem Flieder bog.

„Verzeihung! sagte Cecil auch ganz verlegen, weil er sie verlegen sah, man hat mich hieher gewiesen um Guntram zu erwarten.“

„Ich will ihm sagen, daß Sie auf ihn warten,“ entgegnete Nandine und that einen Schritt zurück.

„O nein! rief er hastig, ich bitte, bleiben Sie nur noch einen Augenblick.“

Sie blieb unter dem Fliederbusch und streifte verlegen mit der Hand über die zarten lilafarbenen Blüten. Da ergriff er sanft diese Hand und sagte:

„Nandine! o liebe, geliebte Nandine!“

Sie ließ ihm die Hand, aber sie schwieg, und an ihre gesenkten Wimpern hing sich eine Thräne.

„Haben Sie kein freundliches, kein ermuthigendes Wort für mich?“ fragte er beklommen.

Zitternd, lieblich und schüchtern sprach sie: „Ja.“

„Ja? rief er entzückt und drückte ihre Hand zwischen die seinen und an seine Lippen; ist das ein gewisses und ernstes Ja?“

„Ein gewisses und ernstes Ja,“ sprach sie feierlich, und sah ihn an mit stillen freundlichen Augen.

„Dann müssen Sie Muth haben,“ sagte er gerührt.

„Und Sie Ausdauer.“

Hastig und leise hatten sie diese Worte gewechselt. Da wurden Stimmen laut, Nandine drückte Cecils Hand, machte sich los, und lief geschwind um die Laube herum und in einen andern Weg, so daß die Eintretenden sie nicht gewahr werden konnten. Es war Guntram mit seiner Mutter, die eben angelangt war, und aus Furcht vor der Ansteckung ihrem Sohn den ersten Besuch in freier Luft machen wollte.

„Iſt Nandine nicht hier?“ fragte Guntarm.

„Nein, entgegnete Cecil, und ich komme ſpäter, wenn ich Dich nicht ſtöre.“ Er verbeugte ſich gegen die Miniſterin und ging. Er war faſt beſtürzt über dieſe plötzliche, hohe Gewißheit. Nun gilt's! ſprach er zu ſich ſelbſt, als er die breite feierliche Wilhelmsſtraße hinaufging, die ihm in dem Augenblick wie ein Triumphweg vorkam; — nun beginnt das Leben!

Guntrams Bruſt war angegriffen. Seine Mutter ging mit ihm nach Ems, ganz froh darüber, daß es ihm unmöglich wurde ſein Soldatenjahr abzumachen. Nandine blieb bei ihrem Vater, unter der beſonderen Obhut einer ſtrengen Geſellſchaftsdame, welche die Miniſterin dazu auserkoren hatte. Sie ſah Cecil gar nicht; aber ſie war ſo glücklich in dem Bewußtſein ihrer gegenſeitigen Liebe, daß dieſe Entbehrung ihr nicht wie ein Leid vorkam. Im Beginn der Liebe iſt nichts ſo genügſam als ſie; je mehr ſie wächſt, um deſto ungenügſamer wird ſie, und das kann auch nicht anders ſein und man darf ihr keinen Vorwurf darüber machen, denn ſie iſt: Durſt nach der Unendlichkeit. Darum muß ſie, wenn ſie wächſt, über alles Irdiſch-Erreichbare, über Welt und Leben hinausgehen. Aber freilich! oft verkümmert ſie! zuweilen im Staube und zuweilen in den Wolken der Erde.

Im Spätherbſt kam die Miniſterin mit Guntram zurück, der die Traubenkur gebraucht hatte, aber dennoch den ganzen Winter leidend blieb. Bei ihm ſah Nandine zuweilen ganz flüchtig Cecil. Gern hätte ſie ſich gänzlich vom geſelligen Treiben zurückgezogen und ſich ausſchließend dem Bruder, ſeiner Pflege, ſeiner Unterhaltung gewidmet; doch

die Miniſterin geſtattete es nicht. Sie fand es an der Zeit, Nandine zu verheirathen, und ſich in der Welt nach einer paſſenden Partie umzuſehen; denn nach dem zwanzigſten Jahre wird es mit jedem Tage ſchwieriger für ein junges Mädchen. Die Männer behaupten, daß jedes Jahr ſie alsdann doppelt und dreifach älter mache. Aus demſelben Grunde wollen die Frauen auch nie gern dreißig Jahr alt werden.

Die militäriſche Dienſtzeit wird von den meiſten jungen Männern benutzt um ihre Studien bei Seite zu legen; aber Cecil beſuchte die Hörſäle ſo fleißig wie ſeine beſchränkte Zeit es ihm erlaubte, und weit entfernt durch dieſe angeſtrengte geiſtige und körperliche Thätigkeit abgemattet zu werden, ſchien er ihrer zu bedürfen — ſo ſchön und kräftig entwickelte er ſich in jeder Beziehung. Doppelt prächtig erſchien er neben dem kränkelnden Guntram, und der Miniſter ſah nie ohne einen ſchmerzlichen Seufzer die beiden jungen Männer neben einander. Es war unmöglich vor dem Einen nicht zu denken: Der wird weit gehen! — und vor dem Andern nicht zweifelhaft und bedauernd den Kopf zu ſchütteln.

Nach beendetem Soldatenjahr erinnerte der Miniſter Cecil daran, daß es jezt die höchſte Zeit ſei, eine beſtimmte Laufbahn zu wählen. Den Überblick habe er gewonnen, die vielſeitige Bildung erlangt; nun müſſe er ſich der Praxis widmen und die nahenden Examina bedenken. Cecil erwiderte, er denke ſehr daran, umſomehr da er ſich einer Carriere beſtimme, in der er, das fühle er wol, große Schwierigkeiten überwinden müſſe: der diplomatiſchen.

Der Miniſter entgegnete gelaſſen: „In dieſer Carriere wird, weil mit ihr eine gewiſſe Repräſentation verbunden

iſt, auf Äußerlichkeiten Rückſicht genommen, auf Vermögen, Namen und eine — ich ſage nicht gute, aber glänzende Erziehung.“

„Ew. Excellenz, ſagte Cecil ruhig und beſcheiden, meine Erziehung iſt gut und glänzend geweſen, meinen Namen werde ich zu einem tüchtigen machen, und was das Vermögen betrift: ſo fehlt es der Hälfte unſrer Diplomaten, weshalb alſo ſollte das mich ſtören?“

Der Miniſter entgegnete, er wolle ihn mit nichten ſtören, nur ihn an Bedingungen erinnern, welche ihm vielleicht verletzend entgegentreten dürften.

Cecil erwiderte: „In Öſterreich, in Rußland könnte das der Fall ſein; obwol es auch dort zwei Claſſen von Diplomaten giebt; die erſte aus der hohen Ariſtokratie, welche repräſentirt, die zweite aus anderen Familien, welche arbeitet. Aber in unſerm Staat, der an dem militäriſchen Dienſtjahr für Jedermann eine wichtige Gleichheits-Inſtitution hat, fürchte ich das nicht allzuſehr, und um ſo weniger, da bei den Geſandtſchaften in Rom, in London, in Florenz, bereits Männer ſind, welche keiner adligen Familie angehören. Übrigens, Ew. Excellenz, werd' ich mich immer viel glücklicher fühlen, arbeiten zu dürfen, als repräſentiren zu müſſen, und ich zweifle nicht, daß das Andern beſſer gelingen werde.“

„Ich traue Ihnen genug Energie zu, ſagte der Miniſter freundlich, um Ihren Willen durchzuführen, ſobald er aus dem Bewußtſein Ihrer Beſtimmung hervorgegangen iſt.“

„Das iſt er, entgegnete Cecil. So lange und ſo viel ich mich befragt habe, immer nur iſt mir der eine Weg deutlich geweſen; und habe ich mich nicht darüber ausge-

ſprochen, ſo rührte das von keinem Mangel an Entſchiedenheit — ſondern vielleicht von zu großer her: ich wollte keine Abmahnungen von Perſonen hören, die ich verehre und deren Urtheil ich hoch halte, weil ich wußte, daß ich ihnen nicht würde folgen können. Jezt aber muß ich Ew. Excellenz geſtehen, fuhr er mit ſeinem ſanfteſten Ton und ſeiner ruhigſten Haltung fort, daß ich entſchiedener denn je bin, ſeitdem ich .... Fräulein Nandine liebe."

Der Miniſter ſah ihn kalt an und ſagte: „Das thut mir leid."

Guntram, in deſſen Zimmer dies Geſpräch ſtatt fand, ſprang auf und in Cecils Arme, und rief: „Weshalb, Papa! ich bitte Dich, weshalb?"

Und auch Cecil fragte: „Weshalb?"

„Weil eine Heirath in eine unabſehbare Ferne hinausgeſchoben werden würde, antwortete der Miniſter. Sie haben kein Vermögen, mein lieber Forſter, meine Tochter hat keins; ſie kann nicht warten, bis Sie in einer unabhängigen Lage ſind."

„Aber wenn ſie warten wollte, Ew. Excellenz?" fragte Cecil ſchüchtern.

„Sie ſind alſo vollkommen mit meiner Tochter einverſtanden, Herr Forſter?" fragte der Miniſter etwas kühl und hoch.

„Die Herzen ſind es!" entgegnete Cecil.

Der Miniſter ſah ihn erſt finſter, nach und nach immer milder an. Zulezt ſagte er: „Lieber Forſter, ich bin Ihnen gut, Sie wiſſen es! ich bin's nicht bloß Guntrams, ſondern Ihretwegen. Daher geb' ich Ihnen nicht als Vater, aber

als Freund den Rath: machen Sie Ihren Weg ohne meine Tochter.“

„Aber ich liebe ſie!“ rief Cecil.

„Und was weiter? fragte der Miniſter und warf den Kopf zweifelnd zurück. Lieben? das iſt ſehr gut! doch man will auch glücklich werden durch die Liebe, und meine Tochter .... kann es nicht werden. Sie können es, o ja! für Sie mag dieſe Liebe ein Sporn, ein Stern ſein — was weiß ich! denn Sie dürfen arbeiten, ſtreben, und manches Jahr lang die Liebe mit dem Ehrgeiz verſchmelzen und für ihn handeln, wenn Sie auch an ſie denken. Doch meine Tochter muß warten, warten und warten, die Händ' im Schooß, lange Jahre, fern von Ihnen, einſam in ſchöner Jugendzeit — ſind Sie ſicher, daß ihre Liebe dazu ſtark genug iſt und daß ſie des Wartens nicht überdrüſſig werde und Sie aufgebe?“

Hätte der Miniſter geſagt: Glauben Sie, daß Nandine dabei glücklich ſein könne? — ſo würde er vielleicht Cecil gerührt haben, während er ihn durch ſeine Muthmaßung nur kränkte und hartnäckig machte. Vergeſſen, aufgegeben zu werden von einem Mädchen, von Nandine — dagegen ſträubte ſich Cecils Eitelkeit weit mehr als ſeine Liebe und er ſagte im Ton lächelnder Gewißheit: „Ew. Excellenz, darauf muß Fräulein Nandine antworten.“

„Aber, lieber Forſter, wie ſoll denn ein junges Mädchen, das nicht die Menſchen, nicht die Verhältniſſe, nicht ſich ſelbſt kennt, das überdies augenblicklich in einer Neigung befangen iſt, wie ſoll es ſicher über eine ganz unſichre Zukunft ſein!“ rief der Miniſter.

„Dann dürfte ein junges Mädchen nie heirathen, ſagte

Cecil, denn durch den Schritt tritt es auch ſicher einer unſichern Zukunft entgegen.“

„Unſicher, was das Mehr oder Weniger von Glück betrift — ja! entgegnete der Miniſter; aber ſie tritt in ein ſicheres und beſtimmtes Verhältniß, das ſie bis zum Grabe mit einem ganz unabſehbaren Gefolge von Pflichten umgiebt und dermaßen feſſelt, daß ſie den Kreis nicht durchbrechen kann, ſelbſt dann nicht, wenn Liebe und Leidenſchaft aufgehört haben, was doch immer früher oder ſpäter geſchieht. Allein in einem ſo ganz unbeſtimmten Verhältniß, was ſoll ſie da feſſeln, wenn die Liebe aufhört? ihr Wort, ihr Verſprechen? welchem Mann würde das genügen! — Und kann nicht auch derſelbe Fall bei Ihnen eintreten? Sie kennen kaum die Frauen“ . . . . —

Cecil erröthete und ſagte mit dem vollen Stolz, den die Jugend ſo gern der Erfahrung des Alters gegenüber ſetzt: „Ich weiß nicht ob es nöthig iſt die Frauen zu kennen, um Eine zu lieben.“

Der Miniſter ſtand auf und verließ das Zimmer ohne daß einer der jungen Männer wagte ihn aufzuhalten.

Guntram warf ſich abermals in Cecils Arme und machte ihm Vorwürfe über ſeine Verſchwiegenheit. „Iſt Nandine nicht meine Schweſter?“ fragte er.

„In dieſem Punkt giebts keine Schweſter, nur ein Mädchen, das ſein Geheimniß bewahrt wiſſen will,“ ſagte Cecil; aber er war unruhig und beklommen. Es lag zu viel Wahrheit in den Worten des Miniſters. Wenn ſie mich vergeſſen könnte! wiederholte er ſich immer ganz heimlich, und mit unſäglicher Angſt. Er dachte nie: Und wenn ich ſie vergeſſen könnte! Er hielt ſich für unerſchütterlich ſicher,

und überdas erſchien ihm Nandine nie anders als mit einer glänzenden Zukunft umwebt, die ihm, dem Schwiegerſohn des Miniſters, nicht fehlen konnte und von der er entſchloſſen war, nicht zu laſſen. Guntrams Ermuthigungen und Hofnungen beruhigten ihn nicht.

„Wenn ich nur einmal Deine Schweſter ſprechen könnte, ungeſtört ihr ſagen dürfte, was ich ſagen mögte! Wer weiß ob ſie noch geſinnt iſt, wie vor einem Jahr: wer weiß, Guntram, ob ſie heute wie damals Ja ſpricht! Dies ewige Fremd- und Fernſein, dieſer beſtändige Zwang bei der beſtändigen Ungewißheit — Guntram, Du weißt nicht, welche Folter es iſt.“

„Ihr habt nun einmal Beide die Hände in ein Wespenneſt geſteckt, Du und Nandine — ſagte Guntram ganz froh die ihm ungewohnte Rolle des Mentor ſpielen zu dürfen, da er gewöhnlich nur der Telemach war — mit der Mama wird es ganz unerhörte Kämpfe geben, und vielleicht .... vergebliche! der Vater denkt zum Glück anders! wärſt Du einige Jahre älter und in einer unabhängigen Lage, ſo gäb' er Dir gleich Nandine“ ... —

„Lieber Freund, unterbrach Cecil ihn ungeduldig, ich bitte Dich, zähle mir keine Schwierigkeiten auf. Veranſtalte lieber, daß ich Nandine einmal ſprechen darf.“

Guntram ließ ſich bereitwillig finden, und ſie beſprachen das Wann und Wie. — Der Miniſter hatte gradesweges zu Nandine gehen wollen; aber eine Botſchaft ſeiner Frau rief ihn zu der. Er drängte ſich mit Mühe durch die Bittſtellenden in ihrem Vorzimmer, und war ganz erſtaunt ſich ihr zu ſo ungewohnter Stunde gegenüber zu ſehen. Sie gab ihm einen Brief, den ſie ſo eben erhalten, es war ein

Heirathsantrag für Nandine, den eine Mutter im Namen ihres Sohnes machte.

„Die jungen Leute kennen sich nicht," sagte der Minister, nachdem er gelesen.

„Nein! darum eben ladet mich die Baronin ein, im Fall ich geneigt wäre den Vorschlag für meine Tochter anzunehmen, sie diesen Sommer zu besuchen; da sollte sich die Bekanntschaft machen."

„Dann freilich müßten wir mit Nandine reden, denn ich" . . . —

„Ich habe meine Tochter so erzogen, unterbrach ihn die Ministerin, daß sie einwilligt, wenn ich es ernstlich begehre; und diese Heirath will ich."

„Denn ich, fuhr er fort, habe so eben eine ganz andere Erklärung gehört."

„So? Ei! und von wem?" fragte sie erwartungsvoll und geschmeichelt.

„Vor Allem: Ruhe, meine Liebe! sprach er, die Hand auf ihren Arm legend. Mit Heftigkeit, mit Zorn gar, ist hier nichts auszurichten."

„Wie das!" rief sie so heftig, daß der Minister sagte: „Ich bitte Dich, sei ruhig, sonst ist es mir unmöglich, mich mit Dir über Nandinens Zukunft zu besprechen."

Als sie schwieg erzählte er ihr sein Gespräch mit Cecil. Sie erstarrte. Dann brach sie nach Frauenart in Vorwürfe aus:

„Das kommt davon her! warum nimmst Du solche Leute bei Dir auf, warum gestattest Du Deinem Sohn freundschaftlichen Umgang mit ihnen!" u. s. w.

Wenn ich sage: nach Frauenart; — so versteh ich dar-

unter: nach Art der Schwachen, von der manche Männer mit nichten ausgeſchloſſen ſind. Die ſchwachen Seelen ſind ſo geartet, daß ſie einem Andern die Schuld der Widerwärtigkeiten aufzubürden ſuchen, von denen ſie befallen werden. Der Miniſter ließ unbewegt wie eine Eiche den Sturm über ſich fortbrauſen und ſagte dann:

„Gut, gut! ganz Recht! ſoviel von der Vergangenheit, jezt von der Zukunft.“

„O, Nandine ſoll den Baron heirathen! ſie muß den Herrn Forſter aufgeben . . . gleich!“

„Es iſt ganz gut von Sollen und Müſſen zu ſprechen, Beſte, wenn man es durchſetzen kann“ . . .

„Und weshalb ſollt ich es nicht durchſetzen?“

„Weil man Nandine nicht zwingen kann.“

„Gott! rief ſie, wie unglücklich bin ich als Frau und Mutter! mein eigner Mann tritt für meine eignen Kinder gegen mich auf.“

Der Miniſter war unendlich gelangweilt durch all dieſe leeren Phraſen. Er ſagte: „Es wird am Beſten ſein, mit Nandinen ſelbſt zu ſprechen,“ und ſtand auf.

„Ja, ſagte die Miniſterin entſchloſſen; ich will ſie rufen laſſen.“

Das geſchah. Nandine kam. Der Miniſter hatte ſeine Frau beſchworen ſie nicht einzuſchüchtern, und ſo verhielt ſich die Miniſterin ſchweigend, während er der Tochter den Brief gab. Nandine ſah ihn flüchtig durch, und ſagte dann, ſie wünſche, bei ihren Eltern bleiben zu dürfen. Der Miniſter fragte gütig:

„Immer, mein Kind?“

Die arme Nandine erröthete tief, und ſchüttelte langſam

und ſchweigend den Kopf. Die Miniſterin verhielt mühſam ihren Zorn. Nandine ſchlug die Augen zu ihr auf; aber als ſie den Unwillen der Mutter gewahrte, verſtummte ſie und Thränen rollten ihr ſchnell und heiß über die brennenden Wangen. Den Miniſter beſchlich ein unendliches Mitleid mit dem Mädchen, das wie eine Verbrecherin daſtand, und doch nichts Böſes gethan hatte. Er ſagte gütig:

„Nandine, er iſt aufrichtiger gegen mich geweſen als Du biſt.“

„O! rief Nandine, und fiel ganz überwältigt auf ihre Knie, er hat keine Mutter, die ihm deshalb zürnt.“

Ihre Mutter zuckte ſchweigend die Achſeln. Der Miniſter hob ſie auf, ließ ſie neben ſich ſitzen und ſagte:

„Nicht ſo heftig, Nandine! beruhige Dich und erzähle mir was Dir in und auf dem Herzen liegt.“

Sie that es. Aufrichtig erzählte ſie ihm ihre unſchuldige Liebe, die von nichts lebte als von der Hofnung. Auch das Ja an der Fliederlaube verſchwieg ſie nicht. Zum Schluß ſagte ſie:

„Nun weißt Du Alles, Vater! wenn Du mir aber zürnſt um der Liebe oder um des Schweigens willen, oder um ſonſt etwas, ſo ſterbe ich, lieber Vater.“

„Bah! ſagte die Miniſterin raſch; Du wirſt eben ſo wenig ſterben, als aus Deiner unſtatthaften Liebe je eine Heirath werden kann.“

Nandine ſah ihren Vater mit einer Angſt an, als ſei ſie des Todesurtheils aus ſeinem Munde gewärtig.

„Nun, nun! ſprach er begütigend, das iſt denn doch wol zu viel geſagt.“

Nandine fiel ihm um den Hals, athemlos vor Entzücken. Die Miniſterin ſtand auf und ſagte eiſern:

„Nandine! meine Einwilligung bekommſt Du nie, merke Dir das: nie! auch wenn der Vater die ſeine giebt: nie! und ich habe zum erſten und zum letzten Mal über dieſe Angelegenheit mit Dir geſprochen.“

Sie ging in ihr Cabinet und ſchloß die Thür hinter ſich zu.

Guntram und Cecil waren überraſcht, plötzlich zum Miniſter beordert zu werden, und noch überraſchter, als ſie Nandinen bei ihm fanden. Er erklärte den jungen Leuten, er könne ſie nicht als Verlobte betrachten, dazu wären ſie zu jung, zu wenig ſelbſtändig, zu neu in der Welt; und er wolle auch nicht, daß ſie ſich ſo betrachten ſollten: das hieße vielleicht ihr Glück wegen einer Chimäre wegwerfen. In Geſellſchaft dürften ſie ſich ſehen wie bisher, und übers Jahr wolle er ſie wieder fragen, ob ſie bei ihrer Geſinnung beharrten. Cecil war ganz, war überglücklich! er hatte jezt die Gewißheit von Nandinens Liebe, denn hätte ſie dem Vater nicht geſtanden, wie tief ſie ſei, ſo würde der die Prüfung überflüſſig gefunden, und ein für allemal Nein geſagt haben. Mit Hand und Mund gelobte er freudig ſich dem Willen des Miniſters ſtreng zu fügen. Auch Nandine gelobte, doch nicht freudig. Für ihr ſchweres Leben an der Seite der Mutter ſollte kein liebendes Wort von Cecil ſie dann und wann entſchädigen und ihr frohen Muth geben! aber ſie ſchämte ſich, weniger zufrieden zu ſein, als er. Der Miniſter hofte auf dieſe Weiſe für das Glück ſeiner Tochter geſorgt zu haben, nicht blindzärtlich, ſondern wie ein verſtändiger, liebender Vater. Hielt ihre Liebe nicht die Probe

aus, ſo durfte ſie es geſtehen, ohne ſich um einen Treubruch zu grämen; bewährte ſie ſich: ſo war ihm Cecil als Schwiegerſohn willkommen. Er theilte der Miniſterin die Maßregel mit, die er ergriffen, und bat ſie nachſichtig gegen Nandine zu ſein, und vor Allem: jeden andern Heirathsvorſchlag jezt fallen zu laſſen. Sie antwortete kurz:

„Nandine iſt eine Thörin und Du biſt ein ſchwacher Vater, der ihr Leben ruiniren hilft! Dieſe gute Partie geht ihr wiederum verloren, und ich werde mich fortan nicht mehr um ihre Zukunft bemühen.“

Der Miniſter entgegnete kalt: das ſei Alles was er wünſche. Seitdem ergoß ſich die Miniſterin noch mehr als gewöhnlich in Ermahnungen und Rathſchlägen gegen die Perſonen, welche ihre Unterſtützung in Anſpruch zu nehmen kamen. Um ihre Tochter aber bekümmerte ſie ſich nach gewohnter Art nur ganz äußerlich, ließ ſie Muſik- und Sprachunterricht fortnehmen, den Thee machen, die Geſellſchaft beſuchen, ohne irgend eine Rückſicht auf das, was ihr Herz wünſchen und erfreuen könnte. Aber nach wie vor hieß es: Wie ſie gut iſt, die Miniſterin! wie ſie wolthätig iſt! wie viel Gutes ſie wirkt und ſtiftet!

Für Cecil begann eine glückliche Zeit, wie ſie faſt für Jedermann in der erſten Jugend und zwar dann eintritt, wenn ſeine bis dahin unbeſtimmten Wünſche eine beſtimmte Form und Farbe angenommen haben und aus dem Äther auf die Erde herabgeſtiegen ſind. Dann iſt es wie wenn der Morgennebel ſich zertheilt hat und eine Frühlingsgegend im Sonnenglanz daliegt. Man ſieht ſie vor ſich, die lachende, liebliche Landſchaft, man weiß, daß ſie offen und frei iſt; das genügt um frohen Muthes ihr zuzuwandern. Cecil

warf ſich ihr entgegen. Das Leben war ihm eine Luſt; all deſſen Anſprüche und Foderungen waren ihm willkommen, denn keine däuchte ihm zu groß, für das was er bereit war zu leiſten. Der geliebten Pflegemutter, mit der er einen unausgeſetzten Briefwechſel führte, ſchrieb er jubelnd ſeine Hofnungen, ſeine Liebe. Lolly, mit der er ebenfalls fleißig correſpondirte, ſchrieb ihm: ſeine Briefe wären von einer dermaßen indiskret glänzenden Heiterkeit, daß ſie Alles errathen könnte, was er ihr verſchwiege. Zu Guntram ſprach er von ſeiner Liebe und von der Geliebten, und dieſe Geſpräche, welche Guntram treulich mit manchem Gruß und mancher zärtlichen Botſchaft der Schweſter wieder mittheilte, waren der einſamen Nandine einziges Labſal. Sie ſah Cecil täglich, nämlich aus dem Wagen, wenn ſie mit der Mutter ſpazieren fuhr, alſo nur grade genug um ihm einen Gruß ganz flüchtig zuzuwinken; und ſie ſprach ihn alle zwei oder drei Wochen in einer Soiree, ſtets überwacht von dem ſtrengen Auge der Miniſterin, die ihr unerbittliche Vorwürfe machte, wenn ſie eine Minute länger mit Cecil als mit Andern ſprach. Ueberdas hatte ſie keine Arbeiten, die ihren Geiſt in Anſpruch nahmen und ihre Zeit überfüllten, wie Cecil, der einmal ſagte:

„Hätte der Tag acht und vierzig Stunden, dennoch würde er mir zu kurz ſein, um all den Stoff zu verarbeiten, den ich in ihm finde.“

„Und mir wird jede Stunde zu lang, weil ſie leer iſt,“ ſagte Nandine ſeufzend.

„Sie geben mir eine doppelte Seele; das macht mich ſo reich und ſtark,“ entgegnete Cecil.

Von der Erinnerung an ein ſolches Wort, und von der

Hofnung auf ein ähnliches, lebte dann Nandine Tage und Wochen hindurch. Die Liebe für Cecil ward das Erdreich, aus dem ihr gedrücktes Wesen Nahrung zog. Außer derselben hatte sie nichts, wie am brennend heißen Sommertage die Pflanze nichts hat, als ein Paar Tropfen Morgenthau. Die Liebe zu Nandinen war für Cecil ein günstiger Wind in seinen Segeln; er schmückte sein Lebensschifflein mit ihrem Bilde, wie die italienischen Schiffer das Bild der Madonna als heilbringend, als Stella maris, über ihrem Kiel aufstellen. Aber auch ohne das hätte er versucht die Welt zu umschiffen.

Der bewußte Jahrestag kam, und mit ihm Nandinens und Cecils Versicherung dem Minister gegenüber, daß ihre Gesinnung unverändert dieselbe sei.

„Gut! sagte der Minister ernst; das Verhältniß bleibt dasselbe, und übers Jahr werde ich Euch wieder fragen."

Dies entsprach nicht der Erwartung der Liebenden. Nandine war viel zu schüchtern um den Wunsch zu äußern, den sie auf dem Herzen hatte; aber Cecil war kühner. Er bat um Erlaubniß an Nandine schreiben zu dürfen; doch der Minister versagte es.

„Das kann nur zwischen Verlobten statt finden, sprach er, und Sie sind nicht mit meiner Tochter verlobt."

Nandine wagte zu sagen, daß sie sich dennoch so betrachte, und der Minister erwiderte, es hänge von ihr ab, doch er könne es nicht. Cecil rief lebhaft:

„Das ist aber grausam!"

„Und was denn? fragte der Minister gelassen; vor einem Jahr dankten Sie mir für ganz dasselbe, was Sie jezt grausam nennen. Was hat sich seitdem verändert? nichts.

Sie sind nicht mehr Student, Sie haben neulich ein Examen glücklich bestanden, allein Sie sind nach wie vor Cecil Forster, und wenn mir das auch genug ist um Sie persönlich zu schätzen, so kann es mir unmöglich genug sein für den Mann meiner Tochter, die, wie Sie hoffentlich einsehen werden, weder einen Referendar, noch einen Gesandtschaftsattaché heirathen kann — und das werden Sie für die nächsten Jahre sein!

Cecil und Nandine erkannten das, versuchten aber dennoch den Minister ihren Wünschen geneigter zu stimmen. Er blieb unerbittlich.

„Ihr glaubt eine Prüfung bestanden zu haben und sie beginnt erst, sprach er. Guntram soll seiner üblen Gesundheit wegen reisen, und Nandine und die Mutter werden ihn begleiten; da kommst Du zum ersten Mal in neue fremde Umgebung, mein Kind, und Sie, lieber Forster, werden in ihren neuen Verhältnissen der praktischen Welt auch um einige Schritte näher treten als bisher. Wer weiß zu welcher Erkenntniß Ihr Beide gelangt."

Sie widersprachen heftig, doch es blieb dabei. Guntram, voll Mitleid über die bevorstehende Trennung und weite Entfernung der Liebenden, veranstaltete, daß sie in seinem Zimmer einen kurzen heftigen Abschied von einander nehmen durften; dann reis'te Cecil seiner Bestimmung zu nach Oberschlesien, wo er ein Jahr bei einem Gericht arbeiten sollte. Nandine reis'te mit ihrer Mutter und Guntram zur Molkenkur nach Gais.

Cecil würde sich vermuthlich in Ratibor ganz unerhört gelangweilt haben, wenn nicht die Nachricht vom plötzlichen Tode seines Vaters ihn gleich in den ersten Tagen dort ge-

troffen und in eine Stimmung verſetzt hätte, welche der Langenweile keinen Raum ließ. Sein Vater, der nie ein guter Wirth geweſen war, hinterließ große Schulden, durch welche ſeine Mutter mit den unverſorgten Geſchwiſtern in eine drückende Lage gerieth. Das kränkte ihn noch mehr, als es ihn betrübte. Es ſchien ihm eine Schmach, die auf ſie Alle zurückfiel, und doch konnte er nichts thun um ſie abzuwenden, als höchſtens ſeinen Onkel bitten, ſich mit ſeinem praktiſchen Geſchäftsſinn der trübſelig verwickelten Verhältniſſe ſeiner rathloſen Mutter anzunehmen. Das that Herr Forſter auf eine ſehr edle Weiſe; aber ſchon daß es nöthig war, demüthigte den ſtolzen Cecil. In dem zwiefachen Gram um den Verluſt und um die Umſtände, die ihn noch ſchmerzlicher machten, lebte er einſam in Ratibor, ganz ſeinen Geſchäften und ſeinen beſondern Studien hingegeben. An Guntram ſchrieb er in ſechs Monaten nicht ein einziges Mal. Er fand nicht die Stimmung in ſich um den kränkelnden Freund zu erheitern. Darüber verzehrte ſich Nandine in Beſorgniſſe. Sie wurde blaß und mager, ihre Geſundheit litt, doch ſie klagte nicht, denn ſie merkte es nicht, ſie fühlte nur, daß ihr das Herz weh that.

Endlich, es war ſchon im Winter, machte Cecil eine Bekanntſchaft, die ihn aus ſeinem geſellſchaftlichen Siebenſchläferzuſtand, wie er ſelbſt ihn nannte, aufrüttelte. Eine Meile von Ratibor lebte auf ſeinem ſchönen Landſitz Graf Regensberg, oder ließ vielmehr ſeine Frau dort leben, während er ſich weit beſſer in Wien, Breslau und Berlin amüſirte. Er war in erſter Ehe mit einer reichen Erbtochter vermält geweſen; als ſie ſtarb und ihm außer einem halberwachſenen Sohn zwei ganz kleine Knaben hinterließ, welche

mütterlicher Pflege bedurften, entschloß er sich zu einer zweiten Heirath, und um so leichter, da Diane Adlercron das lieblichste Mädchen von der Welt war. Muß ich daheim sein, so habe ich denn doch wenigstens eine schöne Frau, — dachte er zum Trost für ihren Mangel an Vermögen. Sie heirathete ihn ganz demüthig. Sie war etwas über fünfzehn Jahr alt und durchaus dazu erzogen erst dem Willen einer Mutter und dann dem Willen eines Gemals nachzuleben. Und so lebte sie denn seit zwei Jahren mit den Stiefkindern ziemlich einsam auf ihrem Schloß. Jezt war ihre ältere Schwester, Gräfin Renate Dobenegg bei ihr zum Besuch, und diese beiden Frauen sah Cecil auf einem Ball bei seinem Präsidenten. Diane fiel ihm auf, weil sie schön war, Renata weil sie es nicht, und dennoch ungleich anziehender war. Diane unterhielt sich vortreflich, denn sie tanzte gern. Renata tanzte nicht, und die arme Präsidentin war in großer Noth, was sie mit der Frau anfangen solle, die fremd in der Gesellschaft war und sich fürchterlich zu langweilen schien, denn alle Personen, die nicht tanzten, spielten, sie hatte die Karten abgelehnt, und die Wirthe konnten sich nicht ausschließlich ihrer Unterhaltung widmen. Die Augen der Präsidentin fielen auf Cecil, der seiner Trauer wegen nicht tanzte, und viel zu elegant war um sich als Lückenbüßer in irgend eine abgelebte Whistpartie schieben zu lassen. Sie bat Renata um Erlaubniß ihn ihr vorstellen zu dürfen, rief ihn, und ging beruhigt von dannen. Cecils gewohnte Sicherheit war auf dem Punkt ihn zu verlassen, als er vor der Gräfin Dobenegg stand, ein solches Gemisch von Impertinenz und von finsterm Ernst lag auf ihrem jugendlichen Antlitz. Doch war sie zu stolz um unhöflich zu sein; sie

konnte nur ihre Langeweile nicht verbergen. Sie grüßte ihn artig, aber schweigend, denn sie wußte nicht, was sie ihm sagen sollte. Da dachte er, er müsse es schon wagen und fragte:

„Sie tanzen nicht, gnädige Gräfin?"

„Nein," erwiderte Renata.

„Sie spielen auch nicht?"

„Nein."

„Und vielleicht, fragte er halb lächelnd und halb schüchtern, vielleicht sprechen Sie auch nicht gern?"

Sie sah ihn mit großen Augen an und erwiderte: „Zuweilen doch!" — Sie war überrascht, daß sich hier Jemand so frei gegen sie benahm.

„Es wäre wol glücklich, fuhr er fort, wenn man diesem Zuweilen begegnen könnte."

„O das ist sehr leicht, erwiderte Renata, man braucht mir nur Sachen zu sagen, worauf ich antworten kann."

„Und mag! sollten Sie hinzusetzen, gnädige Gräfin."

„Allerdings! ich find' es ganz unbeschreiblich überflüssig die gewöhnliche Conversation von: Wie befinden Sie sich — und von: Wie gefällt Ihnen diese Gegend — zu machen. Die Chinesen haben eine Grüßmaschine, die schwenken sie statt sich zu verbeugen, die Kalmücken haben eine Betmaschine, die drehen sie statt zu beten; ich dächte wir schafften uns eine Wortmaschine an, die wir klingeln oder klappern ließen um uns dadurch obige Phrasen und eine Flut von ähnlichen zu ersparen."

Als Cecil sah, daß Renata ganz lebhaft sprechen konnte, wurde auch er lebhaft, und versuchte die Phrasen in Schutz zu nehmen, als ein Studium wie weit man es mit ihnen

bringen könne ohne alle Gedanken und mit hinterhaltigen Gedanken. Renata entgegnete, sie glaube nicht, daß irgend Jemand Gedanken im Hinterhalt hege, wenn sie wirklich den Namen verdienten.

„Die brechen sich Bahn, unwillkürlich, wie das Licht," sagte sie.

„Dann müßte ja Verständniß und Wahrheit in der Welt herrschen," wandte er ein.

„Ja, sagte sie sehr ernst, ich denke auch wirklich, daß ein solches Verständniß zwischen edlen Menschen, zwischen hohen Geistern, zwischen Wesen, die das Leben in unsrer nüchternen Gesellschaft verschmähen, existirt."

„Ich denke nicht! erwiderte Cecil. In der Geschichte von Jahrtausenden finden sich gewiß nicht hundert Menschen, die ausgezeichnet wie sie waren, zum gegenseitigen Verständniß über einander gekommen sind. Um verständlich zu sein muß man die himmlische Fähigkeit besitzen sich verständlich machen zu können, und hat man die, so wird man es nicht blos für die hohen und großen seltnen Geister, sondern auch für uns kleine Alltagsmenschen sein, denn diese Fähigkeit ist das Genie, und ich denke, daß es nicht blos bei den Künstlern und Dichtern zu Hause ist, wohin wir es gewöhnlich verweisen."

„Bei ihnen spricht es sich wenigstens in der schönsten Form für uns aus; aber ach! Jeder von uns versteht doch etwas Anderes darin! dem Einen wird die Welt der Sinne verklärt, wo dem Andern die Welt der Seele."

„Aber Alle begegnen sich in dem Gefühl der Bewunderung, des Entzückens, der Befriedigung, und indem alle Fibern des Menschenwesens berührt und all seine Nerven

geweckt werden, erklingt ein großes und allseitiges Verständniß, nicht in vornehmer Abgeschlossenheit von Einem zu Einem, sondern in freier Mittheilung von Einem zu Allen.“

„Doch zweifelten Sie eben an der Herrschaft der Wahrheit in der Welt,“ sagte Renata spöttisch.

„Ja, in der Phrasenwelt, von der Sie, gnädige Gräfin, damals sprachen. Unter dieser Kruste giebt es eine andere Welt“ . . . —

„Sieh da! rief sie; auch Sie sind exclusiv und sprachen doch so eben höchst liberal „von Einem zu Allen.“ Wie reimt sich das?“

„Ich erstaune! rief Cecil. Wie, gnädige Gräfin, Sie sollten nicht wissen, daß liberal und exclusiv Hand in Hand geht? Als die Mutter unsers Liberalismus, die französische Revolution sich erhub, war sie unter ihrer Freiheitsmütze dermaßen exclusiv, daß sie Alle ohne Umstände aufs Schaffot schickte, die nicht ihre Gesinnung theilten. Das ist doch gewiß ein Beispiel im großen Styl, wie gut Liberalismus und Exclusivität sich vertragen.“

Renata sah ihn forschend an. Sie hatte ihn durch ihre Kreuz- und Querfragen verwirrt machen wollen, und nun wußte sie nicht, wie sie mit ihm daran war.

„Sie schillern in allen Farben, sagte sie endlich, und tragen keine bestimmte.“

„Keine zur Schau, gnädige Gräfin,“ entgegnete Cecil und trat bescheiden zurück, als in dem Augenblick der Präsident einen Stuhl neben ihr einnahm.

Renata fiel aber nach einigen gleichgültigen Wechselreden wieder in ihre frühere Einsylbigkeit zurück. Während der

Zeit unterhielt Diane ſich vortreflich, denn ſie begehrte weniger Geiſt als die ernſte Schweſter, und plauderte lieber über einen Tanz und ein Kleid, als über innere Zuſtände. Sie hatte auch nicht deren kalte und abwehrende Haltung, ſo daß Cecil, der ſich Renaten ſchüchtern genähert hatte, bei Dianen ſich auf gleichem Fuß fühlte, und zwar ſehr beſcheiden, aber doch mit der Zuverſicht, daß ſie es ihm geſtatten werde, ſich die Erlaubniß erbat ihr einen Beſuch machen zu dürfen; und ſie gewährte es freundlich.

„Gott, wie bin ich müde von Langerweile!“ ſagte Renata ſchläfrig, als ſie ſich endlich in die eine Wagenecke drückte.

„Und ich vom Tanz,“ ſagte Diane heiter, lehnte ſich in die andere und ſchlief während der Heimfahrt.

Ein Paar Tage ſpäter ließ Cecil eines Nachmittags ſein ſchönes Reitpferd ſatteln, und ritt in heitrer Stimmung von dannen. Er freute ſich mehr als er ſich deſſen klar bewußt war Renata wieder zu ſehen. Er fand die Schweſtern beiſammen, mit zierlicher Handarbeit beſchäftigt, in einem großen und ſtattlichen Zimmer, deſſen Meuble, Tapeten und Vorhänge von dunkelrothem Damaſt ein prächtiges und behagliches Anſehen hatten. Dianens Jugend und Lieblichkeit fiel um ſo mehr in der ernſten Umgebung auf. Sie hatte noch die tanzenden, ſpielenden Bewegungen eines ganz jungen Mädchens, und es war unmöglich, ſie für die Frau vom Hauſe zu halten. Mit ihren Stiefſöhnen, Knaben von drei und vier Jahren, ſpielte ſie zuweilen, gleichſam auf eigne Rechnung, wie mit Geſchwiſtern. Der älteſte, der in Dianens Alter war, befand ſich nicht mehr zu Hauſe. Cecil mußte ſich die größte Mühe geben, um Diane neben

Renata zu beachten, obgleich dieſe bei jeder ſchicklichen Gelegenheit die Schweſter hervorhob, um ſowol ſie ſelbſt als Andere an ihren Platz als Hausfrau zu erinnern. Immer wendete er ſich im Lauf des Geſprächs an Renata, wenn er es auch mit Dianen begonnen hatte. Es war ihm unmöglich, mit Beiden zugleich zu reden, weil man mit der Einen nicht anders als oberflächlich und mit der Andern nicht anders als ernſt ſprechen konnte und weil er daher immer gewärtig ſein mußte, Dieſe zu langweilen, wenn Jene ſich unterhielt. Diane verrieth eine unruhige Beweglichkeit, eine Sehnſucht nach den Freuden, Genüſſen, Neuheiten und Emotionen der Welt; Renata eine faſt verachtende Gleichgültigkeit dagegen. Sie ſchien all jene buntfarbigen Früchte für Sodomsäpfel zu halten, vielleicht weil ſie in der einen, der köſtlichſten, nur Staub und Aſche gefunden, während Diane auch an den Sodomsäpfeln die herrlichen Farben aufrichtig bewunderte und an den vermoderten Inhalt nicht glaubte. So, in der häuslichen Abgeſchiedenheit, verſchwand die abwehrende Schärfe, welche Renata in der Geſellſchaft wie eine Vertheidigungswaffe trug, und ſie ſah nur ſtill und ernſt aus, wie Jemand, der ſich zu einem tiefen Schmerz reſignirt hat. Cecil wunderte ſich heimlich, daß die Männer zwei ſo junge und reizende Frauen allein ließen. Diane ſagte im Lauf des Geſprächs, ſie erwarte ihren Mann zu Weihnachten. Renata ſprach nicht von dem ihren. Cecil fühlte ſich nicht behaglich. Diane veranlaßte ihn durch Fragen, die halb der Neugier, halb der Theilnahme angehörten, ſo viel er nur irgend Luſt hatte, aus ſeinem Leben zu erzählen. London, Paris, Berlin, die Weinleſe am Rhein, die Schweiz: Alles mußte er beſchreiben, Alles fand ſie ent-

zückend, und er konnte ſich der ſtaunenden Fragen nicht erwehren, auf welchem einſam verzauberten Fleckchen Erde ſie denn eigentlich gelebt habe.

„In Augsburg, im Hauſe meiner Mutter, ſagte ſie, wo ich den ganzen Tag lernen und ſtudiren mußte — ich weiß nicht was! denn ſeitdem hab' ichs aufgegeben; ich habe doch kein Geſchick für die Gelehrſamkeit! — und darauf hier und immer hier, und nur ein einziges Mal in Wien."

„Wir ſind aus der Kinderſtube vor den Traualtar getreten, ſagte Renata, und ſehr einſam und ſtreng erzogen. Die Mutter meinte: in der Welt finde man ſich immer zurecht, wenn die Verhältniſſe es ſo mit ſich brächten; aber in der Einſamkeit ſchwer, wenn man ſich an ein zerſtreuendes Leben gewöhnt habe. Man kann die Beſtimmung einer Tochter nicht vorher wiſſen."

„Sollte ich je eine Tochter haben, rief Diane, ſo bin ich ganz entſchloſſen, ſie nicht vor ihrem fünfundzwanzigſten Jahr heirathen zu laſſen, damit ſie nach Herzensluſt tanzen und fröhlich mit ihres Gleichen ſein könne. Denn — einmal verheirathet, Ade die Fröhlichkeit!"

„Ich dächte, Du hätteſt ihr nicht ſo ganz Ade geſagt," ſprach Renata lächelnd.

„Gewiß nicht, entgegnete Diana, ich habe nur nicht recht Gelegenheit, um ſie zu äußern. Doch z. B. Du" . . . .

„O ich!" unterbrach ſie Renata in einem Ton, als könne unmöglich von ihr die Rede ſein. Dann bückte ſie ſich über ihre Tapiſſerie, ſagte zu Cecil: „Denken Sie noch mehr Reiſen zu machen?" und gab dadurch dem Geſpräch wieder eine allgemeine Wendung.

Am Abend ritt Cecil ganz nachdenklich heim. Diana

gaukelte immer vor ſeinen Augen, Renata ſchwebte immer durch ſeine Gedanken, und dazwiſchen fiel ihm das Wort des Miniſters ein: Sie kennen die Frauen noch nicht. An Nandine dachte er gar nicht. Er wollte ſie heirathen, ſein Haus mit ihr gründen, durchs Leben mit ihr gehen, ja! aber das Alles lag ihm ſo fern in ſo weiter Zukunft, und die Gegenwart ließ ſo goldene Schleier vor dieſer Zukunft herabſinken, daß er Nandinen gleichſam entrückt war. Bis jezt hatte er immer für die Zukunft, mehr außer ſich als in ſich, gelebt. Jetzt kam ihm die Sehnſucht auch einmal für die Gegenwart zu leben.

Als er am nächſten Morgen zur Seſſion ging, rollte ein Reiſewagen mit Poſtpferden beſpannt an ihm vorüber, und mit Schreck erkannte er in demſelben Renata. Fort? wohin? . . . zu wem? fragte er ſich heimlich niedergeſchlagen. In ſich verſunken ging er weiter, und ſtieß auf einen ſeiner Collegen, der ihn ſofort unter den Arm nahm und ſagte:

„Haben Sie's geſehen? Eben fuhr Gräfin Dobenegg mit Courierpferden hier durch.“

„Ja, erwiderte Cecil, und wohin mag ſie reiſen?“

„Nach Franken zurück, zu ihrem verrückten Mann.“

„Verrückt? warum nicht gar!“ rief Cecil ungläubig.

„Schlimmer als verrückt! blödſinnig. Ja ja, blödſinnig, ſtupid, wie Sie es nennen wollen! freilich nicht blödſinnig genug, um der unglücklichen Frau ihre Freiheit zu laſſen, die ſie doch bei einem Verrückten haben würde. Was ſagen Sie dazu?“

„O das iſt aber infam!“ rief Cecil aufbrauſend.

„Ja ja, dergleichen Infamien geſchehen! und wiſſen Sie

weshalb? . . . um's Geld, lieber Freund, um's blanke, baare Geld. Stirbt Graf Dobenegg, so erbt sie sein ungeheures Vermögen — denn zum Testiren wird er nicht zu blödsinnig sein. Dann ist sie seine rechtmäßige Erbin, wie sie jezt seine rechtmäßige Gemalin ist. Wie gefällt Ihnen das Recht, das in der Welt gang und gebe ist? .... Angetraut? O, rechtmäßig, rechtmäßig! rufen die Verkünder des göttlichen Segens, die Geistlichen. Testirt? o rechtsgültig, rechtsgültig! rufen wir, die Stellvertreter der göttlichen Gerechtigkeit" . . . . —

„O, das ist aber ganz infam!" rief Cecil halb in Verzweiflung, denn ihm begann vor Renata zu grauen.

„Ja ja! so besteht die Welt, so geht sie, und Manche behaupten gar, so gehe sie vorwärts. Vorwärts? das mag sein, denn sie bringt Jahre, Jahrhunderte, Jahrtausende hinter sich. Nur aber nicht aufwärts, dazu herrscht eine zu himmelschreiende, allgemeine, obwol sorgsam versteckte Ungerechtigkeit, zu der die Gerechtigkeit sich verhält, wie der Faden, mit dem man säuberlich ein zerfetztes und zerrissenes Kleid zusammennäht, damit die Blöße nicht allzu unanständig und augenbeleidigend hindurch schimmere. Ich helfe auch nähen . . . . und mit Glück."

„Sie sind ein bittrer Spötter, Ohlen!" sagte Cecil und sie traten ins Sessionszimmer.

Er konnte ein Gefühl des Abscheus vor Renata so wenig unterdrücken, daß er nicht im Stande war, von Dianens Erlaubniß sie besuchen zu dürfen, Gebrauch zu machen. Überdas hörte er, Graf Regensberg sei gekommen; „nun mag sie sich von ihm Modeneuigkeiten und Tagesgeschichten erzählen lassen," dachte er, und Wochen vergingen.

Da erhielt er ihre und ihres Mannes Einladung zu einem großen Diner, das Graf Regensberg gewöhnlich ſeiner ganzen Nachbarſchaft zu geben pflegte, ehe er irgend eine ſeiner zahlreichen Reiſen unternahm. So war es auch diesmal. Er wollte zum Carneval nach Wien. Diana hatte ihn dringend gebeten, ſie mitzunehmen; umſonſt! Er liebte trotz ſeiner 48 Jahre das Junggeſellenleben ganz außerordentlich, war überdas ſo verſchwenderiſch und dem Spiel ſo heftig ergeben, daß er die bedeutend vermehrte Ausgabe nicht machen mogte, mit einer hübſchen und eleganten Frau in der Welt aufzutreten. Diana hatte zu große Freude an Putz und Schmuck, ſogar hier in ihrer Einſamkeit, wo ſie ſich faſt nur für ihr Spiegelbild ſchmückte, um ihm nicht die Überzeugung zu geben, daß ſie draußen in der Geſellſchaft mit den verſchwenderiſchſten Frauen Schritt halten werde. „Und dieſer Verſuchung ſetz' ich ſie lieber gar nicht aus," ſprach er zu ſich ſelbſt, um ſeine Handlungsweiſe zu beſchönigen. Denn es iſt recht merkwürdig, daß die Menſchen, indem ſie ihrer Neigung gemäß leben und handeln, es ſo darzuſtellen ſuchen, als lebten ſie dem Intereſſe und der Pflicht gegen Andere. Die phlegmatiſche Frau ſpricht: „Ich laſſe meinen Mann im Hauſe ſchalten und walten, das iſt ihm lieb." Das herrſchſüchtige Kind ſpricht: „Ich nehme den alten Eltern alle Mühe ab und auf mich." Der geizige Mann ſpricht: „Ich muß für meine verſchwenderiſche Familie ſorgen und ſchaffen." So Alle. Und dieſe beſtändige Heuchelei erzeugt die allertraurigſten Mißverhältniſſe und Spannungen, weil der eine Theil da einen Dank begehrt, wo der andere Druck oder Mangel empfindet.

Graf Regensberg ſetzte Dianen weitläuftig auseinander,

wie koſtbar das Leben in Wien ſei, ſo daß es ihm unmöglich wäre, ſie mit all der Eleganz und dem Glanz erſcheinen zu laſſen, der ihr gebühre, und ohne die er ſie nicht gerne in der Geſellſchaft ſehen würde; und ſo nahm er von ihr Abſchied, und ließ ſie ſo ziemlich mißmuthig zurück, weil ſeine Gründe ſie gar nicht überzeugten. Auf dem Diner hatte ſie Cecil mit ſo unbefangener Freundlichkeit gefragt, weshalb er ſie nicht beſuche, daß er ſich lächerlich vorkam mit ſeinem Grauen vor Renata; da doch die Schweſtern zwei ſehr verſchiedene Perſonen waren. Wer weiß, ob dieſe nicht auch ein kleines Monſtrum iſt? dachte er heimlich; auf jeden Fall iſt ſie ein liebliches! — Und wieder fiel ihm das Wort des Miniſters ein, aber diesmal wie ein Vorwurf, daß er ſo Manches kenne, jedoch nicht das Wichtige, das Einflußreiche: Frauen. Er ſchämte ſich faſt vor ſich ſelbſt. Er fing an, ſich ſehr mit Dianen zu beſchäftigen, aus Eitelkeit und aus Langerweile; und da ſie mit einer gewiſſen dankbaren Freudigkeit ſeine Huldigung annahm, ward ſeine Eitelkeit geſchmeichelt, und es kam ein Ausdruck von Wärme in ſein Gefühl, der ihm bis dahin gefehlt hatte. So iſt der Anfang von tauſend und aber tauſend Neigungen, ja, von den meiſten.

Die Frauen nehmen ihre erſte Liebe ernſthaft; die Männer ihre letzte. Jene legen ihr friſches, unangetaſtetes, junges Gefühl, all ihre Hofnung in ſie, wenn ſie eben neugeboren in ihnen aufwacht. Dieſe haben ſo manche thörichte Lieben gehabt, welche die Exiſtenz verbrauchen, ohne das Herz zu befriedigen, daß ſie erſt ſpät zur Erkenntniß über das kommen, was ſie eigentlich begehren. Die Liebe ſtralt wie ein ſommerlich früher Sonnenaufgang wolkenlos die

Frau an, während der Mann ſich meiſtens durch heiße, ſchwere Wolken hindurch arbeiten muß, ehe ihm die Liebe, aber dann ſchon als Mittagsſonne, im Zenith ſteht. Diana hatte nun zwar kein tiefglühendes, nur ein leichtbewegtes Herz, dennoch nahm ſie die Sache unendlich viel ernſthafter, als Cecil. An den Tagen, wo er zu kommen pflegte, und die ſelten genug waren, ging ſie vom Morgen an durch alle Grade der Erwartung, der Unruh, der Spannung, der Beſorgniß; während er gelaſſen und pünktlich ſeine Geſchäfte beſorgte, ehe er zu Pferde ſtieg. Einmal traf ihn eine plötzliche Abhaltung: er war geärgert und verdrießlich darüber; aber Diana brachte den Abend unter Fieberſchauern hin, und ſchloß in der Nacht vor Beſorgniß ihre Augen nicht, während Cecil ganz vortreflich ſchlief. Als er am andern Tage hinaus kam, empfing ſie ihn blaß und mit zitternden Lippen, und er begrüßte ſie friſch und froh. Nur durch ihre innere Bewegung fühlte er ſich endlich etwas gerührt. Sie gefiel ihm, allein ſie zog ihn nicht an. Es iſt mir aber ganz unmöglich, mich in ſie zu verlieben — war der Schluß der Prüfung, die er an einem einſamen Abend mit ſich ſelbſt anſtellte — und ich fürchte nicht, daß ſie . . . — Da ſtockte er, denn er ſtieß auf eine Unwahrheit! er wollte ſich ſehr gern von ihr lieben laſſen, und hatte mit ihr kokettirt, wie man ſonſt nur den Frauen Schuld giebt, mit den Männern zu thun. Diane, rathlos, unentwickelt, unerfahren, bedrückt durch ihre farbloſe unbefriedigende Exiſtenz, lebte ſich in ein Gefühl hinein, das ihrer Phantaſie allen Spielraum ließ. Sie litt und hofte, ſie glühte und fürchtete abwechſelnd, und Cecil fing nachgrade an, ſich durch eine Neigung gequält zu fühlen, die er weder mißverſtehen, noch

erwidern konnte. Nichts war ihm erwünschter, als Graf Regensbergs plötzliche, durch große Verluste im Spiel bedingte Heimkehr. Jezt wird sie einen angenehmeren Gesellschafter haben als mich, dachte er, und mich daher auch nicht vermissen. Er machte gegen Diane diese Äußerung. Sie sah ihn an, mit so ungeheuchelt schmerzlichem Staunen, mit so naiver Verwunderung, daß es ihm Leid that, mit einer so arglosen Seele nur gespielt zu haben, um sich den langweiligen Aufenthalt in Ratibor zu verkürzen, und wie eine Befreiungsbotschaft empfing er einen Brief vom Minister, der ihn bald darauf nach Berlin beschied. Mit aller Förmlichkeit empfahl er sich dem Grafen und der Gräfin Regensberg, und jubelte darauf im geheimen Stolz: „O guter zukünftiger Schwiegerpapa! wie leicht ist es, der lieben herzigen Nandine treu zu bleiben.“

Der Minister wollte Cecil eine Zeitlang unter seinen Augen in seinem Cabinet arbeiten lassen, und da konnte es nicht fehlen, daß er sich bald von seiner außerordentlichen Gewandtheit, sowol in Auffassung als Darstellung der Verhältnisse, überzeugte. Außerdem verstand er die französische und englische Sprache so gut wie die deutsche, und drückte sich mündlich und schriftlich aufs Bestimmteste und Geläufigste in ihnen aus. Nicht nutzlos und nicht absichtlos hatte er so fleißig mit seiner Tante in englischer und mit seiner Cousine Lolly in französischer Sprache correspondirt. Was den beiden Frauen eine Freude — war ihm eine angenehme Übung gewesen. Eine flüchtige Äußerung des Ministers, daß die Italiener es außerordentlich gern hätten, wenn man in ihrer Sprache und nicht französisch, diplomatische Geschäfte mit ihnen abmache, beherzigte Cecil auf der Stelle,

ſo daß der Miniſter nicht anders konnte, als höchſt zufrieden mit ihm ſein.

Im Spätſommer kehrte die Miniſterin mit ihren beiden Kindern zurück. Guntram war hergeſtellt nach der zweimaligen Molkenkur in Gais, und dem Winteraufenthalt in Rom; aber Nandine war unbeſchreiblich verändert, abgemagert, verblaßt, verwelkt, ohne eine Spur von Jugendfriſche. Sie gehörte zu den feinen zarten Blondinen, die, wie Waldblumen, nur ſo lange friſch ſind, als der kühle grüne Schatten des Frühlings und des Morgens ſie beſchirmt, und die an's helle Licht oder in Sonnenglut gebracht, ſogleich ſich verfärben. Seit drei Jahren war ihr Leben in unabläſſige brennende Glut getaucht: Ungewißheit, Bangigkeit, Sehnſucht, mit ihrem unendlichen Gefolge von Wünſchen und Verzagen, umgab ihre Liebe, und Furcht, Angſt, Trauer, legte ſich beklemmend über ihre töchterlichen Gefühle, und gönnte ihr auch von der Seite keine Ruhe. Ihre Mutter hatte ein Paarmal bei Gelegenheit von Auszeichnungen, welche Nandine leicht in Bewerbungen hätte verwandeln können, ſo zu ihr geſprochen, als halte ſie ihre Liebe zu Cecil für Wahnſinn, für einen Zuſtand, von dem ſie um jeden Preis geheilt werden müſſe. Dieſe Strenge zerknickte Nandine, nicht ihr Herz, aber ihre Geſundheit, ihre Kraft. Cecil war entſetzt über ihr Ausſehen, der Miniſter tief bekümmert.

„O, wie hab' ich gelitten, durch dieſe gräßliche, grauſame Trennung," ſagte ſie.

„Trennung muß wieder ſein, mein Kind," entgegnete der Miniſter traurig.

„Ja lieber Vater, aber nur Gewißheit, Zuſtimmung

und ein Paar Blätter, die hinüber und herüber gehen dürfen."

Cecil war tiefgerührt, daß Nandine sich seinetwegen dermaßen abgehärmt hatte, und nun in seiner Nähe wieder auflebte. Er legte dem Minister das Wol und Glück, gar das Leben der Tochter, so eindringlich, glühend und überzeugend an's Herz, daß er sie wirklich verlobte und nur begehrte, es geheim zu halten, bis er im Stande wäre, eine feste Stellung für Cecil auszumitteln; dann solle sogleich ihre Verbindung statt finden. Zwei Jahr höchstens könnten darüber hingehen.

„Zwei Jahr voll freudiger Hofnung sind nicht lang," sprach Cecil zuversichtlich.

„Ja, wenn Du hier bliebest, entgegnete Nandine traurig; aber fern von Dir sind sie aus meinem Leben gestrichen."

Die Ministerin nahm daran gar keinen Theil.

„Ich bitte Dich, verschone mich! sagte sie zu ihrem Mann, der sie zu freundlicher Einwilligung bewegen wollte. Nie und nimmermehr geb' ich sie! Nandine kann thun was sie will, da sie die Deine hat und alt genug dazu ist. Ich halte es aber für das Beste, sie durch unausgesetzte Zerstreuung auf andere Gedanken zu bringen."

Das wollte der Minister nicht zulassen, der Nandine sehr angegriffen fand; und so vergrub sich denn die Ministerin, um sich von ihren Familiensorgen zu erholen, tiefer denn je in Wolthätigkeitsvereine.

Im Herbst schickte der Minister Cecil über Italien nach Constantinopel. Er richtete seine Reise ein, um einige Tage bei der geliebten Pflegemutter am Rhein zu verweilen. Da

fand er Lolly mit zwei schönen Kindern; da fand er seine zweite Cousine eben verheirathet, und die dritte verlobt; da brachte er seine eigene Freudigkeit und hofnungsvolle Zuversicht in diesen frohen Kreis, und fragte sich selbst und all diese glücklichen Menschen: „Aber giebts denn wirklich so viel Leid und Unglück auf der Welt, wie man davon reden hört?“ Kühner denn je warf er sich hinaus in die Wellen des Lebens.

Er kam nach Italien. Eine neue Welt lag vor ihm, und in ihm jede Fähigkeit um sie aufzufassen, zu genießen, zu durchgeisten. Fein- und tiefgebildet wie er war, fühlte er sich mächtig ergriffen auf dem Boden, den von Alters her bis auf unsere Tage der Genius durchfurcht hat. Er las den Tacitus, wie den Dante, wie den Byron. Der Zusammenfluß von Reisenden aller Nationen zog ihn ebenso sehr an, als das Leben des Volks in seiner ungenirten Eigenthümlichkeit. Der Verkehr mit Künstlern, mit Gelehrten interessirte ihn nicht minder, als das bunte, farben- und bilderreiche Treiben der Gesellschaft. Überall, in jedem Kreise, war er gern gesehen. Mit sicherm Tact, je nachdem die Menschen es vertragen konnten oder ihn dazu veranlaßten, wußte er stolze Zurückhaltung, die sich suchen läßt, an den Tag zu legen, oder eine Verbindlichkeit, die sich glücklich schätzt entgegenkommen zu dürfen. Seine Pflegemutter machte ihm durch die größte Freigebigkeit seine äußere Lage durchaus unabhängig von jeder Sorge, jeder hemmenden Rücksicht. Er war ein verwöhntes Lieblingskind des Schicksals. Die Sicherheit der Glücklichen hatte er immer gehabt; jezt verfiel er in deren Übermuth. Bisher war ihm

Alles gelungen was er unternommen und gewollt hatte; er fing an zu glauben seinetwegen sei die Welt da.

Er hatte Alles was den Frauen gefällt: eine beseelte Schönheit, einen anmuthigen Verstand, eine beherrschende Haltung. Er gefiel ihnen; aber das genügte ihm nicht: er wollte geliebt sein. Er war so liebenswürdig, daß man ihm wol die Fähigkeit lieben zu können zutraute. Eine schöne junge Italienerin, Braut eines geachteten Mannes, faßte in Rom eine glühende Leidenschaft für Cecil. Ihre Glut erwiderte er, ihre Liebe nicht. Ihr Verlobter zog sich zurück. Da wollte Cecil verzweifeln, denn er — war ja nicht mehr frei! An dem Tage, wo er nach Ancona abreis'te, nahm die schöne unglückliche Fiamma den Novizenschleier. Das brachte ihn etwas zur Besinnung. Er verwünschte seinen frevelhaften Leichtsinn, den er vor sich selbst nicht einmal mit dem Drang unwiderstehlicher Leidenschaft bemänteln durfte. Denn er mußte sich gestehen, hätte *sein* Glück auf dem Spiel gestanden, so hätte er sich beherrscht, aber er that es nicht — weil es nur Fiamma's war. Ist es meine Schuld, daß sie mir keine wahre tiefe Liebe einflößen, diese Diane, diese Fiamma? sprach er entschuldigend zu sich selbst. Aber er beschloß dann doch künftig zum Scherz nicht mehr die Herzen zu brechen.

Mit Nandinen stand er im Briefwechsel, und fügte jeder Depesche an den Minister ein Blatt für sie bei. Indessen hatte er doch keine rechte Herzensfreude an dieser Correspondenz; man findet sie nur in zwei Fällen: entweder durch ein schrankenloses Vertrauen, oder durch eine frische, kräftigende Anregung. Diese gewährte ihm Nandine nicht, und jenes hegte er nicht für sie. Zu seiner Pflegemutter hatte er ein

tiefes, erquickendes Vertrauen. Ihr erzählte er seine inneren und äußeren Schicksale, wenn nicht unparteiisch, doch unbefangen. Ihr nannte er Fiamma's geknickten Namen, und nahm dankbar, als Entsühnung, ihren sanften ernsten Tadel, ihre Warnungen an. Um für ihn wirksam zu sein hätte Nandine wo möglich ihm vorausgehen, doch mindestens mit ihm Schritt halten — wenn nicht ihn begeistern, wenigstens ihn ermuntern müssen; ihn anregen müssen, nicht durch passive Theilnahme, sondern durch belebende Zustimmung oder belebenden Widerspruch; sie hätte Flügel haben müssen um über ihm zu schweben; jezt blieb sie hinter ihm zurück. Sie hatte eine passive Energie. Das ist eine Eigenschaft der Frauen, mit der sie Unglaubliches durchsetzen, weil sie häufig mit ihr die aktive der Männer ermüden, und frisch sind, während jene athemlos. Sie beschränkt sich aber mehr darauf, einen Platz zu behaupten, als einen neuen zu gewinnen, mehr auf das Feststehen, als auf das Vorwärtsgehen. Überdas war Nandine kränklich, und ihre Seelenstimmung trug diese bleiche Färbung. Ein Brautstand, der über zwei Monate dauert, mag für den Mann ganz angenehm sein, möge er ihn nun auf Reisen oder mit Geschäften oder in irgend einer Thätigkeit, welche sein zukünftiges Glück fördern hilft, hinbringen. Er fördert es eben, er legt Hand an, er arbeitet dafür, er ist thätig, er hat nicht Zeit sich abzuängstigen um tausend kleine Besorglichkeiten, sogar wenn er wollte. Aber für das Mädchen ist's eine Marter; denn es muß warten und warten und immer warten, und das zehrt am Lebensmark selbst der phlegmatischsten. Nandine wünschte nichts als daß Cecil heimkehren möge. Cecil wünschte tausenderlei Dinge, unter denen auch

seine Heimberufung war, weil sich an sie ohne Zweifel eine Secretärstelle knüpfen mußte, wie der Minister ihm versprochen hatte. Der Gedanke, daß seine Heirath ebenfalls damit verknüpft sei, lag ganz im Hintergrund wie ein kleines mattes Nachtlämpchen, ging ihm nie auf wie ein Gestirn, schwebte ihm nie vor wie die Feuersäule, die seinem Wege die Richtung gab. Das kümmerte ihn wenig. Er dachte nun einmal, sein Herz sei nicht für die Liebe geschaffen, die überdas für den Mann nur ein secundäres Interesse sei.

Man meint gewöhnlich, Klatschereien seien nur in kleinen Städten zu Hause. Das ist ein seltsamer Irrthum. Es existirt nur der Unterschied, daß die kleine Stadt einen Cirkel, die große hingegen zehn oder zwanzig hat, in denen nach Herzenslust geklatscht wird, und daß jene monatelang von einer und derselben Klatscherei zehren muß, während dieser unausgesetzt frischer Stoff zufließt. Die Theilnahme für des lieben Nächsten Thun und Lassen ist nun einmal dem Menschen in's Herz gepflanzt und es ist nur sehr zu bedauern, daß sie meistens als Nessel, selten als liebliche Blume zum Vorschein kommt. In großen Städten, deren Bewohner vielfache Verbindungen und Bekanntschaften haben, viel reisen, viel Fremde sehen — folglich für viel Menschen sich interessiren — werden die Klatschereien im großen Styl getrieben. Mag eine bekannte Person aus einem ihrer Kreise in Lissabon oder in Petersburg leben, so weiß ihr Kreis in Wien und Berlin, was sie am Tajo oder an der Newa treibt — natürlich mit jenen Variationen im modernen Geschmack, welche das eigentliche Thema kaum noch durchschimmern und erkennen lassen. Diese stupende Liebhaberei für Klatschereien rührt daher, daß man heutzu-

tag mehr in die Breite, als in die Tiefe lebt, ſich lieber nach Außen verflüchtigt, als nach Innen ſammelt. Vermöge der Eiſenbahnen, der Dampfſchiffe, der Journale, der unendlichen Erleichterung um zuſammen zu kommen, hat man ſich gegenſeitig gleichſam immer vor dem Perſpektiv, und ſo erfuhr denn auch Nandine Cecils trauriges Liebesabentheuer mit Fiamma. Es war Jemand aus Rom gekommen, der faſt ein Augenzeuge ſich nannte. Das ſprach und erzählte ſich herum bis es der Miniſterin mitgetheilt wurde, und zwar von einer intimen Freundin, welche längſt Cecils und Nandinens Verhältniß ahnte, und ſich tief gekränkt fühlte, nicht in dies Familiengeheimniß eingeweiht zu ſein. Die Miniſterin trug es ſogleich ſchonungslos ihrer Tochter vor, und wenn Nandine auch nicht glauben konnte, daß der geliebte Cecil ihr im Herzen treulos ſei, ſo zergrämte ſie ſich doch über eine Flatterhaftigkeit, die ſo ſchneidend mit ihrer eigenen Standhaftigkeit kontraſtirte.

Cecil war nicht wenig entſetzt, als er in Conſtantinopel einen Brief von Nandinen erhielt, der ihm deutlich ſagte, daß ſie mehr gehört habe, als ihm lieb war. Sie klagte nicht, ſie fragte nicht; aber ſie ſchrieb in einem unterdrückt empfindlichen Ton, mit einer gekränkten und kränkelnden Reizbarkeit, welche ihm, der das Wort zum Räthſel hatte, deutlich verriethen, daß ſie ſich verletzt fühle. Cecil hatte Fiamma's Andenken ſo ziemlich in die Wellen des ioniſchen Meeres verſenkt; daher traf ihn Nandinens Brief doppelt unangenehm. Er wurde ärgerlich und fand ſich in ſeiner Freiheit beſchränkt. Wie ſoll das werden? fragte er ſich ſelbſt; gar in dieſer immenſen Entfernung, wo halb Europa von der Spree bis zum Bosporus zwiſchen uns liegt, will

ſie jede meiner Handlungen, meiner Empfindungen controliren; um wie viel mehr, wenn ich an ihrer Seite lebe! das wird ja eine ganz unaushaltbare, ärger als polizeiliche Aufſicht! — Er antwortete Nandinen in einem Ton, der nur ſcherzhaft ſein ſollte, der aber ſpottend war, und ihr bitter weh that. Da immer Monate zwiſchen einem Brief und der Antwort lagen, ſo hatte die Mißſtimmung Zeit in dieſer Pauſe wie in zuträglichem Erdreich zu wuchern; und ſie that es; d. h. Cecil wurde unbeſchreiblich gleichgültig und Nandine unbeſchreiblich geſpannt. Sein Gefühl unterlag einem kalten — das ihre, einem hitzigen Fieber. Ohnehin iſt eine Correſpondenz zwiſchen Liebenden leicht ein Stein des Anſtoßes, woran die Liebe zerbricht. Ein und daſſelbe Wort kann geſprochen anmuthig, und geſchrieben abſtoßend klingen. Schwarz auf weiß nehmen ſich die Meinungen ſo unbeugſam, die Anſichten ſo ſchroff aus. Manche Plaudereien ſind ebenſo lieblich zu hören, als nüchtern zu leſen. Und nun die Mißverſtändniſſe um eines Wortes, einer Äußerung willen! Da ſoll man nach Wochen erklären, was man damals gemeint hat, und iſt doch während der Zeit aus dem Zuſammenhang gekommen; oder man ſoll Rechenſchaft von dem Gedanken ablegen, der eine gewiſſe Äußerung hervorgerufen hat, und man hat ihn vergeſſen; oder das, was man für wichtig und erfreulich gehalten hat, wird überſehen und Gleichgültiges beantwortet. Kurz, eine Correſpondenz zwiſchen Liebenden, die nicht heute Brief und morgen Gegenbrief bringt, iſt tauſend Gefahren ausgeſetzt, und kann die Liebe ſcheitern machen. Cecil und Nandine waren viel harmoniſcher geſtimmt ehe ſie Briefe wechſelten, weil

das was die Menſchen verſtimmt, kleine unvermeidliche Reibungen, wegfiel. Das wird mir aber Niemand glauben, und ſollten Liebende dies leſen, ſo werden ſie ſprechen: „Nun ja! das waren eben Cecil und Nandine; aber wir!“ — Übrigens: gehört Ihr zu den harmloſen Geſchöpfen, die ſich nichts zu ſagen haben, als: „O wie lieb' ich Dich! Ach wie glücklich bin ich!“ ſo correſpondirt in Gottes Namen von Berlin bis Tobolsk. Wollt Ihr aber tiefe Gedanken und ernſte Gefühle, umfaſſende Lebensanſichten und Löſung allgemein menſchlicher Fragen gegen einander austauſchen; ſtrebt Ihr nach einem gemeinſamen Verſtändniß der Welt und Erkenntniß der Dinge; begehrt Ihr von der Liebe, daß ſie Euch innerlich reife, lichte und verkläre: ſo nehmt Euch in Acht, daß nicht der Eine gewahr werde, wenn der Andre ihm nicht Schritt hält.

In Conſtantinopel gab es keine geſellſchaftlichen Zerſtreuungen, keine geiſtigen und künſtleriſchen Genüſſe für Cecil. Er befreundete ſich mit einigen Engländern, die nicht ihr Beruf, ſondern nur ihre Reiſeluſt dahin geführt hatte, und machte mit ihnen eine Reiſe nach Griechenland und Kleinaſien. Die alte Geſchichte, die heroiſchen Tage der Welt, tauchten ihm an jenen Stätten auf, aus dem tiefen Schatten vergangener Jahrtauſende. Mit jenen Zeiten verglichen, in denen der einzelne Menſch ſo groß war und ſo Großes vermogte, kam ihm die Gegenwart der Welt, in welcher der Einzelne — ohne Partei — Nichts gilt, kam er ſich ſelbſt erbärmlich und kleinlich vor. Welch eine triſte und langweilige Laufbahn lag vor ihm! wie langſam mußte er die hergebrachten Stufen aufwärtsſteigen, bevor er zum ſelbſtändigen Handeln, zur ſelbſtthätigen Wirkſamkeit kam!

In der Linie mußte er gehen und gehorchen wie ein Soldat, während er vor Sehnsucht brannte zu zeigen, daß er kommandiren könne, wie ein Feldherr. O wär' ich ein Engländer! sprach er tausendmal zu sich selbst; als Pitt zwei Jahr jünger war als ich jezt bin, war er Minister, aber Minister von andern Proportionen als man sie bei uns kennt! Welch eine irdische Allmacht muß in dem Geist und in der Hand dieses Mannes gelegen haben, um von den französischen Revolutionsmännern „l'ennemi du genre humain" genannt zu werden. — In einer Stellung, die Tausende beneidet haben würden, fing Cecil an sich beklagenswerth zu fühlen. Der Maßstab, mit dem wir messen, bestimmt: ob das Erreichte für uns ein Glück ist. Er überdachte andere Carrieren; Deutschland ist nun einmal nicht das Land des gesprochenen Wortes, wie England, sondern des geschriebenen; die schriftstellerische, selbständige, lockte ihn, obgleich er wußte, daß sie eine Art von Milchstraße ist: lange, sehr lange bleibt sie für die Menschen ein grauer nebelhafter Streif, und erst allmälig, nach langem Hinschauen, werden sie gewahr, daß sie aus Gestirnen besteht. Ihr ist der Ruhm über dem Grabe eben so sicher, als diesseits des Grabes bestritten und ungewiß. Das ist eine Laufbahn für große Menschen, sprach er seufzend, denn er fühlte sich zu ihr nicht stark, nicht hoch genug. Aber um ein alltäglicher Autor zu sein, der nichts thut als Andern ihr wolbekanntes Lichtstümpfchen anzünden, und den sie dafür lobend preisen, weil er ihnen die Mühe spart es selbst zu thun — zu dieser Laufbahn der Eitelkeit und Kleinheit fühlte er sich wiederum nicht klein genug. Immer kehrte er zur Überzeugung zurück den besten Weg eingeschlagen zu

haben. Er trieb ernſte Studien und ſammelte verſchiedenartiges wiſſenſchaftliches Material, um es vielleicht dereinſt zu einem literariſchen Zweck zuſammenſchmelzen zu können. Er wurde ſehr ernſt, verlangte viel von ſich ſelbſt, und mehr noch von Anderen, denn ſein Übermuth war ungebeugt. Nichts macht den Geiſt ſo ernſt und reif, als reiſen mit einem fragenden Blick auf Welt und Menſchen. Aber der Ernſt macht junge Menſchen leicht ſtolz und ſich ſelbſt überſchätzend. Weil ſie mehr gedacht haben als Andere, halten ſie ſich für beſſer, und die Gedanken durch die That zu bewähren, ſparen ſie ſich für ſpätere Jahre auf.

Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Conſtantinopel ward Cecil vom Miniſter zurückgerufen. Die Secretärſtelle bei der Legation in Copenhagen war vacant. Zwei andere junge Männer meldeten ſich zu ihr; doch Cecil hatte gleiche Rechte und durfte auch in die Schranken treten. Er ging über Wien zurück.

Mit einem ganz wonnigen Gefühl fand ſich Cecil den verwilderten orientaliſchen Zuſtänden entrückt und mitten in dem occidentaliſchen Comfort der ſchönen freundlichen Kaiſerſtadt. Geſellſchaft, Theater, Muſik, Elegance, raſche, fröhliche, behagliche Lebensäußerungen und Beziehungen — Alles war ihm neu. Es war Anfang Mai; da hat die Geſellſchaft noch nicht Wien verlaſſen; da zeigt ſie ſich im Gegentheil bei Praterfahrten und Pferderennen mit einem Aufwand von Luxus, Geſchmack und Elegance. Nichts iſt ſo vortheilhaft für die civiliſirte Welt, als ſie im Mittelpunkt ihres Glanzes nach einem mehrjährigen Aufenthalt zwiſchen Barbaren wiederzuſehen. Dann blaſirt ihre Hyperkultur nicht, ſondern entſchädigt nur für die lange Entbeh-

rung gesitteter Zustände. Die wilden, großartigen, unentweihten Naturschönheiten des Orients können nur poetische Seelen dermaßen ergreifen um sie die europäische Kultur vergessen zu machen. Die strebende, ehrgeizige Natur Cecils kam sich dort wie in der Verbannung vor.

In einem der diplomatischen Salons hatte Cecil eine Begegnung, die ihn trotz ihrer Flüchtigkeit tief berührte. Er sah Renata wieder. Und wie schön war sie geworden! wie herrlich aufgeblüht! Der starre Ernst, der damals auf ihrem jungen Antlitz wie Nachtfrost auf einer Blume lag, war weggeschmolzen vor irgend einer Morgensonne, hatte sich gleichsam in frischen Thau verwandelt, der ihrem ganzen Wesen, ihrer Schönheit, ihrem Ausdruck, ihrer Erscheinung einen klaren und reinen Schmelz verlieh. Cecil gedachte, daß er sie damals fast für ein Ungeheuer gehalten, das sich für den Mammon verkauft habe. Nun, kann die tiefste Gemeinheit solche Züge tragen, so ist diese Lüge wenigstens keine gemeine Kunst — sprach er zu sich selbst, während er sie aus der Ferne beobachtete, und fügte dann hinzu: ob der Mann nicht etwa todt und sie frei ist? — Er fragte einen der Herren nach ihr und ihren Verhältnissen und erhielt zur Antwort:

„Schön, elegant und liebenswürdig wie sie ist, hat sie hier seit einigen Monaten la pluie et le beau tems gemacht, während Malfatti wol umsonst seine Wissenschaft an den armen Mann verschwendet."

„Also der lebt noch immer!" rief Cecil.

„Warum sollte er nicht? er ist kaum dreißig Jahr alt! solch ein vegetatives leidenschaftloses Leben wie er führt conservirt ungemein; er mag leichter hundert Jahr alt werden,

als Sie und ich. Und das ist der Gräfin Renata sehr zu wünschen."

„Dieser Spott kommt mir mehr grausam als pikant vor," entgegnete Cecil gleichgültig.

„Mit nichten ist es Spott! rief der Andre; es heißt, das ganze kolossale Vermögen ginge nach dem kinderlosen Tode des Grafen Dobenegg an Lehnsvettern über. Da nun auf Nachkommenschaft nicht zu rechnen ist, so sehr der arme Graf sie auch wünschen soll — so wär' es doch hart für die Frau, wenn er vor ihr stürbe. Indessen, Niemand weiß genau wie die Verhältnisse sind. Der arme Graf mag sie selbst kaum kennen, und überdas sieht man ihn nicht; er zeigt sich nur wenn er mit seiner Frau spazieren fährt. Und es ist kein Gegenstand, den man mit ihr besprechen könnte — obgleich wol Mancher dazu Lust hätte!"

„Das glaub' ich!" sagte Cecil lächelnd. Er hatte seinen Blick während des Gespächs nicht von Renata gewendet. Er stand zu fern um zu hören was sie zu den Personen sagte, die sie begrüßten und umgaben. Aber wie sie es that, wie sie sich trug, sich bewegte — schien ihm, als umwalle sie ein Königsmantel. Plötzlich glitt eine Veränderung, ein freudiger Glanz über ihr Antlitz; die Königin wurde eine Göttin. Er folgte ihrem seligen Blick, und begegnete dem eines Mannes, der eben eingetreten war, und ein ernstes vornehmes Ansehen hatte. Cecil fragte, wer das sei, und man nannte ihm einen ungarischen Namen. Ohne sich zu besinnen ging Cecil zu Renata, auf die Gefahr hin nicht von ihr erkannt zu werden. Der Ungar sprach mit ihr, und er wollte das Gespräch stören — weiter nichts. Als er ihren Namen nannte, trat der Ungar ruhig zurück,

und Renata ſah Cecil an, als ob ſie urplötzlich aus dem Himmel auf die Erde falle — traurig und befremdet. Das ſchmerzte ihn, und es that ihm Leid ſie in einem glücklichen Moment geſtört zu haben; doch ſeine Reue kam zu ſpät; er mußte ſie anreden. Renata erkannte ihn ſogleich. „So begegnet man ſich immer wieder in der Welt," ſagte ſie. Sie war weniger einſylbig, weniger ſchroff als dazumal auf dem Ball; dafür auch weniger fremdartig und überraſchend. Sie hat das Leben gelernt — ſprach Cecil mit einem unwillkürlichen Seufzer heimlich zu ſich ſelbſt. Da er es auch genug gelernt hatte um den Unterſchied zwiſchen einem Salon in Ratibor und in Wien einzuſehen, ſo zog er ſich bald zurück und machte Anderen bei Renata Platz. Doch ſeine geheime Aufmerkſamkeit blieb während des Abends bei ihr.

Sein Aufenthalt in Wien währte noch fünf Tage; allein er begegnete ihr nicht mehr. Nur einmal ſah er ſie in der Ferne, ſpazieren fahrend mit Graf Dobenegg. Dann mußte er fort nach Berlin. Während der Reiſe beſchäftigte er ſich unabläſſig mit dem Gedanken: ob Nandine wol auch in ihrer Art ſich eben ſo ſchön entfaltet haben würde wie Renata. Er war erwartungsvoll geſpannt aufs Wiederſehen. Er gedachte des Ausdrucks, der Renata's Antlitz verklärt hatte, als der junge Ungar ins Zimmer trat; er gedachte ſeines eigenen gebieteriſchen Herzklopfens, als er unvermuthet Renata wiedergefunden. Der ſtumme Wunſch nach Emotionen des Herzens regte ſich in ihm, und Nandinens Bild glänzte ihm heller denn je zuvor in die Seele.

Er kam an hofnungsreich, unruhig, bewegt. Er flog zum Miniſter, der ihn herzlich — zu Guntram, der ihn

jubelnd empfing. „Und Nandine?“ fragte er zitternd; wie geht es ihr? denkt ſie an mich?“

Nandine trat ein. Es war als lege ſich eine eiskalte Hand auf Cecils Herz: er erkannte ſie kaum! Welk, blaß, mager, ſchien ſie eingeſchrumpft zu ſein, während ihre ſonſt ſo zarten Züge ſcharf hervortraten. Nandine gehörte, wie ſchon geſagt, zu den feinen Blondinen, die nur im Schmelz der alles verklärenden erſten Jugend hübſch ſind, und ihre Schönheit ſelten über zwanzig Jahr hinausbringen. Unter beſonders günſtigen ihrem Temperament zuſagenden Verhältniſſen, in einer glücklichen Stille, mit ſeelenruhiger Heiterkeit, können ſie ſich länger conſerviren — wie man es zu nennen pflegt — aber dieſe Bedingungen hatten ihr gefehlt. Die ewigen ſorgen- und zweifelhaften Bangigkeiten, welche um jede ſehnſuchtsvolle Liebe ſchweben, hatten ihrem Herzen jenen heftigen Schlag gegeben, der das Blut ungleich durch die Adern jagt, und dem Colorit ſeine weiche gleichmäßige Färbung nimmt. Durch die argen Kopfſchmerzen, an denen ſie häufig litt, hatte ſie ihre größte Schönheit, die Fülle ihres blonden Haars verloren, das ſich jezt nur noch dünn um ihre eingeſunkenen Schläfen legte. Ihre Augen waren in die großen Höhlen zurückgetreten, und der Mund hatte jenen gezwungen lächelnden Zug angenommen, hinter dem ſich gern, für gleichgültige Blicke, ein trauriges Herz verbirgt. So ſah Nandine denn aus wie eine kleine welke Maiblume; und keine Hofnung daß ſie wieder friſch erblühen könne! denn ſie war vierundzwanzig Jahr alt! — Cecil war wie zerſchmettert. Wol hatte er Nandine vor drittehalb Jahren, als ſie von der italieniſchen Reiſe heimkehrte, kranken Ausſehens gefunden; doch ihre Verlobung, ihr Zuſammenleben

von einigen Wochen, hatten ihr Glanz und Frische wiedergegeben. So hatte er sie verlassen und so erwartete er sie wiederzufinden, nur stralender und entfalteter, weil sie ja endlich zum Ziel gelangt war. Statt dessen fand er eine Verwüstung! Daß Nandine sie seinetwegen erlitten, tauchte ihm nicht klar aus dem Strudel von Schreck, Schmerz und Niedergeschlagenheit auf, der ihm durch die Seele wogte. Ein Gott würde Nandine angebetet haben; der schwache Mensch dachte nur: Himmel, wie alt ist sie geworden! wie ganz unkenntlich! — — Er war verlegen, verwirrt und trostlos, folglich nicht herzlich, nicht von jener wolthuenden Wärme, welcher Nandine so sehr bedurft hätte. O er liebt mich nicht mehr! sprach sie gleich in den ersten Tagen zu sich selbst, und es war ihr, als löse sich ihr Herz im Busen von ihr ab und sänke in eine unergründliche, dunkle Tiefe. O ich bin elend!

Aber auch Cecil sprach zu sich selbst: O ich bin elend! Sie zu heirathen, schien ihm unmöglich, aber ganz, ganz unmöglich, denn sein Leben ging aufwärts, der Entwickelung entgegen, und das ihre — abwärts. Astrologen würden gesagt haben: sie waren nicht unter demselben Stern geboren; — so war ihm zu Muth. Ueberhaupt kam er sich plötzlich zu jung vor um schon zu heirathen; er war noch nicht sechs und zwanzig Jahr. Wie lästig und drückend war ein Hausstand in seinen Verhältnissen! er hatte kein Vermögen, nichts als was seine Pflegemutter ihm gab. Das war sehr viel, aber er brauchte es für sich; er hatte sich nie an irgend eine Einschränkung oder Versagung gewöhnt. Ueberdas war es unsicher. Sie disponirte freilich über ihre Einkünfte zu seinen Gunsten, doch war es nicht

wahrſcheinlich, daß ſie, wenn ſie ſtarb, das Erbe ihrer fünf Töchter für ihn ſchmälern würde; dann hatte er nichts. Nandine beſaß ihrerſeits gar kein Vermögen, und da der Gehalt eines Legationsſecretärs nicht von der Art iſt um damit ein glänzendes Haus in der diplomatiſchen Welt zu machen, ſo hielt Cecil es für ganz unmöglich unter dieſen Umſtänden zu heirathen. Jezt, da er auf dem Punkt war feſten Fuß in der Carriere zu faſſen, wollte er eine Frau, die ſie glänzend und bewundert mit ihm durchwandelte, eine Frau, um welche die Welt ihn beneidete, eine Frau, welche mit jeder andern ſiegreich rivaliſiren könne und unwillkürlich ſchwebte Renata vor ſeinem innern Blick — aber um's Himmelswillen nur keine wie Nandine, bei der die Welt denken dürfe: er habe ſie aus Dankbarkeit geheirathet, weil ſie, die Tochter des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, ihm ſeine erſten Schritte geebnet hatte. Dagegen empörte ſich ſeine Eitelkeit. Nein! ſprach er entſchloſſen zu ſich ſelbſt, zwiſchen den Gefeiertſten will ich wählen! jezt zu heirathen wäre Raſerei! —

Er arbeitete im Miniſterium des Auswärtigen: Die Stelle in Copenhagen war noch nicht frei, weil der Geſandte auf einige Monate verreiſ't war, und der Secretär, bis zu ſeiner Rückkehr, ihn vertreten mußte. Cecil war ganz damit zufrieden. Er hatte Gelegenheit jezt wo es galt, unter den Augen des Miniſters, ſeine Brauchbarkeit an den Tag zu legen, und die ſchreckliche Ausſicht auf die Heirath blieb ſo lange in der Entfernung, bis er eine feſte Anſtellung hatte. Um ſich zu zerſtreuen und ſeine Zeit wo möglich zu überfüllen, arbeitete er mit einem ganz unbegreiflichen Eifer. Ein raſtloſer Geiſt, ein tüchtiger Kopf — der wird weit

gehen! hieß es von ihm, und der Miniſter fing an ſtolz auf den künftigen Schwiegerſohn zu werden.

Cecil und Nandine waren nicht unbefangen und traulich mit einander wie Glückliche zu ſein pflegen. Er litt; denn er machte ſich Vorwürfe über ſeine Kälte und ſein nicht zur Liebe zu beugendes Herz, denn er wußte wol, daß Nandine ſeinetwegen zwei Heirathen ausgeſchlagen, und daß er ihr Leben ruinire, wenn er ſie nicht heirathe. Aber ſie litt tauſendmal mehr, denn ſie ſah ihr Ideal untergehen. Sie fühlte inſtinctmäßig mit der Clairvoyance jeder tiefen und wahren Empfindung, daß Cecil eigentlich nur ſich ſelbſt und ſeine Zukunft in ihr geliebt habe, und daß er darüber zum Bewußtſein gekommen in dem Augenblick wo er am Ziel ſei. Es kam ihr vor als habe die ſtarre Verneinung ihrer Mutter einen Fluch über ihre Liebe ausgeſprochen, der jezt gräßlich wahr werde; als habe ſie ſelbſt Sünde gethan ſich dem Willen der Mutter zuwider zu verloben. Der alte Spruch der Bibel fiel ihr ein: „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuſer, aber der Mutter Fluch reißt ſie nieder.“ Alle Folterqualen innerer Zerriſſenheit gingen ihr nagend durch die Seele, und um ſo nagender da ſie ſie verſchwieg. Zur Mutter durfte ſie nicht von Cecil ſprechen, zu Cecil nicht von der Mutter; jene erzürnte ſich und er wurde bitter. Zum Vater, der entzückt von Cecil war, und ihn bei jeder Gelegenheit mit Guntram um die Wette lobte, wagte ſie nicht von ihrem Kummer zu reden, und ſo ließ ſie ſich denn im Stillen zernagen, als habe ſie heimlich Gift genommen. Für die Gewalt, mit der ſie ſich am Tage zur Ruhe zwang, hatte ſie fieberhafte Nächte. Sie war ſo ſanft, ſo gut, ſo fromm; dennoch gingen ihr Verzweiflungen durch

die Seele, denn sie fühlte, daß sich ihr Herz von seinem Leben losreißen mußte, und es ist schwer zum Herzen zu sagen: Stirb! laß dich begraben. — Das Einzige, worüber sie sich zu klagen erlaubte, weil sie es unmöglich verbergen konnte waren ihre vernichtenden Kopfschmerzen. Der Hausarzt gab ihr diese und jene Mittel; sie brauchte sie, doch ohne Erfolg. Alle ihre Umgebungen waren zu sehr an ihre krankhafte Erscheinung gewöhnt, um zu bemerken, daß sie täglich mehr hinschwand.

„Schlafe nur recht wol, liebe Nandine," sagte Cecil einmal mit ungewöhnlicher Freundlichkeit, weil es ihn beklemmte sie gar so übel aussehend zu finden. Er nahm ihre Hand und küßte sie; sie brannte in der seinen.

Traurig dankbar sah sie ihn an, drückte seine Hand und zog sich in ihr Zimmer zurück. Da sank sie auf das Sopha; alle Adern pulsirten fürchterlich, der Kopf schwindelte, die Brust wollte zerspringen; — ein Blutstrom quoll hervor. Ah, ich sterbe! das ist gut! dachte Nandine, während ihr in tiefer Ohnmacht das Bewußtsein schwand. So fand sie ihre Kammerjungfer, die über den grausigen Anblick Zeter! und das ganze Haus zusammenschrie. Cecil war noch bei dem Minister, als man dem die Botschaft brachte. Es war eine traurige Szene am Lager der jungen Sterbenden die Eltern, den Bruder, den Verlobten zu sehen. Der Arzt war davon tief ergriffen. Ach, er wußte nicht, daß zwischen diesen Menschen nur der Tod Frieden stiften konnte! — Als die Ministerin ihre Tochter in diesem Zustand sah, erwachte bei ihr wie bei Cecil das Gewissen. Beide klagten sich einer Schuld an; Beide sanken auf die Knie neben Nandinen und die Ministerin umarmte Cecil, und versicherte der

Tochter, daß er ihr ein lieber willkommner Sohn ſein ſolle. Nandine lächelte wie ſie ſeit Jahren gelächelt hatte, mit einem heimlichen Schmerz und dachte bei ſich: Umſonſt!

Der Arzt hatte noch Hofnung gegeben. Die geſprungene Ader müſſe heilen, ſagte er; Nandine durfte nicht ſprechen, nicht ſich bewegen. Ihre Mutter, Guntram, Cecil, wechſelten unabläſſig ab, ſie und ihre Wärterin zu bewachen, und ihr Vater ſaß ſtundenlang an ihrem Bett und ſuchte zu rathen, wie ſie ſich befinde. Er war immer zärtlich für ſie geweſen, und Guntram immer gut; ihre Nähe war wolthätig für Nandine; doch der Mutter und Cecils Sorgfalt that ihr weh. Ich muß ſterben damit ſie mir ein wenig Liebe zeigen! dachte ſie. Denn ſie wußte wol, daß ſie ſterben müſſe, obgleich ſie dem Ausſpruch des Arztes nicht widerſprach. Und ſie ſtarb nicht nur gern, weil das Leben ihr allzu bitter geweſen war, ſondern mit jener ſtillen Freudigkeit, die oft um den Tod junger Menſchen ſchwebt. Es iſt als ahnten die jungen Seelen, daß ſie nur auf dieſe Weiſe den unermeßlichen Schmerzen der Erde entfliehen können.

Cecil litt unausſprechliche Qualen. Stumm ſaß er neben ihr, ſtumm betrachtete er ſie, ſtumm beobachtete er ihre täglich zunehmende Schwäche; aber ſein Herz ſchwieg nicht. Es beſtürmte ihn mit tauſend Vorwürfen. Fünf Jahre hat ſie dich geliebt — ſprach es zu ihm — mit einer muthigen, ſtandhaften Liebe, die alle Hinderniſſe, alle Entfernungen überdauert und jede Prüfung beſtanden hat; ja, jede, ſogar . . . deine Treuloſigkeit. Aber du! ſobald du ihrer Hand und ihres Herzens gewiß warſt, haſt ſie nicht geliebt mit gleicher Erwiderung, haſt ſie ganz vergeſſen bei Fiamma,

und halb . . . wie oft! Warum brachſt du nicht mit ihr, damals in Rom, Fiammas wegen? warum brachſt du nicht ſpäter von Conſtantinopel aus mit ihr, als du aus ihren Briefen erkannteſt, daß zwiſchen euch keine tiefere Uebereinſtimmung, keine gemeinſchaftliche Entwickelung ſich entfalte? darum: ſie iſt die Tochter ihres Vaters, und du glaubteſt ihn nöthig zu haben bis jezt; doch ſobald du Secretär ſein wirſt, brauchſt du ihn nicht mehr ſo nothwendig . . . wozu dann noch die unſchöne kränkliche Tochter lieben? Das Alles haſt du nicht klar gedacht, haſt nicht den Muth gehabt dir ſebſt einzugeſtehen, daß du mit nichtswürdiger Berechnung handelſt. Aber ſo iſts! als dies Mädchen dir nach fünf bangen ungewiſſen Jahren mit ihrem ſchüchternen wunden Herzen endlich! endlich! freudig entgegen kommen will, da drückſt du es ihr mit eiskalter Hand in die Bruſt zurück, begegneſt ihr nie anders als kühl und verlegen, findeſt nie ein herzliches Wort für ſie, das ihr Vertrauen hätte wecken oder ihr Zuverſicht hätte geben können, gönneſt nie der eingeſchüchterten Seele das, was ſie ſo ſehr bedurft hätte: das Bewußtſein ſich aufzurichten an deiner Gegenliebe. Nein! du drückſt ſie herab zur Kränkung, zur Schmach — unerwidert zu lieben. Die Kette von Leiden, welche deinetwegen ſie umwickelt, reibt ſie endlich auf. Guntram wurde von einer ähnlichen Krankheit gerettet, weil er keinen Herzenskummer hatte; ſie muß ſterben und durch deine Schuld, Cecil, durch deine Schuld!

So, unerbittlich, klagte ſein Herz ihn bei ſich ſelbſt an, ihn, der ſtolz genug war um zu glauben, daß er kein Unrecht thun könne. Er fing an zu wähnen er habe mehr Unglück als andre Menſchen, während er lieber hätte ſagen

ſollen, er thue mehr um es über ſich zu bringen. Einen Augenblick gab es, wo der Arzt eine zuverſichtliche Hofnung für Nandine faßte. Cecils erſte Bewegung war jubelnde Freude: er fühlte ſich erlöſ't von Schuld; die nächſte war Verzweiflung: er fühlte ſich gefeſſelt an das unglückliche Mädchen. Aber diesmal war das Schickſal barmherzig. Es nahm Nandine hinweg.

„Cecil!“ ſagte ſie eines Abends, als er allein bei ihr war; das erſte Wort, das ſie ſeit zehn Tagen ſprach.

„Ich bin hier, Nandine, aber rede nicht!“ entgegnete er.

„Ich mögte doch gern einmal, ein einziges Mal mit Dir reden, ſagte ſie. Jezt könnteſt Du es mir erlauben.“

Eine unſägliche Angſt zerwühlte ſeine Züge. Er fürchtete Vorwürfe, Klagen; er fühlte ſich feig dagegen. Er ſtammelte zitternd: „Der Arzt will es nicht.“

„O, der! ſagte ſie wegwerfend; kann der mir nicht helfen, ſo darf er mir auch nichts verbieten. Aber Du mußt mir Eines verſprechen, lieber Cecil.“

Sie hielt ihm ihre krankhaft weiße Hand hin, und er legte betheuernd die ſeine hinein.

„Du mußt mir verſprechen, fuhr ſie fort, daß Du künftig lieben willſt, Dich ſelbſt einmal vergeſſen willſt, mein geliebter Cecil, denn in einem Andern leben, das iſt Liebe!“

„Du biſt grauſam, Nandine, ſprach er kaum hörbar, glaubſt Du denn, daß ich Dich nicht immer für den Engel gehalten habe, der Du biſt?“

„O, nicht meinetwegen ſag' ich das, mein armer Cecil, nur Deinetwegen. Ich fürchte mich in Deiner Seele vor Deiner Zukunft, wenn Dein Herz untergeht zwiſchen den

Eisſchollen der Welt. Darum iſt mir der Tod willkommen. Lebend, hätte ich nie Dein Herz zerſchmelzen können — dazu war meine Liebe nun einmal nicht ſtark genug — aber todt, werde ich in Dir fortleben mit einer traurig weichen Erinnerung, und vielleicht wird ſie bewirken, daß Dein Herz nicht erſtarre. O Cecil! denk an mich! denk an die tauſend Thränen, die ich um Dich geweint habe, und ſie werden Dir wie ein Frühlingsregenſchauer durch die Seele gehen und Blüten aus ihr hervortreiben. Denk an die Liebe, die immer wie in trüber Gefangenſchaft in meiner Bruſt gewohnt hat, und erſticke ſie nicht, wenn Dir eine ähnliche wieder begegnet" . . . . —

„Willſt Du Dich rächen, Nandine?" fragte er leichenblaß und bebend.

„Die Todten wiſſen nur von Vergebung, erwiderte ſie, und ich ſterbe ja. Im Himmel giebt es nichts als Liebe, und dahin geh' ich ja. Ich wollte Dir nur einmal die Wahrheit ſagen, auf meinem Sterbebett, damit Du ſie nicht vergeſſen mögeſt. Zürne mir nicht deshalb. Ich liebe Dich. Ich verzeihe Dir. Auch haſt Du keine Schuld. Ich war keine gute Tochter, wie hätteſt Du in mir eine gute Frau erwarten dürfen!"

„Hör' auf, Nandine! rief Cecil gebieteriſch, hör' auf! ich kann dies nicht ertragen."

Sie ſchwieg erſchreckt. Er fuhr ſanfter fort: „Klage mich an, ich verdien' es! aber nicht Dich. So wenig wie Du gegen Deine Mutter Unrecht hatteſt, die es dadurch beweiſ't, daß ſie endlich Deine Wünſche erfüllt, ſo wenig haſt Du es gegen mich gehabt. Ich bin Deiner nicht werth. Ich

fühl' es und klage mich an deshalb. Siehſt Du denn nicht, daß ich troſtlos bin?"

Er warf ſich neben ihr Bett nieder und drückte das Geſicht auf ihre Decke, um eine konvulſiviſches Schluchzen zu erſticken und ſeine Thränen zu verbergen.

„Nicht ſo, nicht ſo! ſprach ſie ſanft; laß mich Dein Antlitz ſehen, Dein liebes Auge! und ſag einmal, liebe Nandine. Den holden Blick, den ſüßen Klang will ich mit mir hinüber nehmen; weiter nichts, Cecil."

Er richtete ſich auf und ſah ſie mit ſo tiefer Innigkeit an und ſagte mit ſo ſüßer Zärtlichkeit ihren Namen, daß ſie ſchmerzlich ſeufzte.

„O wie ſchwer iſt der Tod! — Hätteſt Du mich früher ſo angeblickt, ſo zu mir geſprochen .... vielleicht! .... doch ich danke Dir, geliebter Cecil! nun will ich ein wenig ſchlafen und immer! immer! von Dir träumen."

Sie berührte ſanft ſeine Stirn, wie zum Segen; dann wendete ſie den Kopf und entſchlief. Sie wachte nicht mehr auf. Es herrſchte eine ungeheure Trauer im Hauſe des Miniſters. Die einzige Tochter, das liebenswürdige junge Mädchen war dahin! man hätte glauben dürfen, daß allen Ueberlebenden die Blüte der Exiſtenz in Nandinen gebrochen ſei, ſolchen Ausbrüchen von Klagen begegnete man, ſolche Betrübniß wurde an den Tag gelegt. Und doch vermißte nur Einer ſie wahrhaft! nur das Herz des Vaters fühlte ſich leer, ſeitdem ſie ihm fehlte. Cecil machte ſich Vorwürfe und empfand Reue — jedoch nicht eigentlich Schmerz um ihren Verluſt. Guntram war vierzehn Tage lang ſehr niedergeſchlagen und dann — getröſtet. Die Miniſterin hatte große Exploſionen von Verzweiflung, und um ſich davor

zu retten, floh sie zu ihren gewohnten Beschäftigungen. Nach sechs Wochen gab es kaum eine andere Erinnerung an Nandine, als — die Trauerkleider. Der Mensch lebt! ein Paar Tage, und wie schnell hat er vergessen. Der Mensch stirbt! ein Paar Tage und wie schnell ist er vergessen. Und dennoch liebt er das Leben, in welchem nichts von Dauer ist, als die Vergänglichkeit. —

Wie denn alle Carrieren überfüllt sind mit Aspiranten, so hatten sich auch allmälig vier um die Secretärstelle in Copenhagen beworben. Cecil war der brauchbarste von Allen und es schien keinem Zweifel zu unterliegen, daß er gewählt werden würde, umsomehr da seine Verdienste durch die Empfehlung und den Schutz des Ministers gehoben wurden. Da kehrte der Gesandte in Copenhagen von seiner Badereise zurück, und verweilte einige Tage in Berlin, bevor er sich auf seinen Posten begab. Sein Neffe begleitete ihn, ein ganz junger, aber sehr brillanter und ausgezeichneter Mensch, aus einer großen Familie in Westphalen, den er dringend dem Ministerium als höchst brauchbar empfahl und zum Legationssecretär wünschte. So bekam denn Cecil einen gefährlichen Rival. Sei es nun dieser Rivalität wegen, oder waren die Prinzipien des Gesandten dem Eintritt eines Unadligen in die Diplomatie zuwider — genug, Cecil mißfiel ihm; er fand ihn anmaßend, voll Bewußtsein der Ueberlegenheit und unerträglich rechthaberisch. Letzteres rührte daher: Eines Abends unterhielt man sich beim Minister über die Beschränkung des Sundzolles, und Cecil sagte, es sei ein recht frappantes Zeichen von der Instabilität aller Zustände, daß die einzige Stadt des preußischen Staates, welche Freiheit vom Sundzoll besäße, durchaus nicht mehr

in den Handelsverhältniſſen ſei, welche ihr dadurch weſentlichen Nutzen bringen könnten; denn es ſei die Stadt Prenzlau. Der Geſandte erwiderte gleichgültig, er habe nie von dieſer Sundzoll-Freiheit der Stadt Prenzlau gehört. Cecil entgegnete, das ſei wol möglich, indem ihre Schiffahrt ſich gegenwärtig auf Flußkähne beſchränke; aber die Berechtigung exiſtire dennoch. Und ſeitdem war er in den Augen des Geſandten unerträglich rechthaberiſch.

Endlich fanden die gewohnten Examina ſtatt, und Cecil und der Neffe des Geſandten gingen mit gleichem Schritt daraus hervor. Aber Cecil hatte größere Anſprüche, weil er zwei Jahr länger als Jener Attaché geweſen war. Dennoch ſetzte der Geſandte es durch, daß ſein Neffe die Stelle bekam, und vielleicht deshalb: weil der Miniſter ſich ſcheute, einer blinden Parteilichkeit für den Schwiegerſohn beſchuldigt zu werden, und daher nicht ſein Recht mit voller Energie vertreten mogte. Cecil fand ſich fürchterlich verletzt. Denn ſo iſt der Menſch: er thut Unrecht und wundert ſich gar nicht, wenn Andere durch ihn leiden müſſen; thun aber Andere ihm Unrecht — ja, dann wundert er ſich über alle Maßen, und findet, daß dieſer Fall ein unerhörter, ein himmelſchreiender in den Annalen des Menſchengeſchlechts ſei.

„Warum mußteſt Du Dich zum unberufenen Vertheidiger der alten verrotteten Sundzoll-Freiheit der Stadt Prenzlau aufwerfen? ſagte Guntram niedergeſchlagen zu Cecil. Dieſer Ritterdienſt hat Dir den Hals gebrochen.“

„Deines Vaters Lauheit hat es, entgegnete Cecil finſter. Deiner Annahme kann ich nicht beiſtimmen, denn für ſo erbärmlich iſt es mir unmöglich einen Menſchen zu halten! Daß die Meiſten, die Hochgeſtellten, ſchwer einen Widerſpruch

ertragen, weiß ich, aber eine ganz gleichgültige Äußerung — was hat ihm die zu Leide gethan?"

„Nichts, als daß er sie nicht zu machen wußte," antwortete Guntram, und Cecil zuckte verächtlich die Achseln.

Der Minister sprach ihm Muth zu, verhieß ihm eine baldige Anstellung im Ministerium selbst, und suchte ihn durch Aufzählung ähnlicher Fälle der Zurücksetzung zu trösten. Aber Cecil blieb kalt und gekränkt.

O, wenn Nandine noch lebte! sprach er zu sich selbst, nimmer wäre mir das geschehen! nimmer hätte es dann der Minister gelitten! — Und so bedauerte er Nandinens Tod zum ersten Mal recht tief, als er durch denselben zu leiden glaubte. Nicht der Vorliebe des Gesandten für seinen Neffen, sondern seiner Abneigung für den unadligen Secretär maß Cecil seine Zurücksetzung bei. Es würde ihn weniger verletzt haben, wenn unter ähnlichen Umständen der Sohn eines Handwerkers ihm vorgezogen wäre, als der eines Grafen. Er fühlte seinen ganzen Stand in sich gekränkt.

Der neue Secretär sollte sich mit seinem Chef auf seinen Posten begeben. Am Abend vorher war bei Guntram, der ihn gut kannte, ein Souper von jungen Männern. Cecil wollte nicht kommen; durchaus nicht. Guntram beschwor ihn seinen Ärger nicht so zur Schau zu tragen: das könnte lächerlich werden. Er ließ nicht ab mit Bitten, mit Vorstellungen. — Cecil kam. Aber bald bereute Guntram was er gethan hatte. Cecil war von einer so schneidenden Schärfe, von einer so herausfodernden Bitterkeit, daß er über jedes Wort wie mit einem Schwert hieb. Jedes der seinen war wie ein zugespitzter Pfeil gegen seinen glücklichen Rival gerichtet, und so, daß es schwer war anders als mit noch

größerer Bitterkeit darauf zu antworten. Indeſſen wußte derjenige ſie zu vermeiden, der aufgereizt und geärgert werden ſollte; wenigſtens vor dem Souper. Während deſſelben aber mogte wol der Champagner bewirken, daß er allendlichſt auch die Geduld verlor, und nun war es für Gleichgültige ſehr ergötzlich, dem Kreuzfeuer zuzuhören, das wie aus zwei feindlichen Batterien hin und her über den Tiſch flog. Nur Guntram war heftig erzürnt, ſowohl über Cecils Rückſichtsloſigkeit, als über ſeine eigene Thorheit, ihn recht dringend zu ſich geladen zu haben. Jeder Tropfen Wein war ihm verſauert, jeder Scherz verbittert, er konnte nicht lachen, aus Beſorglichkeit vor einem übeln Ende, und er durfte doch als Wirth kein grämliches Geſicht machen — und ebenſowenig daran denken, das Souper abzukürzen. Cecil trank abſichtlich ſehr wenig, um durchaus Herr ſeiner Worte, ſeiner Äußerungen zu bleiben, und um nicht eine Sylbe mehr oder weniger zu ſagen, als er ſagen wollte. So blieb er immer bei kaltem Blut, als der junge Secretär, der nicht dieſe Vorſicht brauchte, anfing ſehr gereizt und heftig zu werden. Nichts ſtachelt mehr den Zorn auf, als die Kaltblütigkeit eines Gegners; den Ausbrüchen der eigenen Haltungsloſigkeit gegenüber, erſcheint ſeine Haltung wie der bitterſte Vorwurf, und nichts macht ärgerlicher, als ſich vor Andern im Nachtheil zu fühlen. Selten wird man durch die fremde Kälte zur Beſinnung — häufig zum Äußerſten gebracht; und ſo geſchah es auch hier. Die Übrigen ſuchten zu beſchwichtigen, zu übertäuben; aber Cecil, nachdem er ein Wort gehört hatte, das für beleidigend gelten konnte, ſtand vom Tiſche auf und verließ das Zimmer. Alle konnten ſich vorſtellen, was darauf folgen würde, und

trennten ſich unruhig und neugierig. Nur der Legationsſecretär ſagte, es ſei ihm grade Recht, vor ſeiner Abreiſe noch Zeit genug zu haben, um Cecils kaltblütige Impertinenz zu beſtrafen. In der That war auch kein Augenblick zu verlieren, denn am andern Morgen wollte der Geſandte um 10 Uhr abreiſen. Bei Tagesanbruch geſchahen die üblichen Schritte, und die Gegner trafen ſich auf einem abgelegenen Platz bei der Faſanerie. Die Secundanten machten die hergebrachten Verſöhnungsverſuche, welche ſie durch die Aufregung des Weins motiviren zu dürfen glaubten. Cecil entgegnete äußerſt höflich, er ſeines Theils könne von dieſer Entſchuldigung nicht Gebrauch machen, indem er keineswegs betrunken geweſen ſei. Der Legationsſecretär rief heftig: er ebenſowenig! — und ſie ſtellten ſich. Die leichteſte Art des Piſtolenduels war gewählt worden. Die Secundanten zählten Eins! Zwei! Drei! — beide Schüſſe fielen. Der Legationsſecretär ſank zuſammen; Cecil taumelte, raffte ſich aber auf, und eilte mit den Secundanten und dem Arzt dem Ohnmächtigen zu Hülfe.

„Hier mögte ſie umſonſt ſein, ſagte der Arzt gelaſſen; aber Sie, wendete er ſich zu Cecil, der ſich ganz erſchöpft auf Guntram lehnte — wo ſitzt es bei Ihnen?“

Cecil machte eine abwehrende Bewegung, zeigte nur auf den Gegner und ging dann langſam zu ſeinem Wagen.

„Laſſen Sie nur gleich einen Chirurgus für Sich holen!“ rief ihm der Arzt nach.

Am Abend war der Legationsſecretär todt und Cecil lag am heftigen Wundfieber danieder. Der Miniſter war ſehr erzürnt und machte ſeinem Sohn bittere Vorwürfe über das

Souper, über Cecils Anweſenheit bei demſelben, über ſeine Secundantſchaft.

„Cecil iſt mein Freund, entgegnete Guntram gelaſſen, da durfte er mir und ich ihm nicht fehlen.“

„Dafür kannſt Du jezt mit ihm auf die Feſtung gehen! rief der Miniſter. Welch einen unſinnigen, furioſen Streich hat er da gemacht! er ruinirt ſich. Wie will er denn mit dem Leben davonkommen, wenn er keine andre Art und Weiſe kennt, um durch das Leben zu kommen, als ſeinen Gegner todtzuſchießen?“

Cecil litt an einer ſchmerzenden, doch nicht gefährlichen Wunde; mehr aber an dem Ausgang des Duells. Guntram hatte umſonſt verſucht, es ihm zu verſchweigen, ihn hinzuhalten. Als er die Wahrheit wußte, ward er äußerlich ruhig, während nagende Trauer ſein Inneres überflutete. Das hab' ich nicht gewollt! ſprach er zu ſich ſelbſt; nur ihm eine Lehre, eine Warnung geben, nur ihm zeigen, daß man ſich nicht ſtumpfſinnig Alles gefallen laſſen darf, nur proteſtiren gegen das Unrecht was mir geſchehen iſt. — Einfacher hätte Cecil ſagen können: Ich habe mich nur rächen wollen, und weder für ihn noch für mich die möglichen Folgen klar bedacht. Er mußte ſich eingeſtehen, daß ſein Leben fortan von zwei Schatten verdunkelt ſei, daß er ihn mit der Hand, ſie mit dem Herzen getödtet habe. Ich habe zu viel Unglück! ſprach er zu ſich ſelbſt, wickelte ſich ſtumm in ſeine Decken und redete mit Niemand ein Wort.

„Klage doch, oder weine, oder fluche! rief Guntram zuweilen ganz in Verzweiflung. Es wird doch immer beſſer ſein, als dieſe gräßliche Grabesſtille.“

Aber Cecil ſchwieg und empfing auch ſchweigend die Nachricht, daß er zur Feſtungsſtrafe auf zehn Jahr verurtheilt ſei — eine Form, die gewöhnlich um neun Zehntheil zuſammenſchmilzt. Er hatte noch nicht das Bett, geſchweige das Zimmer verlaſſen; doch entſchloß er ſich auf der Stelle abzureiſen. Das gab ihm äußere Lebensthätigkeit wieder; er riß ſich auf wie aus einem tiefen Traum.

„So iſt das Leben! ſagte er zu Guntram. So lange wir unreif zum Handeln, zum Thun ſind, und mit vom Schickſal gebundenen Händen daſitzen — ſind wir unſchuldig, friedlich, glücklich. Sobald wir zu freien Händen und zum ſelbſtändigen Handeln kommen, beeinträchtigen und berühren wir Andere, thun ihnen weh, wie das ganz unvermeidlich iſt bei einem gemeinſamen Drängen Vieler zu einem Ziel — zum Glück zum bewußten, erkämpften Glück — und jedes Weh, das wir abſichtlos verhängen oder abſichtlich bereiten, rächt ſich tauſendfach an uns ſelbſt, ſo daß wir uns ſchuldig und elend fühlen, ohne doch im Grunde etwas Andres gethan, als unſere Beſtimmung durchlebt zu haben. Welch einen Ballaſt von Leid ich nun ſchon mit mir herumſchleppe — das iſt unſäglich! in Lieb' und Haß iſt mir das Äußerſte begegnet, was dem Menſchen geſchehen kann: die geliebte Braut iſt todt, und todt der Feind, der mir entgegentrat und mein Eigenthum raubte — und dafür verliere ich die köſtlichſten Jahre meines Lebens in jämmerlicher Gefangenſchaft, und muß doch eingeſtehen, daß mir durch ſie kein Unrecht geſchieht. O Guntram! welch eine konfuſe, windſchiefe Welt, in der wir leben! welch ein unausgeſetzter Kampf auf Leben und Tod, mit oder ohne Piſtolenduel! . . . Selig die Todten, Guntram! ſie haben ſich

durchgeſchlagen, ſie brauchen nicht mehr zu fürchten, was wir doch müſſen, daß der erſte Schritt aus ihrer Klauſe heraus gegen einen Andern gerichtet iſt. Das Grab hält ſie feſt.“

„Das fehlt noch, daß Du melancholiſch wirſt! rief Guntram. Kann die Luft des Krankenzimmers denn wirklich ſo heftig auf Deine ſtählernen Nerven wirken, daß ſie ganz nebelhaft umdüſtert werden?“

„Die Seele leidet! nicht die Nerven.“

„Bah! die Seele! — Haſt Du denn eine Seele? ich meine nicht den unſterblichen Geiſt, von dem die Theologen und Philoſophen bejahend oder verneinend, je nach ihren verſchiedenen Doctrinen und Syſtemen reden; nein! auf dergleichen metaphyſiſche Subtilitäten laſſe ich mich nicht ein, weil man es durch ſie höchſtens zu Meinungen, nie zu Überzeugungen bringt. Ich meine eine Seele wie die Frauen ſie haben, wie die arme Nandine ſie hatte, ſo eine Senſitivenſeele, welche ſcheu zuſammenzuckt vor den rauhen Berührungen der Welt; — ich hoffe ſehr, die haſt Du nicht, denn ſie iſt ein ungeheures Unglück für einen Mann: ſie macht ihn feig! — Wenn nicht feig, um mit Säbel und Piſtolen, ſo doch feig, um mit dem Leben umzugehen. Ich hab' Unglück, ſpricht er dann, ich muß mich in Acht nehmen! — Dann ballt er ſich zuſammen wie ein Igel, kriecht in ſich hinein wie eine Schnecke, und macht ſich zu einer Weiberſeele, denn die thut ſehr Recht daran nach der Welt zu — Igel, und für's Haus — Schnecke zu ſein. Aber von Dir verbitte ich mir dergleichen.“

„Du haſt nicht meine Erfahrungen, und der Himmel behüte Dich davor. Ehedem hab' ich auch ſo leichtſinnig

gedacht — aber das Leid kommt ja Schlag auf Schlag über mich, ſo daß ich wol nachdenklich und ernſt werden muß — vollends jezt auf der Feſtung.“

„Kopf hoch und Herz hoch! ermahnte Guntram. Iſt ein Jahr um, ſo iſt die Begnadigung da, Du kannſt Dich in Glogau recht ausruhen, recht ſtark werden“ . . . —

„Im Gefängniß? das wär' ein Mirakel! welcher Gefangene wäre im Kerker erſtarkt?“

„Kerker? ſollte man nicht glauben, du würdeſt in's Burgverließ geworfen! Gefangene wie Du befinden ſich ganz vortreflich, und haben überdas während ihrer leichten unſcheinbaren Haft die lebende Theilnahme aller Frauen für ſich.“

„Und wenn man einen Seidenfaden um mich legt, den ich nicht überſchreiten darf, ſagte Cecil, ſo fühl' ich mich wie im Kerker.“

„Dann mußt Du Dich in Deiner eigenen Haut ſo fühlen! rief Guntram mißmuthig über den niedergeſchlagenen Freund; denn aus der kannſt Du nun vollends unmöglich heraus. Ich meines Theils bin über meine zweimonatliche Feſtungsſtrafe gar nicht niedergeſchlagen, und nur das thut mir Leid, daß ich in Spandau mein Hauptquartier aufſchlagen muß, während Du nach Glogau wanderſt. Die kleine Rückſicht, uns nicht zu trennen, hätte man ſchon für uns haben können . . . dächt' ich.“

Aber Cecil war ſehr zufrieden mit dieſer Trennung, weil ſeine düſtre Stimmung in Guntrams gedankenloſem Leichtſinn nur Widerſpruch, nicht Zerſtreuung fand. Er hatte ſich nach ſeiner Weiſe mehr aus Berechnung als aus innerlichem Bedürfniß, vor Jahren zur Freundſchaft mit Guntram verbunden, der noch immer derſelbe gute Junge, und

ihm blind ergeben war. Und deshalb hatte Cecil ihn lieb, an hellen Tagen, wenn das Leben munter und luſtig vorwärts ging. Doch in trüben Tagen war er ihm läſtig, weil ſie ſich dann nicht verſtanden. Und der Freund muß ein noch helleres, tieferes Verſtändniß des Freundes, als Liebende von einander, haben; denn die Liebe iſt holdgeſchwätzig, das Herz fließt ihr über, in Luſt und Leid hat ſie einen ſüßen Blick, ein zärtliches Lächeln, ein liebliches Wort für das Geliebte, einen Frühlingshauch, der die kalte, ſchwarze Erde mit Blumen überwebt, einen Sonnenſtral, der die verborgenſte Anmuth unwiderſtehlich hervorlockt. In der Liebe lebt und webt ein reizendes, unvergängliches Feenweſen. In der Freundſchaft nicht. Sie iſt ſtill; ſie hat nur einen Händedruck, das Herz geht ihr nur ſanft auf, wie nach jener Sage die Muſchel ſanft ſich öfnet, einmal um den himmliſchen Thautropfen zu empfangen, ein andres Mal um ihn als Perle wiederzugeben; ſie iſt die Nachtviole, die ernſte unſcheinbare Blume, die, wenn alle andere Blumen ſchlafen, in dunkler einſamer Nacht für uns duftet; ſie iſt der Fixſtern mit troſtreich unwandelbarem Lichte. Zur Freundſchaft gehören ſuperiöre Naturen, ſtarke Seelen. Zur Liebe nicht. Daher haben ſich dann die Männer mit rührender Befangenheit eingebildet, ſie ſeien für die Freundſchaft geſchaffen, und in alten Zeiten, als ſie noch ſtarke Seelen hatten, da gab es wirklich Oreſt und Pylades, da gab es wirklich in Noth und Tod getreue Waffenbrüder. Doch jezt iſt dieſe Behauptung zu ſehr rococo geworden, als daß ſie ſich noch mit ihr hervorwagen könnten, und Cecil ſelbſt, wenn er von Guntram ſprach oder an ihn dachte, nannte ihn nie anders, als: mein guter Freund. —

Ein guter Freund verhält ſich zum Freunde, ungefähr wie ein Liebeshandel zur Liebe, und ſo war es denn ſehr natürlich, daß Cecil in ernſten und gewichtigen Momenten keine Befriedigung in ſeiner Freundſchaft fand.

Als er vom Miniſter Abſchied nahm, war er ſo trübe, ſo tief in ſich verſunken, daß der ihn nicht anders als mit Schmerz empfangen und entlaſſen konnte. Er hatte Cecil um Nandinens willen, und um ſeiner eignen ſchönen Gaben willen lieb; er hatte ſich ſeit Jahren gewöhnt, einen Sohn in ihm zu ſehen, an den ſich ſowol liebe als ſtolze Hoffnungen knüpften. Er mogte ſich auch wol heimlich geſtehen, was Cecil ebenfalls heimlich fühlte, daß dies Alles kaum ſtattgefunden hätte bei Nandinens Leben. Nun lag auf dieſem jungen und glänzenden Daſein ein ſo trauriger Flor! Die Gewaltſamkeit, welche das fremde Leben zerbrach, hatte das ſeine bis in's Mark erſchüttert. Gering wie man von den Menſchen denken — niedrig wie man das eigne Leben anſchlagen möge — immer erbebt der Menſch, wenn er ein Todesurtheil ausſprechen oder unterſchreiben ſoll! um wie viel mehr erbebt er, wenn ſeine Hand den Tod gebracht hat, mit Wiſſen und Willen, in zornmüthiger, rachedurſtiger und dennoch beſonnener Leidenſchaftlichkeit! Dies innere Beben ſchien noch immer Cecils ganzes Weſen zu durchzittern. Um es zu verbergen, nahm er ſich ſo heftig zuſammen, daß er nicht anders als mit trübem Ernſt erſcheinen konnte. Der Miniſter war gerührt und faſt gegen ſeinen Willen freundlich. Er hatte ihn doch ein wenig ermahnen wollen, zu bedenken, daß dies der Ausgang ſei, wenn man ſich für den Mittelpunkt des Univerſums halte. Aber Cecils Anblick, ſein erſtes Wort entwafnete ihn.

„Unter dieſer Wolke muß ich durch das Leben gehen!“ ſagte Cecil, der ſtolze, zuverſichtliche, glücksgewiſſe Menſch.

Statt ſeine Ermahnung zu halten, erwiderte der Miniſter: „es kommt auch wieder blauer Himmel, mein lieber Cecil!“ — und fuhr fort, ganz väterlich mit ihm zu reden, und ihn über ſeine etwanigen Befürchtungen ganz aus der Carriere gerückt zu werden, zu beruhigen. Er rieth ihm in ſeiner Haft archäologiſche Studien zu treiben, oder ſich mit den orientaliſchen Sprachen zu beſchäftigen. Jene könnten ihn für einen Poſten in Italien — dieſe für London oder Paris ganz beſonders empfehlen, weil man an dieſen Orten gern wiſſenſchaftlich gebildete Männer habe. Er warnte ihn vor dem Verſinken in nutzloſen Trübſinn, der die Vergangenheit nicht ausſöhne und der Zukunft ſchade. Und ſo reiſ'te Cecil nach ſeinem neuen Wohnort ab, nachdem auch die Miniſterin zärtlich von ihm Abſchied genommen — zärtlich! ſo froh war ſie, daß er nicht ihr Schwiegerſohn werden konnte! Dieſer Gedanke hatte ſie innerlich vollkommen über den Verluſt der Tochter getröſtet.

Als Cecil die Thürme von Glogau gewahrte, über die ſich die Novembernebel wie Leichentücher ausbreiteten, überlief ihn ein Schauder, und der Gedanke erwachte in ihm: Und wenn ich nun wirklich zehn Jahre hier zubringen müßte! — Als er durch das Thor fuhr, innerhalb deſſelben er wenigſtens auf Jahresfriſt gebannt war, befiel ihn ein noch tieferes, namenloſes Grauſen; war's eine Mahnung an die Vergangenheit? an die Zukunft? er wußte es nicht, aber es tauchte ihm urplötzlich die Ueberzeugung auf: Hier wird mir ein Unheil widerfahren! vielleicht ſterb' ich hier. Er war noch nervenkrank von den Erſchütterungen der Seele

und den Leiden des Körpers, welche er in der letzten Zeit überſtanden; daher hatte er jene reizbare Empfänglichkeit für fremde Umgebungen und Einflüſſe der Natur, an welcher gewöhnlich nur Frauenzimmer leiden, vermöge einer überfeinerten Organiſation. Er ſchloß die Augen und drückte die Zähne auf einander, indem er ſich in ſeinen Mantel hüllte, als ob er ſich feſt und unzugänglich gegen ein drohendes Verhängniß machen wolle.

Dann ſtellte er ſich dem Gouverneur vor, und ſuchte ſich einzurichten und einzuleben in die Nothwendigkeit. Er wollte Niemand ſehen, keine Bekanntſchaften anknüpfen; der Gedanke war ihm ein Greuel, Gegenſtand der Neugier zu werden: darum wollte er ſo wenig wie möglich das Zimmer verlaſſen. Ohnehin hatte er nicht die Erlaubniß bekommen, ſpazieren reiten zu dürfen, alſo fehlte ihm jede Auffoderung dazu. Arbeiten wollte er, ernſte Studien machen, wie der Miniſter ihm gerathen, ruhig werden, und von den Menſchen ſich fern halten. Er ſchrieb ſeiner Mutter, ſeinem Bruder Sigismund, ſeiner Tante vorzugsweiſe, lang und ausführlich über ſeine letzten Erlebniſſe. Bis dahin war er allzu leidend geweſen, und hatte immer nur von Zeit zu Zeit einige Worte für ſie an Guntram dictirt, der dann eine beruhigende Bemerkung über ſein Befinden und ſeinen Zuſtand hinzufügte. Nun aber lag ein ganzes Paquet von treuen, troſtloſen, zärtlichen Briefen vor ihm, und je mehr ihm graute vor dem Verkehr mit gleichgültigen kalten Menſchen, deſto mehr wollte er ſich im Geiſt an diejenigen anſchließen, deren Liebe und Theilnahme ihm jezt ſo wolthätig war. Und ſo ſchrieb er ihnen denn aus vollem, überwallenden Herzen, im tiefen Bewußtſein eines ſelbſtverſchuldeten

Unglücks und folglich mit einer Trauer, die zu tief war, um für eine Beschönigung des Geschehenen gelten zu können, oder um bei Andern eine Entschuldigung zu erbetteln. Er bat um Briefe; er bat Alle, seine Schwestern, mit denen er sonst nie in Correspondenz gewesen, seine Cousinen. Es war als wolle er sich in all' der Liebe und Freundlichkeit gleichsam reinbaden, um wieder Zuversicht zu sich selbst und zu einem helleren Schicksal als bisher ihm zu Theil geworden, fassen zu dürfen.

„So viel Gaben und so wenig Glück!" sprachen unwillkürlich alle die Seinen.

„Wie kommt es nur, fragte seine jüngste Cousine Molly ihre Mutter mit großer Bekümmerniß, daß es dem Cecil plötzlich so übel geht? daß Nandine stirbt, daß er gekränkt und zurückgesetzt wird, daß ihm jezt das Allertraurigste geschieht?"

Frau Forster erwiderte mit Thränen im Auge: „Gott hat ihm nur die Gaben verliehen, um Alles zu erstreben, mein Kind, und nicht das Glück, um Alles zu erreichen."

Ach, sie hätte wol sagen müssen: Er hat die Gaben mißbraucht; woher soll ihm das Glück kommen und wie kann es bei ihm bleiben?

Um die Weihnachtszeit schickten ihm all' die freundlichen Frauen jene kleinen Geschenke, die sie mit solcher Liebe zu machen pflegen, mit solcher graziösen Beachtung der Neigungen und Gewohnheiten. Seine Schwester Sophie schickte ihm einen großen Strauß schöner künstlicher, von ihr selbst gemachter Blumen, und schrieb ihm dazu: „Ich kann mir eine Festung nun einmal nicht wie einen Ort vorstellen, wo Blumen wachsen, und da ich weiß, daß Du sie gern in

Deinem Zimmer magſt: ſo ſende ich Dir dieſe, die wenigſtens den Vorzug haben, daß ſie nicht verwelken.“ — Frau Forſter ſchickte ihm einen Fußteppich, den ſie ſelbſt geſtickt, mit dem Bemerken: ſein Zimmer ſei ihr nach ſeiner Beſchreibung allzu froſtig und kühl erſchienen. Von Molly bekam er eine Aquarelzeichnung: das intérieur des Salons aus dem Landhaus am Rhein, wo er die frohſten Tage ſeiner Jugend mit ihnen allen zugebracht; — und ſo die Uebrigen. Gar Lolly hatte ſeiner gedacht, und ein ſchönes Blatt brachte ihm aus Brüſſel ihr reizendes, geiſtvolles, von ihren drei Kindern umgebenes Bild.

Dieſe Atmoſphäre von Liebe erquickte zuerſt — und verweichlichte dann Cecil. Die Frauen wollten ihn nur tröſten; aber wie ihnen das leicht geſchieht: ſie verſtehen kein Maaß zu halten, beſonders nicht wenn ihr Mitleid erregt wird; ſie verfielen in eine Art von Adoration, und Cecil ließ ſich in dieſer unſchuldigen Weiſe anbeten. Je wärmer und weicher er von dieſer Seite berührt ward, um deſto mehr floh er jeden Verkehr mit den Menſchen um ihn her, denn er war in keiner Art für einen gleichgültigen Umgang geſtimmt. In böſen Stunden verſchloß er ſich trüb und ſtreng in ſich ſelbſt; in guten Stunden fand er Anregung in ſeinen Studien, und Erholung im brieflichen Umgang. Als aber das klare Winterwetter die Wolken und Nebel verſcheucht, und dafür friſche Luft und hellen Himmel hatte, da ertrug er die abſpannende Zimmerluft nicht länger. Er ging ins Freie, nämlich auf den Wall innerhalb der Mauern. Mit hypochondriſcher Laune und Pünktlichkeit wählte er die Stunde von eins bis zwei, weil da gerade Niemand ſpazieren zu gehen pflegte, und ein gewiſſes Thor, durch das er

täglich hinaus und wieder herein ging. Es war das innere Thor. An dem äußern ſtand das Wachhaus; an dieſes lehnte ſich nur das einſame Häuschen des Thorſchreibers, mit einem Fenſter rechts und einem Fenſter links von der Hausthür, und jedes dieſer kleinen, niedrigen, trüben Fenſter erhellte ein winziges Stübchen. Das eine bewohnte der Thorſchreiber mit ſeiner Frau; in dem andern wohnte ihre Tochter Louiſe.

Ein Fremder, der ſich abſondert und ſeine eigenen, einſamen Wege geht, wird ſogar in einer großen Stadt bemerkt, um wie viel mehr in einer kleinen, und nun gar in einer ſolchen, wo er als Gefangner leben muß. Man hatte auch hier viel von Cecil geſprochen: man war aufs Genauſte von allen Umſtänden ſeines Duels unterrichtet; man nahm Partei für und gegen die Veranlaſſung zu demſelben, für und gegen ſein einſiedleriſches Leben. Von dem allen aber wußte Louiſe Müller, die Thorſchreibertochter, nichts.

Sie ſaß in ihrem Stübchen am Nähtiſch und nähte äußerſt ſauber den Hohlſaum von ſchönen Batiſttaſchentüchern für die Gemalin des Gouverneurs; denn ſie war eine ſehr geſchickte Nähterin, der ihre Kunſt einen guten Erwerb eintrug. Im Fenſter ſtanden Töpfe mit Geranium und Reſeda, eine Mirthe und ein Monatsroſenſtock. Der Nähtiſch ſtand dicht am Fenſter, des Lichtes wegen, und ein ſchweres Nähkiſſen zierlich in Tapiſſerie geſtickt, das Geburtstagsgeſchenk einer Freundin, ſchmückte ihn. Über demſelben hingen einige aus Almanachen geſchnittene Stahlſtiche in beſcheidenen Rahmen von Goldpapier, und noch etwas höher hing an einem ſtarken Nagel der grüne Käfig eines ſchmetternden Kanarienvogels. Ein ziemlich kurzer und faltenloſer,

aber blendend weißer Muſſelinvorhang rahmte eng dies ganze Bildchen eines engen Lebens ein.

Es war ohnehin kein ſonderlich klarer Tag, und Louiſe Müller hatte Mühe, die feinen Fäden des Batiſtes ſcharf mit ihrer Nadel bei jedem Stich zu ſondern; doch plötzlich wurde es ſo dunkel, daß ſie es unmöglich konnte. Sie blickte unwillig auf, wer ſo nah am Fenſter vorübergehe, um es gänzlich zu verdunkeln? Es war Cecil; aber ſie kannte ihn nicht. Sie ſah einen großen, rabenſchwarz gekleideten Mann mit einem Flor um den Hut — er trauerte um Nandine — feſt in einen weiten ſchwarzen Mantel gewickelt, langſam vorüber gehen wie Jemand der in Gedanken vertieft iſt und keine Eile hat. Sie hatte nur noch Zeit, ſein ſchönes edles Profil zu gewahren, über welches Krankheit und lange Trauer eine Marmorfarbe — und die Gewohnheit ernſter Gedanken eine ſinnende Schwermuth gehaucht hatten, dann verſchwand er im Thor. Als er fort war, blickte Louiſe auf einen ihrer kleinen Stahlſtiche, der das Porträt eines jungen, melancholiſchen Mannes war, den die Unterſchrift als Edgar Ravenswood bezeichnete; und dachte bei ſich ſelbſt:

Es fehlte ihm nur die lange ſchwarze Feder, ſo würde er akkurat wie Edgar Ravenswood ausgeſehen haben. Aber wer mag das ſein?

Dann nähte ſie fleißig weiter. Eine Stunde ſpäter ging Cecil mit derſelben Haltung, mit demſelben Schritt, auf demſelben Wege, wieder in die Stadt hinein.

Am andern, am dritten, am vierten Tage wiederholte er ſeinen Spaziergang. Jedesmal ließ Louiſe Müller ihr Nähzeug in den Schooß fallen um ihn grade ins Antlitz

zu ſehen, und um jedesmal mit verſtärkter Überzeugung zu ſagen:

Edgar Ravenswood wie er leibt und lebt! Schade, daß er keine ſchwarze Feder trägt.

Am Abend des vierten Tages fragte ſie ihren Vater:

„Wer mag denn wol der ſchwarze Herr ſein, der hier immer vorbei und ſpazieren geht, und ſo traurig ausſieht? kennſt Du ihn nicht, lieber Vater?“

„Es iſt ein Herr aus Berlin; entgegnete der alte Müller, der ſich durch ſein Thorſchreiberamt berufen glaubte, alle Menſchen zu kennen, welche durch das Thor ein- und auswanderten, und daher weder Fragen noch Erkundigungen bei Nachbarsleuten, Gevattern und Freunden ſparte. Und wenn der Herr ſchwarz angezogen iſt und traurig ausſieht, ſo hat er großes Recht dazu, denn Se. Majeſtät der König hat ihn zu lebenslänglicher Feſtungsſtrafe in unſerer Stadt Glogau verurtheilt.“

„Großer Gott, ſagte Louiſe mitleidig, was kann er denn gethan haben? das iſt doch hart!“

„Hart? dummes Ding! fuhr der alte Müller auf. Unſer König iſt der beſte und gnädigſte von allen Königen. Was der thut das iſt wolgethan! kann es von ihm faſt eben ſo gut als von unſerm lieben Herrgott heißen, ſo ein gerechter König iſt er!“ . . . . —

„Aber was hat denn der arme junge Mann verbrochen, daß unſer gnädiger König ſo ſtreng gegen ihn iſt?“ fragte Louiſe zitternd.

„Er hat ſeinen beſten Freund rachgierig in einem ſehr mörderiſchen Duel erſchoſſen, und darüber hat ſich ſeine Braut, die zugleich die Schweſter ſeines Freundes war, zu

Tode gegrämt. Se. Majeſtät will aber Friede und Freude im ganzen preußiſchen Reich haben, wie viel mehr zwiſchen ſo nahen Verwandten und vornehmen Leuten — denn der Eine iſt der Sohn von einem Präſidenten und der Andre von einem Miniſter — und deshalb iſt an dem Mörder dies Exempel ſtatuirt."

So lauteten die Nachrichten, welche die Fama von Glogau in die unterſten Kreiſe verſprengt hatte.

„Ein Mörder iſt er aber doch wol nicht, lieber Vater, ſagte Louiſe beklommen, wenn er auch ſeinen Freund im Duel erſchoſſen hat?"

„Nicht? fragte Müller barſch. Nun wie nennſt denn Du, Jungfer Weisheit, einen Menſchen der einen andern getödtet hat? he? — — Dummes Ding!" ſetzte er hinzu, weil Louiſe ſchwieg und ſich beſann, ob es wirklich keinen andern Ausdruck gebe. Und damit war das Geſpräch zu Ende, denn der alte Müller liebte keine Widerrede. Er war ein allzu loyaler Unterthan um nicht ein etwas despotiſcher Vater zu ſein. Die patriarchaliſchen Vorſtellungen von unumſchränkter königlicher und väterlicher Gewalt gehen gewöhnlich Hand in Hand.

Louiſe war des Schweigens zu gewohnt, um ſich dadurch gedrückt zu fühlen. Da es Abend war zündete ſie die Lampe an, rückte die alten harten Lehnſtühle der Eltern an den Tiſch, und ſetzte ſich dann ſelbſt mit einer weniger feinen Arbeit daran. Die Mutter, welche mit der gedankenloſen Geſchäftigkeit des Volkes es zuwege brachte, den ganzen Tag in dem winzigen Häuschen herum hanthieren zu können, kam nun auch herein, ſetzte ſich an ihr ſchnurrendes Spinnrad, und begann ihre Lippen in der nämlichen

Weiſe zu bewegen, wie ſie den Tag hindurch Hände und Füße bewegt hatte: ſie begann ununterbrochen und gedankenlos zu ſprechen. Der Vater rauchte, kraute die Katze auf den Kopf, welche behaglich murrend auf ſeinen Knien lag, und warf ab und an ein Wort in den Redeſtrom ſeiner Gattin. Um ſieben Uhr brachte dieſe ein Bierſüppchen zum Nachteſſen aus der Küche herein. Um neun Uhr legte Louiſe ihre Arbeit ſauber zuſammen und in ein Körbchen, las aus dem Geſangbuch ihren Eltern ein Lied vor, wünſchte ihnen gute Nacht, und ging nach ihrem Stübchen hinüber.

Aber dort begann ein neues Leben für ſie — ein ſolches, das ſie wie die Theaterdekoration eines Königspalaſtes oder einer Feengrotte über das dürre Sparrwerk des alltäglichen warf. Geſchwind ging ſie zu Bett — denn es war am Abend recht kalt in ihrem Zimmer! ſtatt aber ihr Licht auszulöſchen, putzte ſie es ſäuberlich, zog dann raſch und freudig ein Buch unter ihrem Kopfkiſſen hervor und las! — las mit dem Entzücken, das man nur bei ſiebzehn Jahren kennt, wo man ein Buch nicht ſowol lieſ't, als lebt. Jezt grade las ſie „Kabale und Liebe," und Gott weiß wie viel Thränen das Schickſal ihrer Namensſchweſter ihr erpreßte, ja, vielleicht hätte ſie weniger, oder weniger bitterlich geweint, wenn dieſe Namensverwandtſchaft nicht ſtattgefunden hätte. Jezt ſchien ihr, als ſei ein Theilchen von ihr ſelbſt dabei im Spiele, oder gar, als könne es vielleicht ein Vorſpiel ihres eigenen Schickſals ſein. Denn es iſt unvermeidlich, daß die Imaginationswerke, Schauſpiele, Romane, Gedichte, eine unberechenbare Gewalt über die eindruckbereiten Seelen junger Mädchen bekommen, die ſich für nichts intereſſiren und nichts verlangen als das Eine — mit

dem Herzen zu leben. Was das eigentlich heiße, das wissen sie nicht. Sie sehen wol in den Büchern Leid und Schmerz, Verzweiflung und Tod, aber sie sehen es wie die dunkle Folie, auf welcher der Diamant der Liebe ruht, oder wie das vernichtende Gewitter, über das sich der Regenbogen des Friedens breitet, oder wie den stürmischen Tag, aus dem sich der glorreiche Sonnenuntergang der Kraft erhebt. Der schwarze Hintergrund, und Gewitter und Sturm scheint ihnen Nebensache oder leicht überwindlich zu sein, weil sie ohne Erfahrung sind. Alle Imaginationswerke, wenn sie die Tiefen und das wunderbar wechsel- und geheimnißvolle Spiel der Menschenseele zu erfassen und darzustellen streben, sind gut für Menschen, welche zum Bewußtsein über sich selbst und das Leben gekommen und nicht mehr athemlos durstig nach dessen Emotionen sind. Dann werden sie ihnen manches Verständniß erschließen, sie zu mancher Beobachtung leiten, sie zur Einkehr in sich selbst, zum Nachdenken über Ursach und Wirkung anregen, ihnen feine Dinge und ernste Wahrheiten sagen; aber grade dies, was einen Roman so anmuthig macht: die Feinheit und Tiefe der Menschenkenntniß und die auf derselben gegründete Entwickelung der Gefühle und Charaktere — geht für junge Mädchen ganz verloren, und da ohnehin die Phantasie rasch und lebhaft genug bei ihnen ist, so scheinen mir die Imaginationswerke wenigstens höchst überflüssig für sie. Ich höre zuweilen sagen: „Aber mit Auswahl doch!“ — da ist aber keine, keine zu treffen, welche nicht die zartesten, innerlichsten Fibern des Herzens vibriren machte! O spart ihnen das für die Wirklichkeit auf, und laßt sie nicht an Fictionen es verschwenden. Eine Ausnahme wäre freilich zu machen:

die des hiſtoriſchen Romanes, wo in der Genauigkeit, Breite und Weitſchweifigkeit der Beſchreibung die Phantaſie erlahmt, wo ſtatt der Gefühle die Kleider analyſirt werden und wo man ſtatt der Charactere, Gebräuche ausgemalt findet. Er verwäſſert freilich die hohe, edle, ſtarke Geſchichte — doch das thut der keinen Schaden bei ihren ächten Jüngern; und die Herzen der jungen Leſer ſetzt er in keine bedenklichen Flammen — wovon hier eben die Rede iſt. Was übrigens die Pädagogen dazu ſagen, ob ſie ſich die Macht zutrauen, durch ihre Lehren und Ermahnungen die Kraft des Eindrucks zu neutraliſiren, den ein Roman oder eine Tragödie gemacht; ob ſie herzhaft glauben, eine junge Seele empfinde die verpönten Liebes- und Sehnſuchtsgefühle nicht eher, als bis ſie ihr die Erlaubniß ertheilen, ſich ihnen dem Verlobten gegenüber hinzugeben, — das weiß ich freilich nicht. Ich wollte nichts, als meine Überzeugung ausſprechen.

Louiſe Müller hatte Niemand, der ſich um ihre Erziehung, ſo wie wir es verſtehen, bekümmerte. Sie war in die Schule gegangen, hatte leſen, ſchreiben und rechnen gelernt, auch gelernt, wo auf der Landkarte die Hauptſtädte der europäiſchen Reiche liegen und wie viel Einwohner ſie haben; dann war ſie zum Prediger gegangen, um ihr Chriſtenthum ſo weit zu lernen, um confirmirt zu werden, und in die Nähſchule, der feinen Arbeiten wegen. Bei ſechszehn Jahren hatten all dieſe verſchiedenen Studien aufgehört, denn Vater Müller erklärte, ein Mädel das ſchon mit ſeinen Eltern zum Abendmal gegangen ſei, brauche nichts mehr zu lernen, ſondern müſſe nun an's Erwerben und an Unterſtützung der Eltern in ihren alten Tagen denken. Die Haupttugend eines Mädchens beſtand für ihn in Arbeitſamkeit und Fleiß, wor-

aus ganz von ſelbſt ein ſtilles, ſittſames Benehmen folge. Leſen nannte er Müſſiggang, und außer Bibel und Geſangbuch war ihm jedes Buch ein Greuel. Er dachte in dieſem Punkt ungefähr wie jener fanatiſche Muhamedaner, der die Bibliothek zu Alexandrien verbrannte, ſprechend: „Steht in all' den Büchern daſſelbe was im Koran, ſo ſind ſie überflüſſig, ſteht etwas Andres drin, ſo taugen ſie nichts.“ Er hatte einmal ſeine Tochter beim Leſen von „Menſchenhaß und Reue“ ertappt, das ſie von einer Freundin erliehen hatte, und nun mit heißen Thränen benetzte. Er machte dieſe Thränen bedeutend heftiger, wenn auch minder ſüß fließen, indem ſeine Rechte ziemlich heftig ihre Wange berührte, und die Linke zugleich das Buch in das Ofenfeuer ſchleuderte. Als dies Strafgericht ihm gar acht Groſchen koſtete — weil die ergrimmte Bücherverleiherin, der Louiſe und die Freundin das Unglück geklagt hatten, dieſen Schadenerſatz begehrte — als dieſe enorme Summe ihm, eines Buches wegen, buchſtäblich in Rauch aufging, da that er einen zornigen Schwur, die Tochter ſolle ganz andere Dinge erleben, beträfe er ſie je wieder bei einem ſolchen nichtsnutzigen Buch. Doch Louiſe konnte nicht mehr die Thränen, die Theilnahme, das Herzpochen vergeſſen, womit ſie „Menſchenhaß und Reue“ zwei und ein halbes Mal hintereinander geleſen. Da ſie für Geld Handarbeiten machte, ſo war es dem Vater nicht möglich, jeden Gang in die Stadt zu controliren und jeden Groſchen ihrer Einnahme zu berechnen; ſie nahm heimlich Bücher bei der Verleiherin, und las ſie heimlich bei nächtlicher Weile. Am Tage verſteckte ſie den lieben gefährlichen Schatz bald hier bald dort an einem verborgenen Plätzchen. Ihre langen und langweiligen Tage legten ſich über ihre zauberhaften,

tausendfarbigen Nächte, wie die Nachtfalter mit dunkeln Flügeln die bunten und lieblichen zudecken, die sie verbergen und schützen. So farblos, eng und dürftig ihre Existenz am Tage war, so glänzend, weit und reich wurde sie, sobald Abends um 9 Uhr die Thür ihres Stübchens hinter ihr zufiel, und der Riegel sie von der Außenwelt und der Wirklichkeit abschloß. Sie las bis tief in die Nacht hinein, bis ihr die Wangen brannten und die Füße eiskalt wurden, bis sie die heißen, schweren Augenlider trotz aller Anstrengung nicht mehr offen erhalten konnte. Dann löschte sie ihr Licht, und ein fiebernder, halbwacher Zustand voll Bilder, Träume und Erscheinungen, ging lange, lange dem stillen, erquickenden Schlaf vorher, in welchem das Herz all' seine Bekümmerniß, der Geist all' seine Anstrengungen, die Seele all' ihre Unruh vergißt. Wenn die Mutter aus dem kurzen, flüchtigen Schlaf des Alters früh bei Tagesanbruch erwachte, und im Häuschen herum zu schleichen begann, war Louise zuweilen noch nicht eingeschlafen, und aus dem Morgenschlummer erweckte sie dann gewöhnlich der Vater, indem er mit der Faust an ihre Thür donnerte.

„Dein Klopfen hört sie ja seit einer Stunde nicht, Mutter! sagte er indem er die Alte bei Seite schob, so ein verschlafenes Mädel ist es."

Dieser Mahnung mußte Louise denn freilich Folge leisten, umsomehr da heftige Vorwürfe nur durch ihr allerschnellstes Erscheinen gemildert werden konnten. Der lange Schlaf, behauptete der alte Müller, gebe der Jugend dickes, schweres Blut, mache sie unlustigen Gemüths und trägen Wesens — was ihr übel anstehe; und seine Tochter müsse flink und fröhlich sein, wenn er sie lieb haben solle. Louise war aber

von Natur weder flink noch fröhlich. Die raſtloſe äußere Geſchäftigkeit ihrer Mutter hatte ſich bei ihr nach Innen gekehrt, und zog ſie in eine dunkle Gefühlswelt hinein, über der ſie brütete, von der ſie mit offenen Augen träumte. Das gab ihr etwas Zerſtreutes und Kaltes. Abermals zum Gegenſatz von der redſeligen Mutter ſprach ſie faſt gar nicht; und das gefiel dem Vater eben ſo ſehr, als ihre Zerſtreuung ihm mißbehagte. Die Jugend muß zuhören, wenn das Alter ſpricht; war eine von ſeinen Sentenzen. Er hätte ſie aber vervollſtändigen und ſagen dürfen: Aber das Alter muß auch von Dingen reden, welche der Jugend nützlich und erfreulich ſind. — Es iſt ſchlimm für die Jugend, daß alle Sentenzen und Maximen von alten Leuten ausgehen und folglich zu ihrem Vortheil ſind.

Seit langer Zeit hatte Louiſe keinem Wort ihres Vaters eine ſo tiefe, theilnehmende Aufmerkſamkeit geſchenkt, als ſeinem Bericht über Cecil. Sie war ſo groß, daß ſie bei der nächtlichen Lectüre ihrer Theilnahme für Ferdinand von Walther und Louiſe Miller Eintrag that. Gott! dachte ſie, es paſſiren doch wirklich eben ſo traurige und noch traurigere Geſchichten als man in den Büchern lieſ't, und wer weiß, ob dieſe von „Kabale und Liebe" nicht auch irgendwo paſſirt iſt.

Cecil ſetzte ſeine täglichen Spaziergänge pünktlich und gleichmäßig fort, und Louiſe bewachte ſeine Erſcheinung mit unſäglicher Spannung. Sieht denn ein Menſch, der ſeinen Freund getödtet und ſeine Braut verloren hat, noch aus wie alle übrigen Leute? fragte ſie ſich ſelbſt, und mußte ſich dann bei Cecils Anblick geſtehen, daß er allerdings ausſehe wie Niemand ſonſt, der ihr vorgekommen. Allmälig fing

die Stunde von eins bis zwei an, die Wichtigkeit für sie zu gewinnen, welche bis jezt die neunte Abendstunde gehabt. Die Ungeduld, das Verlangen, die Erwartung, die sie ihren Büchern zugewendet, wendete sie nun den zwei Augenblicken zu, wo er an ihrem Fenster vorbei ging. Vom frühen Morgen an beobachtete sie das Wetter, Wind und Wolken, ob es regnen oder schneien oder Sonnenschein kommen werde, und berechnete danach die Gewißheit, die Wahrscheinlichkeit, die Unmöglichkeit seines Spazierganges. Cecil hatte sein Leben nach der Uhr eingerichtet, weil er fand, daß trübe Epochen wenn nicht am schnellsten, doch am unmerklichsten verstreichen, sobald der Tag mit wechselloser Regelmäßigkeit eingetheilt ist. Die Existenz nimmt dann eine gewisse Maschinen=Bewegung an vermöge welcher die Seele zur Ruhe gebracht werden kann, wie das Kind zum Schlaf durch die Bewegung der Wiege. Die Seele erwacht denn freilich zuletzt, wie auch das Kind — aber gestärkt. Darum ließ sich Cecil selten durch das Wetter stören, höchstens durch strömenden Regen. Dennoch, obgleich Louise das sehr bald bemerkte, hatte sie allmorgentlich die unsägliche Angst, er werde nicht kommen; denn je glühender ein Wunsch ist, desto unmöglicher kommt uns dessen Erfüllung vor. Sobald die Uhr Eins schlug wurde ihr abwechselnd heiß und kalt vor Spannung, und kam nun Cecil bald darauf, so fühlte sie im Grunde keine andere Freude, als die, von ihrer Erwartung erlös't zu sein; die rechte Freude kam jezt, in der Stunde von eins bis zwei, wo sie ihn auf dem Wall, und seine Heimkehr gewiß wußte. Das war eine selige Stunde, durch die alle geheimnißvollen Entzückungen gingen, welche sie sonst nur bei ihren Büchern gehabt. Wenn Cecil dann

kam, beobachtete ſie ihn genau, Gang, Haltung, Ausdruck, Züge — Tag für Tag mit neuem, mit erhöhtem Intereſſe, und nach und nach mit dem brennenden Wunſch doch ein einziges Mal recht genau ſeine Augen zu ſehen — wohinter ſich vielleicht der Wunſch verſteckte, von ihm angeſehen zu werden. Cecil blickte aber, wie ein ernſter Menſch der er war, ruhig und gleichgültig gradeaus. Am allererſten Tage, als er noch keine bedeutungsvolle Erſcheinung für Louiſe war, hatte er allerdings jenen unwillkürlichen Blick auf ſie gleiten laſſen, mit dem man an einem ganz nahen Fenſter vorüber zu ſtreifen pflegt; da hatte er hinter kleinen trüben Scheiben unſcheinbare Blumentöpfe und ein häßliches, nähendes Mädchen geſehen, das ein feuerfarbenes Halstuch mit gelben Blümchen trug, und eine feuerrothe Naſenſpitze hatte — Grund genug für Cecil, ſein Auge nie mehr durch den Anblick dieſes unholden Frauenzimmers zu beleidigen. Und das geſchah in demſelben Moment, als ſeine äußere Erſcheinung einen ſo ganz entgegengeſetzten Eindruck auf ſie machte.

Ach ja! ſie war allerdings häßlich, die arme Louiſe Ich hab' es ſo lange wie möglich verſchwiegen, damit nicht alle Welt ſich von Hauſe aus gleichgültig wie Cecil von ihrer rothen Naſe wegwenden möge. Endlich kommt es denn doch zur Sprache. Endlich würde man ſich doch verwundern Cecil täglich bei einem Mädchen vorübergehen zu ſehen, ohne ſie eines Blicks zu würdigen, wenn man ein Madonnenantlitz bei ihr vorausſetzen dürfte. Denn er hat zwar die beſten Vorſätze gefaßt weder zu kokettiren noch zu lieben, weder die Herzen zu gewinnen noch zu brechen; und ſein eignes Herz einer Frau hinzugeben — das mag ihm vielleicht

gar unmöglich ſein. Überdas gehört er zu den Männern, die nur Neugier, nicht Theilnahme für eine Perſon haben, welche ein rothes Kattunhalstuch trägt und ohne Handſchuh über die Straße geht. Seine Sympathien waren für eine Atmoſphäre von Feinheit, Elegance, Grazie, welche nur von Denjenigen als oberflächlich, heuchleriſch, den Charakter verflachend, das Herz erſtickend oder verderbend dargeſtellt wird, die in niedriger Sphäre bleiben, weil ihnen keine andere zugänglich iſt. Er begehrte das Spiel des Geiſtes, die Geſchmeidigkeit der Formen, die Anmuth geſelliger Bildung, welche den Mangel an Schönheit — dieſen unleugbaren, ſchmerzlichen, in unſrer mattblütigen Zeit immer weiter umſichgreifenden Mangel — vergeſſen macht. Dennoch würde ſeine Neugier unfehlbar für ein reizendes Antlitz erwacht ſein, und ihn wer weiß wie weit von ſeinen Vorſätzen abgelockt haben. Aber jezt war es unmöglich! Louiſe hatte eine breite unterſetzte Geſtalt, die auf einem kurzen Halſe einen etwas großen Kopf trug. Die Züge waren ſtark und doch nicht beſtimmt; das Geſicht war zu fett. Ihre lebhaften braunen Augen lagen tief hinter den ſtarken Backenknochen und den dicken Backen. Indeſſen übertraf die Unſchönheit der Farbe bei Weitem die der Form. Ihre Lebensweiſe bückte ſie unabläſſig über eine mühſelige Arbeit, ſperrte ſie in ein niedriges, heißes Stübchen, gönnte ihr keine Bewegung, keine friſche Luft. Daher drängte das Blut zum Kopf, röthete ihre Naſe, ihre Augen, und machte ihren Teint fahl und fleckig. Unter andern Verhältniſſen wären die Eltern mit ihr in ein Bad gegangen, hätten ſie reiten lernen oder viel gehen laſſen, hätten die Unſchönheit und mit ihr die krankhafte Anlage zu beſeitigen geſucht;

doch in den ihrigen war davon nicht die Rede. Sie nähte Tag aus, Tag ein, vom Morgen bis zum Abend, und ging nur aus um ihre Kundschaft zu besorgen, und Sonntags in die Kirche. Ein Besuch bei einer Freundin wurde dann und wann mit diesen Gängen verknüpft. Die Freundin hieß Marianne und war die Tochter eines Briefträgers. Da Marianne eine sehr zänkische Mutter hatte, die mit aller Welt keifte und schmollte, so sahen sich die Mädchen viel lieber in Louisens stillem Stübchen, wo sie ungestört mit einander plaudern durften. Und das gönnte der Thorschreiber seiner Tochter gern, umsomehr da Marianne ein muntres fröhliches Mädchen, und der Briefträger sein langjähriger Freund war, der die allerausführlichsten, wenn auch nicht die richtigsten Geschichten über die Correspondenzen zu erzählen wußte, die er seit vierundzwanzig Jahren in der Stadt Glogau herumtrug. Nicht daß er ein unzuverlässiger Mann gewesen wäre und sich je eine unerlaubte Neugier hätte zu Schulden kommen lassen; o mit nichten! Nur die erlaubte, welche — — oder, damit ich mir keine Feinde mache! das Combinationsvermögen, welches auf allen Postbureaus herrscht, weshalb sollte Herr Kraft, der Briefträger, es nicht besitzen und üben? Zu viel Tausende von Briefen waren durch seine Finger geglitten, zu viel tausend Mal hatte er den Empfang dieser Briefe gesehen, um nicht durch ihre Form, Adresse, Zahl, gewisse divinatorische Gaben über den Inhalt ganz unwillkürlich in sich auszubilden. Indessen ging er höchst vorsichtig mit dieser gefährlichen Wissenschaft um, und nur bei seinem langjährigen Freund Müller erlaubte er es sich, die stillen und verschwiegenen Spekulationen auszusprechen, welche er über seine Briefe anstellte.

Marianne und Louiſe, welche nie in ihrem Leben einen Brief weder geſchrieben noch erhalten hatten, kannten folglich nicht das geringſte Intereſſe dafür. Sie plauderten von ihren eigenen kleinen Angelegenheiten, von Arbeiten, Kunden, Einnahme und Ausgabe; von den wunderſchönen Büchern die ſie laſen, und den wunderſchönen Hüten und Kleidern, die ſie bei den vornehmen Damen ſahen; von Liebesverhältniſſen und anderweitigen Klatſchereien in ihrer eigenen und in höherer Sphäre; kurz, ſie ſprachen ganz genau von denjenigen Dingen, welche junge Mädchen intereſſiren, welches Standes ſie auch ſein mögen — nur mit der Modifikation, daß bei den vornehmeren Gouvernanten, Lehrmeiſter, Penſionen, mit ihrem unendlichen Gefolge von Klage über die Langeweile, und Spott über deren Schwächen und Lächerlichkeiten, an die Stelle der Kundſchaft treten.

Seitdem Louiſe täglich Cecil ſah, hatte ſie viel weniger als ſonſt den Wunſch, mit Mariannen zu plaudern, denn die Gegenſtände ihrer Plaudereien waren ihr höchſt gleichgültig geworden. Sie hatte weiter kein Intereſſe, als das für ihn und für ſeine traurige Geſchichte, die ſie mitleidswürdiger als irgend eine in ihren Büchern fand. Nur für Kabale und Liebe behielt ſie eine ganz beſondere Zärtlichkeit, und zwar ihres eigenen Namens, und des Umſtands wegen, daß Cecil, wie Ferdinand, eines Präſidenten Sohn war. Dem Lauf ihrer Gedanken zu folgen, wäre ganz unmöglich — ſchon deshalb, weil ſie durchaus keine beſtimmten und folgerechten Gedanken hatte, ſondern nur wirre, unklare, aber eben dadurch mächtigfeſſelnde Vorſtellungen von der Möglichkeit eines ähnlichen Verhältniſſes, von dem ſchmerzlichen Glück einer ſolchen Liebe. Was daraus werden, wie

ſie enden könne — daran dachte Louiſe nicht. Bei ſiebzehn Jahren kennt man überhaupt kein Ende, weil man keinen Wechſel kennt, und tritt der Tod auch in's Leben hinein, ſo kann er wol das, doch nicht die Unwandelbarkeit der Gefühle zerbrechen, denn der junge Menſch glaubt an die Ewigkeit, nicht blos im Himmel, ſondern ſchon auf der Erde.

Es iſt unglaublich was Alles ſich Louiſe aufdachte, um einmal Cecils Augen zu ſehen! — Ihm einmal grade entgegen zu gehen? aber es war doch allzu unſchicklich, einem Mann grade in's Geſicht zu ſtarren. — Ein Geräuſch zu machen, irgend etwas hinzuwerfen, oder dergleichen damit er ſich danach umſchaue? aber ſie würde ſich allzu verlegen dabei benehmen. — Endlich fiel ihr ein, ſich in ihre Hausthür zu ſtellen. Sie that es. Sie lehnte ſich an den Thürpfoſten, ſo daß ſie den Weg hinauf ſah, den Cecil kam. So lange er in der Ferne war, freute ſie ſich halb ſelig über ihren Platz, der ihr erlaubte, ihn ſo viel länger zu ſehen. Als er ſich näherte — lief ſie davon und in ihr Zimmer. Das war doch dumm von mir! murmelte ſie ganz verdrießlich, nachdem er vorüber war; aber ich konnte nicht anders.

Eines Tages ſchneite es heftig. Die Mutter hatte ſchon am Morgen vor dem Häuschen den Schnee weggekehrt; doch Mittags lag er wieder fußhoch. Da kann ja Niemand durchkommen! dachte Louiſe plötzlich, als ſie kurz vor ein Uhr aus dem Fenſter ſah, ſprang auf und heraus und fegte den Schnee ſo ſauber und ſorglich weg, als kehre ſie ein Prunkgemach und nicht die Straße. Froh ihres Werkes ſetzte ſie ſich wieder an ihren kleinen Nähtiſch, und hoffte heimlich, irgend ein guter Geiſt werde Cecil zuflüſtern, daß

sie einzig für ihn den Weg geebnet habe. Doch dieser gute Geist, der Verständniß heißt, waltet nur zwischen Seele und Seele, und geht nicht von einer Phantasie zur andern; Cecil beachtete nicht im mindesten diese Aufmerksamkeit. Nur als er von der ungebahnten Promenade zurückkehrte, trat er auf dem freien Plätzchen ein Paarmal stark nieder um den Schnee abzuschütteln, der sich unbequem um seine Füße geballt hatte. Dabei sah er aber sehr aufmerksam seine Stiefel, und gar nicht die arme Louise an, die gespannt jede seiner Bewegungen überwachte. Eine Freude hatte sie indessen doch. Cecil hielt sein Taschentuch in der Hand: einen weißen Foulard mit schwarzem Rande, der Trauer wegen, und ein schwarzes F. war mit Seide zierlich in einen Zipfel gestickt. Ein F.! das konnte nun Franz, Felix, Friedrich, Florentin, und eben so gut hundert Familiennamen bedeuten; Louise aber beschloß, daß es Ferdinand bedeute, und war entzückt über ihre Entdeckung.

Bei der nächsten Gelegenheit machte sie es genau wieder so, und diesmal hatte die Sache einen eben so unerwarteten Erfolg. Es war trotz des bedeutenden Schneefalls wunderschönes Wetter, und der Sonnenstral der letzten Februartage lag funkelnd und glitzernd über der weißen Fläche, die lind unter ihm zu schmelzen begann. Der alte Müller stand in seiner Hausthür und sonnte sich. Die Hähne krähten. Die Spatze und Goldammern flogen zirpend und vergnügt durch die belebende Luft. Es war zwei Uhr, und Cecil kam zurück. Wieder stampfte er den Schnee von den Füßen; da er aber einen alten Mann mit weißem Haar in der Thür gewahrte, und da er vornehme Manieren hatte, zu denen wesentlich Leutseligkeit gegen Geringe gehört, so

grüßte er ihn freundlich. Der alte Müller rieb ſich vergnügt die rothblauen Hände daß die Finger knackten und ſagte, ſein Käppchen rückend:

„Ein Wetter wie im Mai ſo ſchön!“

„Ja, prächtiges Wetter,“ antwortete Cecil und ging vorüber.

Louiſe ſaß da, die Stirn feſt an die Fenſterſcheiben gedrückt, lautlos, bewegungslos, ganz Aug und ganz Ohr. Cecils flüchtiges Lächeln, womit er den Vater begrüßt, der glänzende Blick, der aus dem dunkeln ernſten Auge glitt, am meiſten vielleicht die klingende Stimme — zitterten in ihr nach, als er längſt fort war. Tagelang zehrte ſie von dieſer Erinnerung. Dann erwachte der Wunſch brennend in ihr, auf ähnliche Weiſe von ihm begrüßt zu werden. Sie verſuchte wieder, wie ſchon früher, unter die Hausthür zu treten; und diesmal blieb ſie wirklich ſtehen, und blickte ſcheinbar unbekümmert ſtraßab und ſtraßauf. Aber o weh! es war ein finſtrer, grauer Tag, an dem man ſich nicht aufgefodert fühlt, froh die Welt und die Menſchen anzuſchauen. Überdas hatte ein Brief von Guntram Cecil tief niedergeſchlagen. Im Lauf des Sommers ſollten Verſetzungen und Veränderungen im diplomatiſchen Corps ſtatt finden, und das Alles ging ihm verloren! Es treten zuweilen die äußern Verhältniſſe wie glückliche Conſtellationen zuſammen, demjenigen ein raſches und ſeltnes Glück bringend, der, wenn er den flüchtigen günſtigen Moment verſäumt hätte, vielleicht ein Jahrzehnt auf einen ähnlichen warten müßte. Das wußte Cecil ſehr gut, und auch daß ihm ein ſolches Schickſal bevorſtand, ſobald er nicht zu einem günſtigen Zeitpunkt ſeinen Lauf wieder begann. Er ſah im Geiſt

ſeine ganze Carriere, der er ſo folgerecht, ſo überlegt, ſo unermüdlich zugeſtrebt hatte — ruinirt, ſtockend, ſchleichend, ihm keine Befriedigung gewährend, nicht einmal Spielraum für ſeine Fähigkeiten ihm gönnend. Er ſah ſich heraus geſchleudert, bei Seite geſetzt — und wieder ſtieg der egoiſtiſche Schmerz in ihm auf, und er ſeufzte mit bitterer Trauer: O Nandine! lebteſt du, ſo ſtände es anders mit mir! du warſt mein guter Geiſt .... warum biſt du von mir gewichen? — Es gab wol eine Antwort auf dieſe Frage, aber ſie lautete hart: weil ich dir das Herz gebrochen habe. Und wer hat die Kraft, ſo ehrlich mit ſich ſelbſt zu ſprechen?

In dieſer Stimmung nun ging Cecil an der harrenden Louiſe vorüber, natürlich ohne ſie auch nur im Geringſten gewahr zu werden. O er grämt ſich fürchterlich! ſprach ſie zu ſich ſelbſt; wenn er nur nicht krank wird, oder gar ſtirbt! ... Wenn ich ihn nur alle Tage ſehen kann, ſo will ich doch ſchon lieber nicht von ihm bemerkt werden ... Aber ſehen muß ich ihn ... ſonſt ſterbe ich. Marianne beſuchte ſie am Nachmittag.

„Was fehlt Dir denn, Louiſchen? fragte ſie; Du biſt ja ſo ſtill? Ich hab' das ſchon neulich gefunden?"

„Mir fehlt nichts, liebe Marianne, erwiderte Louiſe ſo gleichgültig als möglich. Ich muß nur immer daran denken, ob es an anderen Orten ſchöner iſt als hier."

„Schöner als hier in Glogau? rief Marianne: o ja, das glaub' ich gern. In Breslau mag es herrlich ſein, in Berlin noch herrlicher. Wenn ich dahin einmal käme .... ſo blieb ich auch da. Und es iſt gar nicht unmöglich, daß ich dahin komme! Es geht die Rede von einer Heirath der

älteſten Tochter des Gouverneurs. Wird etwas daraus, ſo werd' ich Kammerjungfer bei ihr; das hat mir die Jungfer ihrer Mutter verſprochen, die Franziska, die meine Couſine iſt und viel gilt bei ihrer Herrſchaft. Es iſt nur noch leider ein bischen im weiten Felde. Das Fräulein will nicht recht, meint die Franziska, denn es iſt ein Wittwer von vierzig Jahren, der rothes Haar und vier Kinder hat. Pfui! rothes Haar! einen ſolchen Mann mögt' ich nicht."

„Ich auch nicht!" rief Louiſe ganz lebhaft, obwol ſie nur zerſtreut auf Mariannens Geſchwätz gehört hatte: aber bei dem rothen Haar fiel ihr Cecils ſchwarzes ein, über das der Sonnenſtral einen ſtahlblauen Schmelz legte. „Nein, Gott behüte mich! Judas hatte rothes Haar und verrieth den Herrn Chriſtus. Nein, ſolch ein Mann iſt falſch."

„Das weiß ich nun grade nicht, entgegnete Marianne gelaſſen, aber häßlich iſt er, und das iſt fatal." Und ſie fuhr fort von ihren Wünſchen und Hofnungen zu ſprechen, die immer mit einer Kammerjungferſtelle in Breslau oder Berlin anfingen, und mit einem Mann gleichviel wo — nur nicht rothhaarig! — endeten. Als Louiſe gar nicht in das Geplauder einſtimmte brach ſie endlich ab.

„Dir geht etwas im Kopf herum, Louischen! ſchäme Dich, daß Du es Deiner beſten Freundin nicht ſagen willſt."

Aber Louiſe leugnete ſtandhaft, ohne jedoch die Freundin überzeugen zu können. Marianne mit ihren Fragen und ihrer Redſeligkeit wurde ihr unerträglich. Sie mogte nichts als ſtill bei ihrer Arbeit ſitzen, den ganzen Tag an Cecil denken und zwei Augenblicke ihn ſehen. Wenn ſie in traurig ernſtes Nachdenken verfiel, ſo mußte ſie ſich denn doch eingeſtehen, daß ihr ein höheres Glück, eine ſüßere Befrie-

digung nicht zu Theil werden könne; so wollte sie dann wenigstens die ihr erreichbare ungestört und in vollem Maaß genießen. „Kabale und Liebe" war das einzige Buch, das ihr noch Vergnügen machte. Sie las darin immer wieder die Szenen zwischen Ferdinand und Louise. Zuletzt kaufte sie sich das geliebte Buch um es zu eigen zu haben, und lernte es halb auswendig, so daß sie nur Ferdinands Rolle las, aber Louisens auswendig sprach. Dadurch machte sie sich die Täuschung von zwei Personen.

Der Frühling kam; mit ihm Schneeglöckchen und Veilchen. Ich weiß nicht, welchen Zauber die ersten Frühlingsblumen haben, daß man sich gedrungen fühlt sie einem geliebten Wesen zu schenken. Und wenn man sich auch sonst nicht gar viel aus Blumen macht — oder wenn man Jahraus Jahrein viel schönere pflegt und verschenkt — die ersten Frühlingsblumen, von der jungen Sonne aus der kahlen Erde hervorgelockt, haben einen magischen Reiz, wie eine geheimnißvolle Verheißung von einem kommenden langen, himmlischen Glück. Den ersten Veilchenstrauß hat gewiß Niemand für sich selbst gepflückt oder gekauft. Wie hätte Louise es thun sollen! Täglich ging sie in das winzige Gärtchen hinter dem Hause und sah nach den Veilchenknospen, ob sie wüchsen, sich färbten, aufblühten. Heute kann ich sie pflücken, sagte sie, indem sie niederkniete und die Blätter sorgsam mit der Hand wegbog. Nein, heute noch nicht, aber morgen; dann werden sie ganz schön sein! setzte sie hinzu, nachdem sie ein Veilchen sie betrachtet hatte. Dann stand sie auf und freute sich auf morgen. Es verstand sich von selbst, daß sie Cecil zugedacht waren.

Endlich hatten sich die Veilchen zur Vollkommenheit ent-

faltet. Louiſe pflückte ungefähr zwei Dutzend und band ſie mit grüner Seide zu einem zierlichen Sträußchen zuſammen. Das that ſie fröhlich und muthig; aber Hand und Muth ſanken, als ſie daran dachte den Strauß zu überreichen. Sie wußte gar nicht recht, wo das geſchehen ſolle. Vor ihrer Thür unmöglich — denn was hätte der Vater dazu geſagt, der es unvermeidlich ſehen würde! ſie zitterte bei dem bloßen Gedanken, und ſann und berieth ſich ſo lange hin und her, und für und wider, bis — Cecil vorüber gegangen und zum Thor hinaus war. Da auf einmal entſchloß ſie ſich, lief, die Hand mit dem Veilchenſtrauß unter der Schürze verbergend, pfeilgeſchwind hinaus, ereilte ihn athemlos und bot ihm ſchüchtern ihre Veilchen an. Dies unſchöne Blumenmädchen konnte unmöglich einen andern Gedanken in Cecil erwecken als den, daß ſie ſehr wünſche ihre Veilchen zu verkaufen und daß ſie keinen Käufer finden könne — wie aus ihrer Eil und Haſt hervorzugehen ſchien. Er nahm die Veilchen mit der einen Hand, und zugleich mit der andern aus ſeiner Weſtentaſche ein ſchönes neues Zweigroſchenſtück, das er der unbeweglich daſtehenden Louiſe in die ihre legte; und darauf ging er weiter. Louiſe blieb wie verſteinert. Geld! für ihre Blumen, für ihre geliebten mit aller Sorgfalt gepflegten Veilchen — Geld! für dies Gemiſch von herzüberwältigenden Gefühlen, die ſie nicht zu zerſetzen und zu nennen wagte — Geld! Sie warf die Münze mit Abſcheu von ſich. Dann fiel ihr ein, daß ſie doch von ihm komme, daß er ſie bei ſich getragen, daß ſeine Hand ſie berührt habe; — und ſie ſpähte ſo lange im Moos und im keimenden Gras umher, bis ſie ſie wiedergefunden hatte. Sie wiſchte die etwanig daran klebende Erde ſäuberlich ab

und sah das blanke kleine Geldstück traurig und immer trauriger an, bis ihr die Thränen in die Augen traten, und sie halblaut zu sich selbst sprach: „Ach! so weiß er denn wirklich gar nichts von mir? gar nichts! gar nichts!“ Und so schlich sie zurück in ihr Stübchen, an ihren Nähtisch, mit einem unsäglich geknickten und gedemüthigten Herzen.

Es war ein kleiner Sonnenstral von Freude, daß Cecil bei seiner Heimkehr den Strauß noch in der Hand hielt. Louise dachte jezt nur an dessen fernere Schicksale: ob er in's Wasser gestellt, ob er in einem Buch getrocknet, ob er vor Augen oder in der Hand gehalten werden würde. Nichts von dem Allen! Cecil warf ihn samt seinen Handschuhen gedankenlos in seinen Hut. Dort fand sein Diener die welken zusammengetrockneten Veilchen, und warf sie eben so gedankenlos in's Ofenfeuer, wo sie einmal aufknisterten und dann zwischen den Flammen spurlos verschwanden. — — Das Zweigroschenstück hingegen wickelte Louise sorgsam in ein Stückchen Seidenpapier, verbarg es einsam in einem Fach ihres Nähtisches, und holte es Abends und Morgens hervor, um es mit stiller Andacht zu betrachten — weil es aus seiner Hand kam.

Eines Sonntags an einem schönen Frühlingsmittag besuchte Marianne ihre Freundin und foderte sie zu einem Spaziergang auf. Louise war durch ihre einsiedlerischen Gewohnheiten träge gemacht, und liebte nicht zu gehen und sich viel zu bewegen. Marianne, schon von Natur beweglicher und leichtblütiger, hatte jezt vollends einen dringenden Grund zu einem Spaziergang, nämlich einen neuen Strohhut mit einem rosenfarb und weißen schottischen Tafftband,

den ſie, und in dem ſie ſich ſelbſt, wunderhübſch fand. Sie bat ſo lange und ſo eindringlich, bis Louiſe, die weder von ſich noch von ihrem Hut eine ſo vortheilhafte Meinung hegte, ihr nachgab. So gingen ſie denn auf dem Wall Arm in Arm, Marianne plaudernd und erzählend, Louiſe ſchweigſam zuhörend und heimlich fürchtend aber doch wünſchend, Cecil zu begegnen.

„Weißt Du, wer da gegangen kommt?“ fragte Marianne plötzlich in die Ferne deutend.

Louiſe erkannte ſogleich Cecil, ſagte aber herzhaft: „Nein.“

„O, dann will ich es Dir erzählen!“ rief Marianne.

„Still doch! ſagte Louiſe ängſtlich; ſprich doch nicht ſo laut von ihm .... oder laß ihn erſt vorübergehen.“

Das geſchah, ohne daß Louiſe den Muth gehabt hätte, ihre Augen aufzuſchlagen, ſo beſchämt war ſie noch immer wegen der bezahlten Veilchen. Dann erzählte ihr Marianne mit geringen Variationen, was der Vater bereits im Winter erzählt hatte, und fügte nur hinzu — was ſie durch ihre Kammerjungferbekanntſchaften wußte — daß er zu gar Niemand gehe, gar keine Geſellſchaft beſuche, und nicht eine einzige Bekanntſchaft gemacht habe. Das und ſein Familienname waren neu für Louiſe.

„Was kann er denn ſo für ſich allein treiben den ganzen lieben langen Tag?“ fragte ſie nachdenklich.

„Das mag der Himmel wiſſen! rief Marianne. Er ſchreibt wol ſehr viel; denn faſt jeden Tag, den Gott werden läßt, ſehe ich ſeinen Diener mit einem Brief in der Hand bei uns vorbei und zur Poſt gehen.“

„Und dann bekommt er auch wol viel Briefe?“

„Das weiß ich nicht! aber ich muß einmal meinen Vater danach fragen. — Es ist doch immer zum Erstaunen, daß ein so schöner junger Mann wie ein Einsiedler lebt.“

„Glogau mag ihm wol zu schlecht sein,“ sagte Louise ganz niedergeschlagen.

„Und ich kann's ihm nicht verdenken, wenn er aus Berlin hergekommen ist!“ rief Marianne.

Nach einigen Tagen trat sie mit wichtiger und zufriedener Miene in Louisens Stübchen, und sagte sogleich nach den ersten Begrüßungen:

„Louischen, so viel Briefe wie der Herr Forster bekommt, bekommt sonst Niemand in ganz Glogau! Es ist ordentlich ein kleiner Schatz für das Postamt — all dies Briefporto.“

„So? sagte Louise gedehnt. Hast Du denn Deinen Vater danach gefragt?“

„Ich fragte ihn ganz schlau, entgegnete Marianne, ob es wahr sei, daß seit einigen Monaten so viel Briefe aus Amerika hierher kämen. Aus Amerika? fragte er verwundert. Oder aus Afrika, sagte ich, und an den Herrn, der hier seit vorigem Herbst wegen eines Duels gefangen sitzt; so habe ich gehört. Warum nicht gar! antwortete der Vater; der Herr bekommt zwar Briefe in Menge, und von allen Ecken und Enden her; aber aus Europa sind sie doch sämtlich. Siehst Du, Louischen, nun wissen wir's!“

„Was wissen wir, liebe Marianne?“

„Nun, daß er sich die Zeit mit Briefen vertreibt.“

„An wen kann er denn aber schreiben, wenn sein Freund todt ist und seine Braut auch?“ fragte Louise nachdenklich.

„Vielleicht an eine andere Liebste!“ rief Marianne luſtig.

„O Marianne, was ſagſt Du da! ſprach Louiſe mit traurigem verwerfenden Ton; er iſt ja noch in Trauer um die todte.“

„Nun ja! drum eben ſucht er ſich bei einer lebendigen zu tröſten.“

Dieſe Nachrichten, dieſe Scherze waren Dolchſtiche für Louiſe. Daß Cecils trübe Sehnſucht, ſein Gram, ſeine Gedanken einer todten Geliebten angehörten, fand ſie natürlich und rührend; einer lebenden — das erregte in ihr die brennendſte, qualvollſte Eiferſucht. Liebte er nur die Dahingeſchiedenen, nur Weſen, die über der Welt wohnten, war ſein Herz bei ihnen und todt — ſo beſchied ſie ſich mit ihrem Loos, ihn aus der Ferne ſchweigend, demüthig, verborgen anzubeten. Die Todten, ſo lange ihr Andenken friſch und warm iſt, ſind unbeſieglich! mit ihnen iſt keine Rivalität möglich. Iſt aber das Andenken kalt worden, dann ſind ſie ſchnell von der lebendigen Erſcheinung nicht blos beſiegt, ſondern vernichtet; dann iſt für ſie keine Rivalität möglich. Aber die Lebenden ſtehen auf gleichem Fuß einander gegenüber. Das Alles fühlte Louiſe dunkel; nur war ſie nicht im Stande ſich darüber Rechenſchaft abzulegen. Sie begann ſich unausſprechlich elend zu fühlen. Unausgeſetzt hatte ſie die Empfindung, als nage Etwas an ihrem Herzen. Sie nähte und nähte, immerfort gedankenlos, ſeelenlos. Sie wußte nicht, wohin ſich wenden mit ihrer heimlichen Qual, wußte nicht, wie ſie abſchütteln, wie ſich von ihr zerſtreuen und wodurch. Sie hatte keine Beſchäftigung außer ihrem Nähzeug; keine Geſellſchaft außer ihrem ſtrengen Vater und ihrer langweiligen Mutter, die Beide

keine Ahnung von dem innern Leiden der Tochter hatten, — und freilich auch Marianne! aber sie scheute sich der lustigen kecken Marianne ihr trauriges Geheimniß mitzutheilen, umsomehr da die schon ein Paarmal gesagt hatte:

„Louischen, Du bist verliebt! ich weiß nur nicht in wen, aber ich werd' es schon herausbekommen. Schäme Dich, daß Du kein Vertrauen zu mir hast! das vergeb' ich Dir nie, nie und nie!"

Ganz entsetzt hatte Louise dann immer diesen Mangel an Vertrauen geleugnet, und auch wirklich schon versucht, der Freundin ihren Herzenszustand zu offenbaren; allein immer war es ihr, als müsse sie an dem ersten darüber gesprochenen Wort sterben. Sie hatte jezt nur einen Wunsch: einen Brief von oder an Cecil zu haben, zu lesen. Sie wußte wol, daß es Unrecht sei; doch wie sollte sie sonst erfahren, ob Mariannens Behauptung wahr sei? Sie zermarterte sich mit Planen, von denen einer so unausführbar als der andre war. Oft saß sie unbeweglich da, die Hände mit der Arbeit schlaff in den Schooß gesunken, den Kopf auf die Brust geneigt, das Auge starr, und eben so starr die Seele einem Punkt zugewendet — einem Punkt, der nie ihrem Blick entschwand, und den sie doch nie erreichen konnte. Es ging ihr wie Meeresfluten über die arme Seele fort, die nicht kämpfen noch ringen konnte, und sehr bald den festen Grund verlor. Sie war wie ein Ertrinkender, der ohne schreien zu können erstickt, und der untergeht, weil Niemand seine Gefahr ahnt. — —

O Ihr Eltern! seid aufmerksam auf Eure Töchter! wann hat es wol je so viel traurige Krankheiten, Schwermuth, Hypochondrie, Nervenschwäche, ja Irrsinn für junge Mäd-

chen gegeben, als eben jezt? wann hat ſich die traurige Disharmonie in ihren inneren Zuſtänden fühlbarer gemacht? wann hat ſich die Ausbildung einer Richtung, einer Fähigkeit auf Koſten des Geſamtweſens in betrübenderen Reſultaten gezeigt, als eben jezt? Gewiß kennen wir Alle wenigſtens ein ſolch armes junges Weſen, deſſen Gaben dermaßen untereinander aus dem Gleichgewicht gekommen ſind, daß die Vernunft ſie nicht mehr in ihren Fugen zuſammenhalten kann. Der Grund davon iſt faſt immer eine vernachläſſigte Erziehung oder eine überreizende. Im erſten Fall wuchert die Phantaſie auf dem unangebauten, und doch warmen und reichen Seelenerdreich; im zweiten wird dem Geiſt oder dem Talent überſpannende und daher nicht ausreichende, nicht nährende Speiſe geboten. In beiden Fällen wird es der geringſten körperlichen Verſtimmung leicht gemacht, zerrüttend auf die geiſtige Organiſation zu wirken, und in beiden Fällen liegt das Herz brach, darbend an ſchönen geſunden natürlichen Gefühlen. Iſt das nicht fürchterlich traurig, weil es ſo ganz wahr iſt? —

„Wie das Mädel konfus iſt! ſagte der alte Müller zuweilen ganz verdrießlich, wenn Louiſe in Gedanken vertieft daſaß, nicht hörte, wenn man mit ihr ſprach, verkehrte Antworten gab, tagelang nichts aß. Wo haſt Du denn aber Deinen Kopf, dummes Ding!“ fuhr er ſie dann zornig an.

„Ich weiß nicht Vater!“ rief ſie geängſtigt, aus ihren Träumen nur durch harte Worte in die Wirklichkeit zurückverſetzt. Sie wurde immer ſtiller, ihr Auge immer trüber, ihr Herz immer ſchwerer. Es war Sommer geworden, Cecil machte Abends ſeine täglichen Promenaden; da ſaß ſie

denn auf der Bank vor ihrer Thür, und sah ihn kommen und gehen. Er hatte die Trauer um Nandine mit dem Jahrestag ihres Todes abgelegt; er hatte von Guntram glückverheißende Nachrichten über seine Begnadigung und den Wiedereintritt in die Carriere bekommen. Die Flügel regten sich wieder, die Lust am Leben wachte wieder auf; die Hofnung schmolz den Gram aus der Brust und vom Antlitz, dessen Schönheit stralend hervorbrach. Das sah Louise, ohne die Ursach zu kennen.

Marianne hatte Recht! murmelte sie. Er wird wol eine Andre lieben. Aber wen? aber wo? und kann er denn so treulos vergessen? .... Wüßt' ich nur Alles ganz genau, ganz gewiß, so würde mir wieder besser zu Muthe werden. — Und all ihre Gedanken richteten sich darauf einen Brief zu lesen, der ihr Auskunft geben könne. Sie wurde wieder etwas muntrer, etwas gesprächiger. Marianne, die den Eltern gesagt hatte, Louise komme ihr krank und seltsam vor, beruhigte sich wieder, und um so leichter da die Eltern versicherten, Louise sei nur darum zerstreut und ein bischen träge, weil der Sommer so drückend heiß sei. Die frischere Luft des Frühherbstes traf mit ihrer scheinbaren Erkräftigung zusammen.

Louise wußte es so einzurichten, daß sie häufige Gänge in die Stadt thun mußte, und zwar immer zu der Stunde, wo der alte Kraft seine Briefe, welche die Berliner Post brachte, austrug. Durch große Aufmerksamkeit und viele vorsichtige Fragen hatte sie das ausgekundschaftet und die Berliner Post schien ihr besonders wichtig, weil Cecil von dort gekommen war. Sie suchte dann immer dem Kraft zu begegnen oder noch lieber ein Stückchen Weges mit ihm zu

gehen, und nach Mancherlei zu fragen, was seines Amtes und Berufs, aber doch ganz unverdächtig war. Der alte Müller hatte zwar über ihre häufigen Gänge in die Stadt als über nichtsnutzige Zeitverschwendung gezankt; doch die Mutter hatte diesmal Louise in Schutz genommen und sie mit den Worten vertheidigt: es sei gesund, sich täglich die Füße ein wenig zu vertreten, sonst steige das Blut zu Kopf, und sie selbst hätte nimmermehr 55 Jahr alt werden können, wenn sie in ihrer Jugend Louisens sitzende Lebensweise hätte führen müssen. So behielt sie denn die zur Ausführung ihres Plans erfoderliche Zeit. Manches Mal war sie schon dem Kraft in der Gegend von Cecils Wohnung begegnet, und nie hatte er Briefe für ihn! immer kam ein solcher einen Tag vorher oder nachher! Louise war schon halb muthlos geworden durch die stets wiederkehrende und stets fehlschlagende Erwartung; doch der Gedanke, daß dies die alleinzige Möglichkeit sei, um Cecils Verhältnisse zu ergründen, gab ihr Beharrlichkeit.

Eines Tages klagte ihr der Briefträger bitter, wie mühselig sein Amt mit dem wachsenden Alter werde, bei Wind und Wetter umher zu laufen, von Haus zu Haus, Treppauf, Treppab, im Zugwind zu stehen, auf die Bezahlung zu warten. Louise beklagte ihn sehr, und als sie an ein Haus kamen, wo ein Brief eine Treppe hoch abgegeben werden mußte, schlug sie ihm vor, ihn dort hinauf zu bringen. Allein er dankte ihr und sagte: So lange seine alten Beine ihn trügen wolle er seine Pflicht thun. Am andern Tage regnete und stürmte es heftig. Louise wußte nicht, sollte sie gehen oder bleiben. Es wird doch umsonst sein, sprach sie zu sich selbst; vielleicht verfehle ich Kraft bei

dem bösen Wetter, oder vielleicht ist er krank und ein Andrer trägt gar die Briefe aus, ein Andrer, den ich nicht kenne, von dem ich nichts erfahre. Aber wenn ich heute nicht gehe, so verliere ich vielleicht die einzige Möglichkeit! . . . . Nein, ich muß gehen! ich muß mir ohnehin schottischen Zwirn kaufen. — — — Sie warf ein Tuch um, nahm den Regenschirm, steckte den Geldbeutel ein, und lief so geschwind hinaus, als wolle sie sich jede fernere Überlegung abschneiden. Sie lief gradeswegs der Straße zu, wo Cecil wohnte, und gewahrte auch wirklich den Briefträger. Wenn ich nur nicht zu spät komme! dachte sie mit jener namenlosen Angst, die uns ergreift, wenn wir uns entschlossen haben etwas zu thun, wovon wir wol wissen, daß es Unrecht ist, wovon wir aber nicht lassen *wollen* und nun fürchten, daß wir es *müssen*. Sie ereilte den Briefträger und grüßte ihn.

„Wo kommen Sie denn her, Louischen! rief er verwundert. Es ist ja Wetter, daß man keinen Hund — sondern nur einen Briefträger herausjagt, und wenn ihm auch das Fieber in allen Gliedern steckt . . . . wie mir."

„Ach Gott, sagte Louise mitleidig, Sie sehen ja aus, als hätten Sie drei Tage im Grabe gelegen! Sie müssen recht krank sein."

„Freilich, mein Kind, freilich! doch wer fragt danach? Vorwärts! heißt es, da sind die Briefe! marsch! — und ich muß in jedes Wetter hinaus, und hier nun gar zwei Treppen hinauf klettern." Er blieb mit einem Päckchen Briefen in der Hand wie um sich momentan auszuruhen in der Thür des Hauses stehen, das Cecil bewohnte.

„O geben Sie her, ich lauf' geschwind hinauf! rief

Louiſe und nahm ihm die Briefe ſo haſtig fort und ſprang ſo eilig die Treppe hinan, daß er nur Zeit hatte ihr nachzurufen:

„Zwei Treppen hoch! beim Bedienten abzugeben! und 1 Thaler 10 Groſchen Porto.“ — Dann lehnte er ſich an die Wand und wartete gelaſſen auf ihre Rückkehr.

Louiſe kam auch bald zurück, denn oben hatte ſie die Briefe in ihre Taſche geſteckt, das Geld aus ihrem Beutel genommen, und nun zählte ſie es dem Briefträger auf, wünſchte ihm gute Nacht und gute Beſſerung und lief pfeilgeſchwind heim. Sie hatte drei Briefe an Cecil! — obwol ſie nie einen Brief bekommen hatte, obwol ſie unſre verfeinerte Erziehung nicht kannte, welche eine Indiscretion daraus macht, wenn man Jemand anſieht, während er einen Brief lieſ't — ſo ſagte ihr doch das natürliche Rechtsgefühl, daß ſie etwas Nichtswürdiges thue, indem ſie fremder Leute Briefe erbreche. Aber das Verlangen, etwas über ihn, von ihm zu erfahren, und die Gewißheit, daß ihr kein andres Mittel zu Gebot ſtehe, überwog jede Bedenklichkeit, jede Furcht, jeden Selbſtvorwurf. Sie mußte noch ein Paar Stunden ſcheinbar ruhig bei den Eltern zubringen, ehe die nächtliche Einſamkeit ſie vor jeder Störung ſchützte. Während dieſer Stunden waren jeder Pendelſchlag der großen Wanduhr, und jeder Pulsſchlag in ihren Adern, wie ebenſoviel Hammerſchläge, welche jede Secunde in ihr Gehirn hammerten. Um neun Uhr ging ſie in ihr Zimmer wie Jemand, der von der Folter kommt, halb bewußtlos, mit gebrochenen Gliedern, abgemattet, unfähig jeder Überlegung. Wie ein Lebensmüder Gift nimmt und dazu denkt: „Das wird mich retten!“ — ſo nahm ſie die Briefe her-

vor, ſchnitt mit ihrem ſchärfſten Trennmeſſer den Umſchlag auf der Seite auf, und zog die Blätter vorſichtig heraus. Der erſte Brief war aus Magdeburg von Cecils Schweſter Auguſte, und voll ſo ausführlicher und umfaſſender Familiennachrichten, daß Louiſe meinte, nachdem ſie die acht Seiten geleſen, ſie kenne die ganze Familie ſo genau, wie ſich ſelbſt. Der zweite war aus Königsberg von Sigismund, und enthielt faſt gar keine Äußerlichkeiten, ſondern meiſtens Beziehungen auf das innere Leben, auf Schickſale, Stimmungen, Erfahrungen und Hofnungen. Louiſe kannte den Zuſammenhang all dieſer angedeuteten Momente nicht, und war nicht im Stande, Sigismunds ſcharfem und bezeichnendem Ausdruck ſo leicht zu folgen, als Auguſtens beſchreibender Phraſeologie. Nur das Eine verſtand ſie ſehr gut, daß Sigismund die beſtimmte Zuverſicht ausſprach, Cecil werde binnen Jahresfriſt begnadigt und der Haft los und ledig werden. — Dann geht er und ich ſehe ihn nie wieder! ſprach ſie mit dumpfer Verzweiflung halblaut, und ebenſo wiederholte ſie ſeinen Namen, dieſen ſeltſamen, fremdlautenden, anmuthigen Namen, den ſie nie gehört, nie geleſen, und der für ihn allein erfunden ſchien. — Der dritte Brief war noch übrig. Er ſah ſo zierlich aus im buntbemalten Umſchlag, er duftete ſo angenehm, daß er dem unverwöhnten Auge Louiſens wie ein köſtliches Kleinod erſchien. Grade deshalb kam er ihr höchſt gefährlich vor, und in ihn verlegte ſie den Aufſchluß über das was ihr am Wichtigſten war. Nachdem ſie zitternd die Enveloppe aufgeſchnitten, entfaltete ſie mit fürchterlicher Beängſtigung das äußerſt fein beſchriebene ſpiegelglatte, blumenumrankte, ſtark parfümirte Blatt. Es flimmerte ihr vor den Augen;

ſie deckte ſie mit der Hand zu, um ſie auszuruhen, um ſich zu faſſen; dann verſuchte ſie zu leſen. O Jammer! er war in fremder Sprache geſchrieben! Nichts verſtand ſie, gar nichts! nicht einmal die Überſchrift „Bruxelles.“ kaum die Unterſchrift „Lolly.“ Aber dieſer einſame Name Lolly, aber dieſe fremde Sprache ſchienen ihr Alles zu erklären: es war eben eine ferne Geliebte! — Wer weiß denn, ob er um eine Braut getrauert hat, dachte Louiſe; in den Briefen ſeiner Geſchwiſter iſt ja gar nicht von einer ſolchen geredet. Er wird um ſeinen Freund getrauert haben, und keine Todte lieben, ſondern eben dieſe Lolly, die eine Franzöſin oder Engländerin — wenigſtens in keinem Fall ſeine Schweſter iſt.

Das Herz drohte ihr zu brechen. Sie weinte nicht. Mit trocknen Lippen, mit brennenden Wangen, mit heißen Augen, ſtarrte ſie das Blatt an, und las darauf nichts als ſeinen Namen Cecil und ihren Namen Lolly. Nun iſt's entſchieden, murmelte ſie, nun iſt's gut! ich weiß was ich wiſſen wollte: ich weiß Eines und Alles. Cecil und Lolly. Im ſtumpfen Hinbrüten durchwachte ſie die Nacht. Als der Tag graute, als die Mutter anfing im Häuschen umher zu tappen, da weckte die knarrende Küchenthür Louiſe aus ihrer Seelenerſtarrung. Es war ja Unrechts genug, die Briefe geleſen zu haben, unterſchlagen durfte ſie ſie nicht, Krafts wegen; das ſagte ſie ſich inſtinktmäßig. Sie klebte mit Gummi vorſichtig den feinen Schnitt zu, nachdem ſie alle Blätter genau in die Umſchläge zurückgeſchoben; und dann verwahrte ſie ſie in ihrer Taſche. Zur gewöhnlichen Stunde der Briefvertheilung wollte ſie ſie abgeben.

Als ſie im Begriff war, Krafts geſtriger Weiſung gemäß, die zweite Treppe hinaufzuſteigen, flog es ihr wie ein

Blitz durch den Kopf, doch lieber zu Cecil selbst zu gehen, ihn zu sehen, mit ihm zu sprechen .... zum ersten, zum einzigen Mal. Sie klopfte an die erste beste Thür. Cecil rief Herein! Sie trat ins Zimmer und blieb an der Thür verzagt stehen. Cecil saß am Schreibtisch; er trug einen Hausrock von schwarzem Sammet. Er blickte lebhaft auf, fixirte Louise mit seinen großen glänzenden Augen und fragte ein wenig verwundert aber freundlich:

„Was wünschen Sie?"

Bezaubert von seinem Blick, von seiner Stimme, blieb Louise stumm und unbeweglich. Sie konnte nicht antworten, denn sie hatte nichts verstanden; sie sah und hörte nur wie hinter einem goldnen Schleier. Sie fuhr auf und kam zur Besinnung, als Cecil mit starker Stimme und strengem Blick sprach:

„Nun? was wollen Sie? reden Sie."

Sie murmelte ein Paar unverständliche Worte und zog die Briefe hervor. Cecil stand auf, nahm sie und fragte:

„Wie kommt denn das? ist der Briefträger krank?"

„Ja, antwortete Louise, gestern schon! .... und die Briefe hätten auch schon gestern abgegeben werden müssen. Nehmen Sie es nicht übel."

„Es thut nichts! sind Sie die Tochter des Briefträgers?" sagte Cecil gütig.

„Ja .... o Gott" .... stammelte Louise.

„Die kleine Verspätung ist unwichtig; sein Sie darüber ruhig!" sagte er freundlich, und gab ihr das Postgeld.

Sie hätte sich gern vor ihm niedergeworfen und um Vergebung gebeten für ihre Schuld, ihre Thorheit, ihre Lüge; doch sie wagte es nicht! er stand so groß, so gebiete-

riſch vor ihr. Nur als ſie das Geld nahm, bückte ſie ſich, küßte flüchtig ſeine Hand, ſagte beklommen: „O, ich danke,“ und war raſch zur Thür hinaus.

Cecil dachte: Wie dieſe Leute eingehetzt ſind in der Pünktlichkeit! das arme Ding war ja in Todesangſt über die Unordnung ihres Vaters. — Dann ſetzte er ſich bequem im Lehnſtuhl zurecht und las mit großem Behagen ſeine Briefe ohne im Geringſten den wahren Zuſammenhang zu ahnen.

Als Louiſe zurückkam, ſank ſie erſchöpft auf's Bett, und ſtreckte ſich müde und lang aus — wie zum Sterben. Es war aber doch gar nicht die Stunde um ſchlafen zu gehen, und die Eltern fanden dies Benehmen höchſt befremdlich.

„Biſt Du krank?“ fragte der alte Müller barſch.

„Nein!“ ſagte ſie, immerfort ganz unbeweglich und mit geſchloſſenen Augen auf dem Bette liegend.

Er rüttelte ſie rauh am Arm; ſie veränderte ihre Stellung nicht. Er hatte Luſt ſie zu ſchlagen; die Mutter meinte, ſie möge doch wol krank ſein, und da dürfe man ihr nichts zu Leide thun. So blieb Louiſe denn liegen bis am andern Tage zu der Stunde, wo Cecil vorüber zu gehen pflegte. Da ſtand ſie auf, ſetzte ſich an's Fenſter, wartete auf ſein Kommen und Zurückkommen, und ſank dann wie in Lethargie auf ihr Bett zurück. Sie ſprach nicht, antwortete nicht; beſchäftigte ſich nicht. Der Vater war heftig erzürnt und wollte ſie ſtrafen und züchtigen, damit ſie wieder zur Beſinnung käme; die Mutter wollte das nicht zulaſſen, und fürchtete ſich doch vor der Tochter. Endlich kam Marianne; doch auch ihr Zuſpruch machte nicht den geringſten Eindruck auf Louiſen. Marianne war bereits drei Stun-

den bei ihr gewesen, und sie hatte nicht mit der Wimper gezuckt, nicht den kleinen Finger geregt. Da schlug es ein Uhr. Sie erhob sich, setzte sich auf ihren Platz im Fenster und starrte hinaus. Als sie einen gewissen Schritt hörte, wurde sie aufmerksam, und als sie Cecil gewahrte, flog ein heller Glanz durch ihr trübes Auge. Sie bog sich vor um ihm so lange wie möglich nachzuschauen, immer mit stralendem Antlitz. Nachdem er verschwunden war, wich der freudige Ausdruck und machte einem völlig stumpfsinnigen Platz. Eine Stunde später wiederholte sich genau dieselbe Szene, nur mit dem Unterschied, daß Louise nun das Fenster verließ und sich wieder aufs Bett streckte. Marianne hatte Alles genau beobachtet, und die traurige Wahrheit dämmerte in ihr auf. Sie kam mehre Tage hinter einander wieder, und wurde immer mehr darin bestärkt. Darauf ging sie zum Arzt, der ihren Vater kürzlich behandelt hatte, vertrauete ihm ihre Muthmaßungen, und führte ihn zu Louisen. Deren Eltern wollten nichts von einem Arzt wissen, der nun einmal vom gemeinen Mann fast durchgehends mehr als der Tod gefürchtet wird. Doch Kraft, der eben genesen war und Vertrauen zu seiner Behandlung gefaßt hatte, redete dem alten Müller so dringend zu, und machte es ihm zu einer solchen Gewissenssache, daß er die ärztliche Behandlung nicht von Louisen abweisen durfte. Und so ergab es sich denn bald, daß das Licht der Vernunft und die Kraft des Willens sie verlassen hatten. Sie blieb immer ruhig, unschädlich, sittsam; sie war nicht sowol in Wahnsinn als in Blödsinn verfallen; nur während der zwei Minuten, wo sie täglich Cecil durchs Fenster sah, wurde ihre Seele halb wach; übrigens schien sie zu schlafen.

Der Arzt ging zu Cecil und ſagte ihm nach ärztlicher Weiſe unumwunden, wovon es ſich handle: das Mädchen habe den Verſtand verloren durch ihn oder aus Liebe zu ihm — und was er davon wiſſe. Cecil erwiderte, das müſſe wol ein arges Mißverſtändniß ſein, denn er habe wie ein Karthäuſer gelebt, Niemand kennen gelernt und wiſſe nichts von einer Louiſe Müller, oder einer Thorſchreibertochter. Als der Arzt ihn fragte, wie und wo er ſeine täglichen Promenaden mache, antwortete Cecil ruhig:

„Herr Doctor, Sie thun dieſe Frage aus Menſchenliebe für Ihre beklagenswerthe Patientin, und darum will ich Ihnen auch ſehr gern und aufrichtig Rede ſtehen. Nur aber muß ich Sie dringend bitten, den Verdacht eines alltäglichen Liebeshandels von Hauſe aus ſchwinden zu laſſen, denn er würde Sie befangen machen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich die Perſon nicht kenne, von der Sie reden.“ — Dann erzählte er dem Arzt von ſeinem einſamen, regelmäßigen Leben, ſeinen Beſchäftigungen, ſeinen Gewohnheiten mit der Ruhe eines Menſchen, der ſich auf keine Weiſe das Unglück eines Andern vorwerfen darf. Sie ſprachen lange zuſammen, und ſchließlich bat ihn der Arzt, ſeine Spaziergänge vor der Hand in einer andern Richtung zu machen.

Als Cecil am nächſten Tag nicht zur gewohnten Stunde vorbeiging, blieb Louiſe vielleicht zehn Minuten in der Stellung einer Lauſchenden, Wartenden. Dann ſchrie ſie hell auf: „Er iſt fort!“ und ſank zu Boden. Sie war ohnmächtig. Der Arzt, der bei dieſer Szene gegenwärtig war, hoffte auf eine Kriſis. Aber Louiſe erwachte nur zum ani-

maliſchen Leben, nicht zum Bewußtſein. „Cecil und Lolly!“ wiederholte ſie einige Mal und verſtummte dann wieder.

Der Arzt ging nachdenklich zu Cecil und ſagte: „Entſchuldigen Sie meine Fragen, die Ihnen läſtig, zudringlich, unnütz erſcheinen müſſen, und zu denen mich doch warlich nur ein Intereſſe der allerernſteſten Art veranlaſſen kann. Heißen Sie Cecil?“

„Ja!“ entgegnete der.

„Und wer iſt .... ich bitte Sie — wer iſt Lolly?“

„Die einzige Lolly, die ich kenne, erwiderte Cecil höchſt befremdet, iſt meine Couſine.“

„Und in welcher Verbindung ſtehen Sie mit ihr?“

„In der freundſchaftlichſten, und in einer lebhaften Correſpondenz.“

„Nun ſehen Sie! dieſe beiden Namen, Cecil und Lolly, hat die Louiſe Müller vorhin viermal wiederholt.“

„Herr Doctor, Ihre Patientin ſcheint mir nicht ſowol geiſteskrank als clairvoyante zu ſein.“

„Es fehlen alle Symptome des magnetiſchen Schlafes, doch keines des Irrſinns,“ entgegnete kopfſchüttelnd der Arzt.

Cecils Neugier war lebhaft erregt. Er glaubte dennoch an den Zuſtand des Hellſehens bei der Kranken, und wünſchte ſie zu ſehen. Der Arzt wußte nicht, welchen Eindruck ſeine Erſcheinung auf ſie machen würde, und erlaubte es nicht: als aber ihr Stumpfſinn mehre Tage hindurch ganz gleich blieb, da glaubte er, daß Cecils Anblick durch die Überraſchung der Freude vielleicht wolthätig auf ſie wirken könne. Er nahm ihn mit. Dann ging er zuerſt zu Louiſen hinein und ſagte:

„Wachen Sie auf! Cecil kommt.“

„Nein, antwortete sie ganz vernehmlich, er kommt nicht, er ist fort, zu Lolly. Cecil und Lolly.“

Auf einen Wink des Arztes trat Cecil ein. Aber Louise erkannte ihn nicht mehr. Für sie war er fort und bei Lolly. Cecil hingegen erkannte in ihr höchst überrascht die Briefträgertochter, die ihm einmal Briefe gebracht, und ängstlich wegen der Verspätung um Verzeihung gebeten hatte. Er sagte das dem Arzt. Man forschte nach, man fragte, man zog Kraft zur Rechenschaft, und so kam man denn ungefähr zur Wahrheit; — umsomehr, da Marianne in Trauer und Thränen aufgelöst erklärte: sie habe schon seit Monaten eine beklemmende Veränderung, eine starre Verschlossenheit und Einsylbigkeit an Louisen wahrgenommen, und ihr oft im Scherz gesagt: sie sei heftig verliebt. Louise habe das immer geleugnet. Doch sie sei jezt wie von ihrem Leben überzeugt, daß Louise an ihrer unseligen Liebe für Cecil erkrankt sei.

Und so war es wirklich. Sie genas nicht wieder. Als der chimärische Stab zerbrach, um den sie ihre Liebe geschlungen hatte, da fiel diese zu Boden und in den Staub wie wilde Ranken, denn die Phantasie hatte nichts mehr, woran sich zu knüpfen, und sie allein hatte diese Liebe alimentirt. Wer mit seinem Herzen lebt, verfällt schwerlich in diese Geistesnacht. Im Herzen wohnt der Glaube, die Klarheit, die Kraft. Es kann zittern, leiden, entbehren, brechen in seinen Qualen und Schmerzen; aber ungestört flammt das Seelenlicht über ihm, wie ein ewiges Lämpchen über einem Grabmal. Das Herz ist der Schwerpunkt im menschlichen Wesen; dieses hält aus und zusammen, so lange die Fähigkeiten sich dort conzentriren, von dort aus sich

verbreiten, wie aus einer Quelle im Gebirg die Bäche ins Thal hinabrieseln. Bekommt irgend eine andere Fähigkeit die Oberhand, so wird das Gleichgewicht leicht verrückt und kann, wenn es auf die Spitze getrieben wird, in gänzliche Störung der innern Harmonie ausarten.

Cecil war zerschmettert durch dies Ereigniß, dessen allendlichen Ausgang er nicht mehr in Glogau erlebte. Er litt fürchterlich und auf jede Weise. Sein gesundes Gefühl litt an dem nicht wegzuräsonnirenden Schmerz, daß er, schuldlos wie der Wanderer im Gebirg, durch seinen Schritt die Lavine gelöst, die eine solche Verheerung gestiftet hatte. Sein Stolz litt durch die Muthmaßungen, an denen die Welt so reich ist, und die ihm auf keine Weise, nicht einmal von den besten Freunden gespart wurden: inwiefern er an dieser Katastrophe Schuld sein möge. Seine Eitelkeit litt durch den Gedanken: Andre könnten es für möglich halten, daß er, der elegante, verwöhnte, feingebildete Mann zu einem Liebesverhältniß der allerinferiörsten Art herabgestiegen sei, ja sogar es nicht verschmäht habe, einer so grundhäßlichen Person und aus der letzten Classe des Volks den Kopf zu verdrehen. Wäre sie wenigstens schön gewesen! — So aber fühlte er sich gekränkt bis zur Beleidigung, und sein Zorn über die Verkehrtheit des Mädchens überwog tausendfach sein Mitleid. Dieser Zorn sprach sich in Äußerungen der tiefsten Bitterkeit über sein Schicksal aus, und die Seinen fingen an, ihn als einen zum Unglück Prädestinirten zu betrachten, dessen glänzende Gaben ein neidisches Geschick und das Glück, das nur dem Unbedeutenden hold ist, — wider ihn selbst kehrten.

Aber das Schicksal erzieht den Menschen anders, als der

Vater das Kind. Der ſpricht: „Böſes Kind, Du haſt Deine Lection nicht gelernt; — dafür mußt Du nacharbeiten. Du haſt genaſcht; — dafür mußt Du faſten. Du haſt gelogen; — dafür bekommſt Du auf die Finger.“ Vergehen und Strafe folgen ſich unmittelbar wie Blitz und Donnerſchlag, damit das Kind ihren innern Zuſammenhang faſſe. Das iſt nicht nöthig für den reiferen, an das Nachdenken gewöhnten Menſchen, der die Wege des Lebens verſteht, und daher ſehr wol weiß, daß, wenn er hier in eine Schlucht geſtiegen oder geſtürzt iſt, er da oder dort, ſo oder anders, ſich wieder aus ihr herausarbeiten muß. Zu ihm ſpricht das Schickſal mehr in Warnungen, in Mahnungen, in indirecten Weiſungen, als in jener primitiven elterlichen Weiſe. So kommt es denn oft, wenn trübe Ereigniſſe, große Schmerzen über uns einbrechen, daß wir faſt vorwerfend zum Schickſal, oder zum Lenker der Schickſale, zu Gott, aufblicken und mit lauter Klage oder ſtummer Bitterkeit fragen: Woher kommt mir das? wodurch hab' ich das verſchuldet? — ohne daß wir in der Gegenwart, ſogar in der Vergangenheit nicht immer, den Grund davon entdecken können. Dennoch beſteht immer ein geheimer Zuſammenhang zwiſchen ſolchen ſcheinbar räthſelhaften Ereigniſſen und uns ſelbſt, möge dies Selbſt nun Handlung, Weſenheit, Character, Erſcheinung, oder das Alles zuſammen ſein. Dennoch müſſen wir immer früher oder ſpäter erkennen, daß ſolche unvorhergeſehene und unberechenbare Erlebniſſe — Schickungen ſind; warnende, trauernde, rächende, ſegnende Boten, die uns zur Einkehr in uns, zum Rückblick auf uns mahnen ſollen. Wohl dem, der ſie nie mißverſtanden hat!

Cecil kam nach Berlin zurück. Der Miniſter wollte nicht,

daß man ſagen, daß Cecil ſelbſt glauben dürfe, er habe nur den künftigen Schwiegerſohn in ihm protegirt; er gab ihm die Secretärſtelle bei der Legation in Frankfurt. Auf der Reiſe dahin ſah Cecil ſeine ganze Familie wieder; ſeine Mutter, all' ſeine Geſchwiſter, die geliebte Pflegemutter mit ihrem Mann und ihren Töchtern. Doch er war der Alte nicht mehr, der fröhliche Jüngling nicht, der vor einigen Jahren ſo glücksgewiß, ſo zukunftsfreudig nach Italien zog. Er war damals im Beginn der Lebensreiſe, ganz friſch, ganz muthig, ganz unverwundet. Ein ſolcher Moment hat noch für Niemand lange gewährt. Das Erſte, was ſich an ihn hängt und unzerſtörbare Schatten oder Narben auf ihn wirft, iſt der Ballaſt der Erinnerungen. Stark und unermüdlich kann man mit ihnen *gehen*; — aber man *fliegt* nicht mehr. Golden oder eiſern, Ketten ſind ſie immer!

In ſeiner Familie fühlte Cecil ſich gar nicht heimiſch. Sie waren Alle in Magdeburg verſammelt bei ſeiner Schweſter Auguſte. Die war ihm zu pretentiös! ſie hatte gewiſſe kleine, ſogenannte elegante Manieren angenommen, die ihm in ihrer Stellung und ihren Verhältniſſen lächerlich vorkamen. Er ſuchte ihr beizubringen, ſie ſei noch mit nichten elegant, weil ſie ein Sammtkleid hätte und es etwa zweimal im Winter anzöge, und weil ſie ihre ſchönen geſtickten und mit Spitzen beſetzten Pelerinen Abends umhinge, wenn ſie Beſuch erwarte, während ſie den ganzen Tag nur einen Foulard um den Hals knüpfe. Dergleichen Äußerungen mißfielen ihr ſehr, denn ſie that ſich ein wenig darauf zu gut, gute Wirthin zugleich und elegant zu ſein; und er ſetzte dieſe letzte Eigenſchaft beträchtlich in Zweifel. Mit ſeines Schwagers zuweilen etwas barſchen Scherzen und ſeinen

vertraulichen ungeglätteten Manieren befreundete er ſich noch weniger, obgleich deſſen gute Laune ihm gefiel. Sigismund imponirte ihm jezt wie einſt durch ſeinen ruhigen Character, durch ſeine ernſte Richtung, durch ſein einfaches Streben, ein tüchtiger Menſch grade auf der Stelle zu ſein, die er einnahm, — während er ſelbſt hauptſächlich auf der Stelle, die er dereinſt einnehmen würde, ſich glänzend bewähren wollte. An den Glanz dachte Sigismund nie, Cecil immer. Zur Sympathie gehört Gleichheit der Charactere; die der Neigung, der Anſichten kann ſie entbehren. Bei den Brüdern war es grade umgekehrt! ſie begegneten ſich wol in allgemeinen gleichartigen Anſichten, aber ſie nahmen nicht denſelben Standpunkt ein.

„Mein Bewußtſein — das iſt mein Glück!“ ſprach Sigismund; und Cecil ſagte:

„Auch mein Glück iſt eins mit innerer Befriedigung; aber ſie muß auf äußern Erfolg ſich baſiren, ſonſt ſpielt man leicht Comödie mit ſich ſelbſt, und hängt ſich an den Schatten ſtatt an das Weſen.“

„Nicht doch! erwiderte Sigismund, der Erfolg iſt oft, meiſtentheils ſogar, nur der Schatten des Weſens, und was ich gewollt, nicht was ich erreicht habe, iſt mein Glück.“

„Vollbringen — iſt das meine,“ ſprach Cecil.

„Wer hat vollbracht?“ fragte Sigismund.

„Der, welcher mit allen Kräften geſtrebt hat.“

„Mit allen? nein, Bruder! nur mit den guten.“

„Auch die böſen können nützlich dienen, wenn ſie unterworfen, gezügelt, beherrſcht werden, wie die Galeerenſclaven im Bagno“ . . . . —

„Wo die Aufsicht so mühselig ist, daß jener Nutzen sie nicht aufwiegt.“

„Du strebst nach einer idealen Glückseligkeit, Sigismund, die in der Welt nicht zu realisiren ist.“

„Und Du, lieber Cecil, nach einer realen, die es gewiß ebensowenig ist.“

Die gute sanfte Mutter hatte die Ehrfurcht, welche sie ehedem vor ihrem Mann gehegt, in geringerem Grade auf ihre Söhne übertragen, die für sie Orakel waren — und zwar so, daß Derjenige, welcher zuletzt mit ihr sprach, immer Recht hatte. Sie stellte sich vor, was sie selbst leiden würde, wenn Cecils Schicksale sie getroffen hätten. Sie würde sie nicht überlebt haben! und so behandelte sie ihn wie einen Menschen, der todtkrank in der Seele ist. Aber das ermüdete Cecil, der sich in der Gegenwart stark machen wollte gegen die Vergangenheit. — Sein jüngster Bruder seine Schwester Sophie waren ihm im Grunde ganz fremd, neue Bekanntschaften, die ihm der Natur nach alt und vertraut hätten sein müssen. So kam es, daß er sich im Kreise der Seinen doch nicht aus vollem Herzen wol befand; aber sie hatten Nachsicht für ihn, weil sie Mitleid mit ihm hatten; und so blieb er in ihren Augen was er gewesen war: ein Diamant, der noch nicht die rechte Fassung gefunden hatte.

Bei seiner Tante war es anders! da fühlte er sich heimisch. Sie ließ Saiten in ihm erklingen, die sonst immer, allen Menschen gegenüber und allen Schicksalen, stumm waren. Er hatte Vertrauen zu ihr, das höchste: er fürchtete sich nicht, mit Fehlern und Fehltritten von ihr gesehen zu werden.

„Du hast keine Liebe, Cecil!“ sagte sie traurig nach

einer ſtundenlangen, aufrichtigen Mittheilung von ſeiner Seite, über Alles was er in dieſen vier Jahren erlebt hatte.

„Wo ſoll ich ſie finden, Herzensmutter?“ fragte er.

„Nicht außer Dir, Cecil, mußt Du ſie ſuchen, in Dir, mein Kind! — Wärme, Hingebung, Selbſtentäußerung muß man haben, wenn man nicht im Egoismus erſtarren will; die Liebe mein' ich. Dein Herz iſt umpanzert! es hat nie gelitten; nicht um Fiamma, die Nandinens wegen vergeſſen ward; nicht um Nandine, die für Dich in ſpäteren Ereigniſſen untergegangen iſt. Höchſtens das Weib haſt Du in ihnen geliebt, das Glück, welches ſie Dir gaben oder verſprachen; nicht den Menſchen, nicht Deines Gleichen, berechtigt zu den Foderungen an Dich, welche Du an ſie gemacht.“

„Muß man denn durchaus von der Liebe beſeligt und zerſchmettert werden?“ rief Cecil.

„Vielleicht .... um ganz entwickelt zu werden. Ich weiß es nicht, denn ich war nie weder das eine noch das andre. Aber das weiß ich: die Liebesfähigkeit muß man ſorgſam in ſich pflegen, und dazu hilft mächtig die Liebe für ein Weſen. Die Welt und die Beſtrebungen in ihr machen das Herz kalt. Die Liebe erwärmt es wieder — aber eine andre Liebe als Du je gekannt haſt.“

„So beklage mich, Mutter!“ ſprach Cecil finſter.

„Du ſollteſt heirathen; ſagte ſie nach einer Pauſe. Die nächſten und innigſten Bande, die Ehe, die Sorge für Frau und liebe Kinder, üben zuweilen den ſegenvollſten Einfluß.“

„Eine ganz neue pädagogiſche Maßregel, Herzensmama! rief Cecil ſcherzend, ſetzte aber ſogleich ernſt hinzu: Und

würdeſt Du mir gern eine von Deinen Töchtern zur Frau geben?“

„Darauf muß ich mich beſinnen,“ ſprach ſie lächelnd.

„Nein! rief er, beſinne Dich nicht und gieb mir keine, wie es jezt Dein unwillkürliches Gefühl iſt! Die Frauen begehren zu viel in der Liebe .... ach, ich mögte faſt ſagen: ſie geben auch zu viel! und geben doch nicht das Eine, das Beſeligende: die goldene Feſſel, welche durch Befriedigung Glück bringt, und nicht Langeweile, nicht Leere noch Öde, wie das gewöhnlich der Fall iſt. Ich kann nicht genug lieben um zu heirathen. Nie hat die Liebe mich ganz erfüllt, mein ganzes Weſen ſo in Anſpruch genommen, um über ſie die Verhältniſſe zu vergeſſen“ .... —

„Nie die Deinen! unterbrach ſie ihn ernſt, aber wol die der Geliebten; z. B. Fiammas! das ſagt' ich ja vorhin.“

Cecil erröthete flüchtig und ſagte: „Du biſt unerbittlich ſtreng, Mutter! wo iſt das Leben, das ohne einen Vorwurf der Art wäre?“

„O ich weiß, ſagte Frau Forſter traurig, daß ein ſolcher Vorwurf auf Euch wie ein Sandkorn, auf uns wie ein Felſen laſtet. Aber eben weil die Welt Euch nicht ſtraft, müßtet Ihr, dächte ich, um ſo ſtrenger gegen Euch ſelbſt ſein. Wie wird das werden, Cecil? Du trittſt jezt ganz unabhängig ins Leben; Du haſt die innere und äußere Selbſtändigkeit erlangt, welche Dir bis jezt fehlten; Du biſt gereift durch Erfahrungen und Schickſale aller Art; Du haſt — wenn nicht Manches erreicht, doch Manches überwunden, und das giebt vielleicht eine höhere Befriedigung; Du beſitzeſt ſchöne glänzende Gaben; — und ich habe doch kein Vertrauen zu Deiner Zukunft.“

„Und mit Recht! mir fehlt das Glück.“

„Das sagen Alle, welche die himmlische Blüte des Glücks nicht zu pflegen verstanden.“

„Und welche Pflege begehrt es denn, wenn die unabläſſigen Bestrebungen meiner ganzen Jugend, meines halben Lebens, es nicht zu entfalten vermogten?“ rief Cecil aufgeregt.

„Es begehrt Liebe, Cecil! sprach sie sanft; Liebe für die Creatur, für das Geschöpf Gottes. O, Cecil, die mußt Du lernen! liebe Gott, liebe die Menschen oder einen Menschen — liebe nur etwas Andres als Dich selbst, mein Sohn.“

„Und wird es dann keinen Schmerz, keine Enttäuschung, keine Verblendung, keinen Tod mehr geben? und wird dann das Herz weniger leiden und nicht brechen?“

„Nein, sagte sie, es wird leiden, es kann brechen — aber in der Hand Gottes, mein Sohn!“

3. Der Mann.

Es war zwei Jahre ſpäter, als Cecil eines Abends in Frankfurt durch die neue Mainzerſtraße ging und die Fenſter eines gewiſſen Hauſes erleuchtet ſah. Frau von Werden iſt alſo zurückgekehrt, dachte er, vielleicht nimmt ſie ſchon wieder Beſuch an. Er ließ ſich melden und ward angenommen. Frau von Werden empfing ihn in Trauerkleidern. Sie war den Vierzigen nahe, nicht ſchön mehr, auch nie ſchön geweſen. Sie hatte jene conventionelle Grazie des Salons, welche man gute Manieren nennt, und welche in der Geſellſchaft höchſt angenehm iſt. Denſelben Zuſchnitt hatte auch ihr Verſtand, ihre Bildung. Alles war für den Salon berechnet, aber durch lange Gewohnheit und feinen Tact zur zweiten Natur geworden, ſo daß der Umgang mit ihr leicht und angenehm, wenn auch nicht anregend war. Reich, und ſeit einigen Jahren Wittwe, lebte ſie in Frankfurt, wo ihr Mann Geſchäftsträger eines kleinen Bundesſtaates geweſen war. Cecil hatte ſie gern. Er athmete leicht in dieſer leichten Atmoſphäre. Bei dieſen abgeglätteten, zierlichen Naturen fühlte er ſich vollkommen im Gleichgewicht, und das that ihm wol. Er ſtrebte dahin es nicht zu verlieren.

„In Trauer find' ich Sie, gnädige Frau, ſagte er erſchreckt; um's Himmels Willen! Ihre Frau Tochter" ...—

„Meine Tochter befindet ſich wol, Gottlob! ich habe immer gute Nachrichten von ihr, und erſt im Sommer erwartet ſie ihre Entbindung. Sie ſehen mich aber in Trauer um meinen Bruder."

„Sie hatten einen Bruder! rief Cecil höchſt befremdet, und nie hörte ich von ihm."

„Das war auch beſſer, denn Sie würden nur Trauriges von ihm gehört haben. Meine Familienleiden und Freuden mache ich nicht gern zum gleichgültigen Geſpräch. Meines armen Bruders trübes Leben hat ein leichter Tod, der Nervenſchlag, beendet. Ein Courier brachte mir die Nachricht, und zugleich die, daß meine Schwägerin tödtlich erkrankt ſei. Da ſetzt' ich mich augenblicklich in den Reiſewagen und fuhr zu ihr. Geſtern Abend bin ich zurückgekommen."

„Und weder von Ihrer Abreiſe noch von Ihrer Heimkehr geben Sie uns die geringſte Kunde!"

„Wie geſagt, die Abreiſe kam zu plötzlich und was die Heimkehr betrift, ſo hat meine Schwägerin mich begleitet, und ich wollte ihr in den erſten Tagen und am fremden Ort nicht gleich fremde Menſchen vorführen."

„Der Tod des Gemals und eine gefährliche Krankheit können wund genug machen um jede Schonung zu verdienen; aber ein Lebenszeichen hätten Sie uns doch während dieſer langen vier Wochen geben können, gnädige Frau, umſomehr da Ihre Frau Schwägerin Sie auch jezt vermuthlich unſerm Kreiſe entziehen wird."

„Das denke ich nicht, ſagte Frau von Werden. In die

Geſellſchaft können wir freilich nicht gehen, aber es wäre mir ſehr angenehm, wenn ich meiner Schwägerin durch einen kleinen ihr zuſagenden Kreis etwas Zerſtreuung bereiten könnte. Sie iſt der Welt entfremdet; das thut nie gut! das exaltirt die Gefühle und giebt dem Herzen eine Spannung, die ihm auf die Dauer weh thut.“

Während ſie ſo ſprach, hatte ſich Cecil unwillkürlich das Bild einer ſentimentalen Landedelfrau zuſammengeſetzt, und dachte bei ſich ſelbſt, daß dadurch der Umgang mit Frau von Werden beträchtlich unerfreulicher werden dürfte. Da öfnete ſich eine Thür, und in ihren langen, ſchleppenden Trauerkleidern trat Renata ein.

„Meine Schwägerin, Gräfin Dobenegg,“ ſagte Frau von Werden, während Cecil aufſtand, Renata zu grüßen.

„Wir kennen uns,“ ſagte Renata kalt, ungefähr mit dem Ausdruck, den ſie damals in Ratibor hatte.

„Deſto beſſer! ſagte Frau von Werden. In einer fremden Umgebung iſt nichts ſo unbehaglich als all' die fremden Geſichter.“

„Ja,“ ſagte Renata, ſchlug die Arme übereinander, lehnte ſich im Sopha zurück, ſenkte den Kopf und ſchien ganz abweſend mit dem Geiſt zu ſein.

Cecil war ſtumm vor Freude und Überraſchung. Renata hier! Renata Wittwe! Er ſagte kein Wort, aber ihm war zu Muth, als gewinne er eine neue Anſicht der Zukunft. Da ſie ſich gar nicht um ihn bekümmerte, keine Sylbe ſprach, auf keine Weiſe an der Unterhaltung Theil nahm, die ſich zwiſchen ihm und Frau von Werden fortſpann: ſo hielt er es für das Beſte, ſich ihr nicht mit ſeinen Erinnerungen zu nähern; und als ihm plötzlich der ſchöne Ungar

in Wien einfiel, hatte er keine Luſt mehr es zu thun. Über Alles, was in dieſen vier Wochen geſchehen und geſagt worden war, ſtattete Cecil an Frau von Werden einen launigen, mit eigenen Randgloſſen verſehenen Bericht ab, ohne jedoch in den Ton der Munterkeit zu verfallen, der den Trauerfloren gegenüber unpaſſend geweſen wäre. Da er aber überzeugt war, daß die Herzen nicht dieſen Flor trugen, ſo ſchien ihm jene Rückſicht genügend. Auf einmal ſtand Renata auf und verließ das Zimmer ebenſo lautlos, als ſie gekommen war.

„Warum geht die Gräfin? bin ich ihr ſtörend?“ fragte er.

Frau von Werden machte ihm mit der Hand ein Zeichen zu ſchweigen, und ſagte dann: „Ich bitte, bekümmern Sie Sich gar nicht um meine Schwägerin. Sie hat in ihrer Einſamkeit und durch ihr Schickſal gewiſſe eigenthümliche Allüren bekommen. Sie iſt ſcheu wie ein Reh, das man nur zähmen kann, indem man es ungeſtört gehen und ſich an fremde Umgebungen gewöhnen läßt.“

Dieſen Vergleich fand Cecil höchſt unpaſſend, eingedenk Renatas Erſcheinung bei ihrer Schweſter und in Wien, und er ſagte:

„Gnädigſte Frau, Sie müſſen Gräfin Dobenegg genauer kennen als ich; daher wag' ich keinen Widerſpruch, nur die Bemerkung, daß ſie mir früher nicht den Eindruck einer ſcheuen Weltunkundigen gemacht hat, ſondern den einer Königin, die auf einen Wink bald allein, bald umringt ſein will.“

„Und wo haben Sie meine Schwägerin ſo geſehen?“

„Letzteres in Wien, ersteres in Schlesien bei ihrer Schwester.“

„Bei der Diane? unterbrach ihn Frau von Werden lebhaft, o! da bitte ich Sie herzlich, erwähnen Sie nicht Dianens gegen meine Schwägerin. Das ist ihr eine fürchterliche Erinnerung.“

„Und weshalb, um Gotteswillen! das ist ja Alles so räthselhaft!“ rief er befremdet.

„Wissen Sie denn nicht, sagte Frau von Werden geheimnißvoll, daß die arme Diane davongegangen ist?“

„Unmöglich!“ rief er entsetzt, eingedenk seiner eigenen flüchtigen Neigung für die liebliche Diane.

„O, es ist leider ganz wahr und ganz bekannt, und ich erstaune nur, daß Sie nichts davon hörten. Vor mehren Jahren schon ging sie von ihrem Mann fort, und zwar mit dem Hofmeister ihrer Stiefsöhne, den sie auch geheirathet hat. Die Einen sagen, daß sie aus Leidenschaft für diesen jungen Menschen — die Andern, daß sie aus heller Langerweile diesen Schritt gethan hat, durch den sie gänzlich mit ihrer Familie zerfallen ist, so daß man nur wie einer Todten ihrer gedenkt. Sprechen Sie nicht zu meiner Schwägerin von Dianen: Sie thun ihr weh.“

Ach, ihm selbst that diese Nachricht weh! Er gedachte Dianens wie er sie vor Jahren gesehen, tändelnd, umherflatternd, vogelleicht und vogelmunter in dem großen, ernsten Zimmer von Schloß Regensberg, mit den dunkelrothen Damasttapeten und dem deckenhohen Spiegel; die Kinder neben ihr, die nicht ihre eigenen waren, und der Mann, der ihr Gemal war! nicht neben ihr. Wie natürlich, daß

es ſo kam, und wie traurig, daß grade dies Weſen in dieſe Verhältniſſe gerathen mußte!

Cecil ſprach noch etwas mit Frau von Werden über all' die Schmerzlichkeiten, die man erlebt, blos dadurch daß man lebt, daß man aus einem Jahr ins andre tritt und von Zeit zu Zeit einen fragenden Blick auf die Menſchen wirft, die man hier und da und dort in der Welt mehr oder weniger flüchtig gekannt hat. Jünglinge, von denen man die glänzendſten Hofnungen hegte, findet man als die alleralltäglichſten Männer wieder; engelsliebliche Mädchen, als höchſt gewöhnliche Frauen; bezaubernde Frauen ruinirt von Leidenſchaften; hier zerriſſene Verhältniſſe; da — mit dürftiger Künſtlichkeit zuſammengeklebte, welche Andere hintergehen ſollen, ohne es zu können; dort den Tod in allen Geſtalten, Tod des Leibes, des Glückes, des Herzens, der Hofnung; überall, wenn's hoch kommt, wenn das Schickſal ganz beſonders günſtig geweſen, eine mittelmäßige Entwickelung; und dies Alles nicht ausnahmsweiſe für einen Beklagenswerthen, ſondern als das Loos der ganzen Menſchheit.

„O ſchweigen Sie! rief Frau von Werden; man darf dieſe Bilder nicht zu nah beſchauen; ſie machen muthlos, und wir ſollen friſch und ſtark ſein, wir, die wir nicht durch ungewöhnliche Heimſuchungen geknickt ſind."

„Gnädige Frau, entgegnete Cecil mit traurigem Lächeln, die Glücklichen nennen ſchon das eine ungewöhnliche Laſt, was wir Andere als eine alltägliche tragen."

„Sie machen mich aber melancholiſch! rief Frau von Werden faſt ungeduldig, und ich will und darf es nicht ſein, um dem trüben Sinn meiner Schwägerin das Gleichgewicht zu halten."

„Grämt ſie ſich ſo tief um den Tod ihres Gemals? dann iſt ſie glücklich, weil ſie wenigſtens Erinnerung des Glücks hat, ſagte Cecil bitter. Grämt ſie ſich um .... etwas Andres, ſo mag ihr Leben ja wol jezt eine neue Wendung nehmen. In keinem Fall ſehe ich Grund zum Trübſinn, in welchem ſich manche Damen über die Gebühr gefallen.“

„O, meine Schwägerin iſt ein edles Herz!“ rief Frau von Werden mit einer Wärme, die bei ihr doppelt auffiel, weil ſie ſich ſelten ihr hingab. Cecil aber ging fort, ernſt, gedankenvoll über die beiden Schweſtern, an die er ſo überraſchend erinnert worden war.

Renata lebte bei Frau von Werden, aber nicht mit ihr. Sie erſchien zwar zu den Stunden, wo man ſich in einem Hauſe zu verſammeln pflegt, doch ſie blieb theilnahmlos und einſylbig in der Unterhaltung, und ſprach faſt nur dann, wenn man gradezu das Wort an ſie richtete. Sie langweilte die Menſchen; man hörte auf, ſich mit ihr zu beſchäftigen; ſie merkte es nicht. Sie war paralyſirt unter der Laſt eines ungeheuern Schmerzes, und wie alle Perſonen, die an die Einſamkeit gewöhnt ſind, verſtand ſie nicht die Maske vorzulegen, welche die Weltgewohnten mit ſolcher Leichtigkeit tragen. Frau von Werden fühlte ſich genirt durch die fremdartige Erſcheinung ihrer Schwägerin.

„Nimm Dich doch ein wenig zuſammen, lieber Engel, bat ſie. Du trittſt zwiſchen uns wie aus einer andern Welt, und verhüllſt Deine Liebenswürdigkeit ſo ſorgſam vor den Leuten, die nichts Beſſeres begehren, als freundlich mit Dir umzugehen, als ob es Unliebenswürdigkeiten wären.“

„Du biſt zu gut, Charlotte! ſagte Renata; ich verhülle mich nicht; ich zeige mich wie ich bin . . . . ſtumpf.“

„Es iſt ſo unangenehm, lieber Engel, den Leuten Anlaß zum gloſſiren und räſonniren zu geben, daß Du es doch vermeiden, und mehr in unſrer Art ſein ſollteſt.“

„Wie gern! wenn ich nur im Stande wäre, die verſchiedene Art zu bemerken!“

„Liebe Renata, Du haſt in der Welt gelebt, Menſchen geſehen, weißt ſehr gut wie man ſich zu benehmen hat, um nicht aufzufallen, warſt ſo ganz angenehm“ . . . . —

„Ja! . . . . damals!“ ſagte Renata langſam und hörte nicht mehr auf die milden Ermahnungen ihrer Schwägerin. Sie war in ihren gewohnten Ideenkreis zurückgefallen. Doch zum Schluß antwortete ſie:

„Ich werde mich zuſammen nehmen, liebe Charlotte; ich verſprech' es Dir! Du ſollſt Dich meiner nicht ſchämen“ . . . . —

„Renata!“ unterbrach Frau von Werden ſie mit zärtlichem Vorwurf.

„Ja doch! fuhr Renata gelaſſen fort; das Unglück, welcher Art es ſei, hat vor der Welt immer Unrecht, und wer Unrecht hat wird mißachtet, wie billig! ich muß den Leuten die Überzeugung beibringen, daß ich Unrecht weder habe noch thue, und ich verſpreche Dir, mich darauf einzuüben.“

Die Schwägerinnen umarmten ſich, und Frau von Werden ging in ihren Salon. Renata blieb allein. Der Mond ſtieg langſam am Himmel empor, und warf durch das lange Fenſter einen matten Silberſchimmer, wie eine trüb umdämmerte Glorie um Renata. Sie ſaß in einem niedrigen Lehnſtuhl, hatte die gefalteten Hände um ihre Knie ge-

ſchlungen, und blickte ſo unbeweglich zum Himmel auf, als ſei ihre Seele dem Körper entſchwebt und habe ihn in ſtarrer Regungsloſigkeit auf der Erde gelaſſen. Sie ſah aus wie eine Magdalena von Murillo — zerarbeitet von geiſtigen Schmerzen, mit unirdiſcher Trauer im Blick und überirdiſcher Sehnſucht um die Lippen. Nach einer langen, langen Weile fuhr ſie langſam mit ihrer magern weißen Hand über die Stirn und ſprach halblaut: „O Herr und Gott! wer nichts liebte als Dich, der wäre wolberathen. Das Geſchöpf fehlt uns immer, der Schöpfer nie. Macht dieſe Gewißheit, wie jede treue Liebe, uns ſo lau für Dich?“ Die Uhr ſchlug und mahnte ſie, die Theeſtunde ihrer Schwägerin nicht zu verſäumen.

Als Renata eintrat, flüſterte eine Dame der Nachbarin vorwurfsvoll zu:

„Hilf Himmel! wie iſt ſie häßlich! trübe Augen, geſchwollene Augenlider, ein welker Mund, gelbgraue Farbe — eine ganz alte Frau! und Sie hatten mir geſagt, ſie ſei fünfundzwanzig.“

„Sie wird nicht viel älter ſein, flüſterte die Andere zurück; aber ſie iſt heute allerdings enorm häßlich.“

Renata ſetzte ſich auf den erſten Platz, den ſie leer fand; es war neben Cecil. Sie hatte wol ſchon zehnmal neben ihm geſeſſen, und ihn nie angeredet. Jezt, dem Wunſch ihrer Schwägerin nachzukommen, ſchien ſie aus langem Traum zu erwachen und ſagte freundlich, als werde ſie ihn ſeit vierzehn Tagen zum erſtenmal gewahr:

„Es freut mich recht, daß wir uns wieder begegnen; wir ſind bis dahin immer ganz flüchtig an einander vorbeigeſtreift. Nun leben Sie hier!“

„Und Sie auch, gnädige Gräfin!“ ſagte Cecil höchſt überraſcht durch dieſe Huld.

„Ja, ich bin hier,“ entgegnete ſie.

„Wo die Erſcheinung iſt, ſollte auch das Weſen ſein,“ erwiderte Cecil.

„Ah! Sie fürchten Sich vor Geſpenſtern!“

„Ich fürchte ſie nicht; ich beklage ſie; die Halbheit, die Unvollkommenheit ihrer Exiſtenz iſt traurig.“

„Aber glauben Sie nicht, daß es gar viel ſolcher Geſpenſter giebt, die am hellen Tage umgehen, auf unſeren Promenaden, in unſeren Salons? Erſcheinungen ohne Kern, Automaten ohne Seele?“ . . . . —

„Aber zu lieblich, zu glanzvoll, um den grauslichen Namen Geſpenſter zu verdienen.“

„O die, welche ich meine, ſind nicht lieblich und glanzvoll. Sie ſprechen von Perſonen, deren ganze Weſenheit in der Erſcheinung gleichſam aufgeht, ſo daß ſie ebenſowenig Innerlichkeit haben als Blumen und Vögel, und die doch höchſt anmuthig ſind. Ich rede von Leuten, deren Leib mechaniſch die Bedingungen des irdiſchen Daſeins erfüllt; während der Geiſt bei anderen Intereſſen im Bann liegt; und ich geſtehe es, die ſind mir unheimlich, und Jene hab' ich lieber.“

„Ich nicht! entgegnete Cecil; bei den Einen bleibt mir doch die Hofnung den Geiſt aus fernen Regionen in meine Sphäre einkehren zu ſehen, und dann Umgeſtaltungen, Umbildungen, Wunder zu erleben. Bei den Andern muß ich mir an der fertigen Erſcheinung genügen laſſen. Wo keine Wunder, ſind auch keine Entzückungen.“

„Sind Sie ſo gläubig?“ fragte Renata faſt ſpöttiſch.

„Glaubensdurſtig, gnädige Gräfin. Aber zweifeln denn Sie?“

„O ja!“ ſagte Renata lakoniſch. Cecil ſah ſie forſchend an und ſchwieg. Nach einer kleinen Pauſe fuhr ſie fort: „Sie ſind recht glücklich an die Wunder des Geiſtes zu glauben. Es iſt ein Beweis, daß Sie ſie an Sich Selbſt erprobt haben, und hohen Aufſchwungs, ſtarker Willenskraft und unermüdlicher Willensthätigkeit fähig ſind. Ich bin es nicht, und daher auch matt im Glauben an mich ſelbſt wie an Andere.“

Dies Geſpräch, das ſo weit über die Grenzen des alltäglichen muntern Geplauders hinausſchweifte, fing an Cecil zu beklemmen. Ob ſie nicht eine pietiſtiſche Richtung hat? dachte er heimlich. Auf dem Boden war er fremd, und er wollte doch nicht gern Renatas ungewohnte Huld verſcherzen.

„Sagen Sie mir, hub ſie wieder an, iſt der Geiſt auch fähig, auch ſtark genug — um zu vergeſſen?“

„Wenn ich es bejahte, ſagte lächelnd Cecil, froh dem Geſpräch eine heitere Wendung zu geben — ſo würden Sie vielleicht einen gegen mich zeugenden Beweis von Leichtſinn und Wankelmuth darin finden; und darum, gnädige Gräfin, ſag' ich Nein.“

„Alſo nicht aus Überzeugung?“

„Dies iſt auch eine Überzeugung.“

„Die ſich zur andern verhält wie allerlei Sorten Freiheiten zur Freiheit — nicht wahr?“

„Iſt es möglich! meine Schwägerin wirft ſich in politiſche Debatten?“ rief Frau von Werden neckend, und be-

müht Renata von ihrem beſondern Geſpräch ab und in's allgemeine zu ziehen.

Aber als Renata nicht mehr durch die unmittelbare Rede und Gegenrede zum Geſpräch gezwungen war, als man kreuz und quer mit Fragen, die Niemand beantwortete, und mit Bemerkungen, die Niemand beachtete, durcheinander fuhr: da verlor ſie alle Aufmerkſamkeit, wurde zerſtreut und verfiel wieder in ihre ſcheinbare Geiſtesabweſenheit.

„Eine beklemmende Erſcheinung! flüſterte wiederum jene Dame der Nachbarin zu. Ob ihr Kopf nicht gelitten haben mag durch den langjährigen Umgang mit dem Mann?“

„Und wie ſie geſpenſtiſch krank ausſieht! welche Magerkeit! und die Hände — von welchem welken Weiß!“

Und damit dieſe und ähnliche liebevolle Urtheile nicht gefällt werden mögten, begehrte Frau von Werden von Renata, daß ſie ſich ſcheinbar heiter und mit einem kleinen Aufwand von mäßiger Liebenswürdigkeit in dem geſelligen Kreiſe bewegen möge!

Cecil fühlte ſich geſchmeichelt durch die Auszeichnung, die ihm von Renata höchſt unabſichtlich widerfahren war. Sie war weder ſchön noch liebenswürdig im gewöhnlichen Sinn, ſo daß Mancher ſich abgeſtoßen durch ſie fühlen mogte; aber Cecil empfand in dieſen glatten, wolgeebneten Kreiſen, in denen ſich die Schönheit nach dem Modejournal-Typus entfaltet, und die Anmuth ſich im Tanzmeiſter-Schritt bewegt, und der Geiſt in einigen Witzworten und beißenden Bemerkungen aufgeht — eine Lauheit, deren er nicht Herr werden konnte und die immer weiter in ſeiner Seele um ſich griff. Er war keiner von den Menſchen, die,

auf einem mäßigen Hügel angelangt, in's Thal hinabſchauen und wolgefällig ſagen: Wie hoch ſtehe ich! — Er ſchaute von dem mäßigen Hügel auf die hohen Berge und ſprach niedergeſchlagen: Wie tief ſtehe ich! — Und doch mußte er ſich eingeſtehen, daß er, ſich ſelbſt mit Andern vergleichend, die zu denſelben Anſprüchen berechtigt waren, im Grunde zu den Bevorzugten gehörte. Dieſer dürftige Vorzug irritirte ihn nur noch mehr, denn er ſchnitt ihm die Urſache zu Klage und Mißmuth ab, lähmte aber zugleich ſeinen Drang nach Beſtrebungen, die auf den größten und ungewöhnlichſten Erfolg gerichtet waren, und einen ſo alltäglichen zuwege brachten. Ehrgeiz und Eitelkeit werden heutzutag durch die Erziehung und allgemeine Bildung übermäßig aufgereizt, und dann durch das, was ſie die ſociale Gleichgültigkeit nennen, im ſpätern Leben übermäßig verwundet. Jede Wunde hat böſes Blut! Es kommt eine Bitterkeit, eine Scheelſucht, eine Gehäſſigkeit, ein Neid in die Gemüther, die man getheilt zwiſchen Bedauern und Verachtung beobachten muß. Das Streben der Zeit iſt: Alles zu nivelliren; das Streben des Einzelnen: ſein Ich emporzubringen. Die Phraſe, womit man Andere blenden mögte, heißt: Freiheit und Gleichheit! — das Wort, welches die Innerlichkeit beherrſcht und lenkt, heißt: Despotie. Nie hat ſich die Tendenz zur Tyrannei jedes Einzelnen ſo heftig bemeiſtert, als heutzutag! nie iſt die gehäſſigſte Unduldſamkeit auf eine widerwärtigere Weiſe zum Vorſchein gekommen, als eben jezt, wo man der Welt die Leuchte des modernen Liberalismus angezündet hat! nie hat man mit ſo bitterer Feindſeligkeit die fremde Meinung verfolgt, die fremde Weſenheit mißachtet! man werfe einen Blick auf die drei Rich-

tungen, in denen ſich weſentlich das Leben äußert, auf die Religion, die Politik, die Literatur; — wo offenbart ſich für die fremde Überzeugung der Reſpect, welche für die eigene Reſpect gebietet? Nirgends! es wird mit ihr verfahren, als ſei ſie nichts als Dummheit oder Heuchelei. Welch eine Beſchränktheit, und die nicht einmal durch den Fanatismus entſchuldigt iſt! Den hat die Civiliſation überwunden. Zu andern Zeiten loderten durch ihn Scheiterhaufen, entbrannten Kriege, ſchmachtete ein Galilëi im Kerker. Das geſchieht nicht mehr! nicht, weil man nicht mehr im Stillen Luſt hätte zu ſolchen Gewaltſchritten, ſondern weil an die Stelle wilder Energie ſophiſtiſches Räſonnement getreten iſt, das ebenſoſehr an Verblendung laborirt, als der Fanatismus. Sich ſelbſt überſchätzende Unduldſamkeit iſt die Krankheit der Zeit! Man nimmt es mir unerhört übel, daß ich den ſogenannten Fortſchritt nicht anbete. Fortſchritt? vielwiſſender, gebildeter, witziger, gelehrter, ſind die Leute als ehedem; — ſind ſie auch tüchtiger? von beſſerem Willen? von minder egoiſtiſcher Geſinnung? von feſterem Charakter? — Man kann Ja rufen; es beweiſen, iſt etwas Anderes.

Cecil hatte nicht den innern Halt, der den Mann, in welcher Sphäre er ſich befinden, und wie ſeine Überlegenheit ſein Glück überwiegen möge, nicht an ſich ſelbſt irre werden läßt. Weil er immer nach Erfolg ſtrebte, ſo wähnte er ſich auf falſchem Pfade, ſobald der ihm ausblieb; und der Erfolg darf nur des Menſchen Hofnung und Lohn, nicht ſein Zweck ſein. Das iſolirte Leben, das er, ganz ſeiner Carriere ſich widmend, führte, ſchien ihm kein genügender Wirkungskreis. Er gedachte der thätigen Wirkſamkeit, des belebenden Einfluſſes des Hauſes, in dem er ſeine Kindheit verlebt

hatte, auf einen weiten Kreis von Menſchen; der mannigfachen anregenden Verbindungen mit allen Claſſen der Geſellſchaft, mit allen Nationen und ihren Intereſſen, mit allen Welttheilen — welche der Handel, practiſch auf die Menſchen influirend, im Süden und Norden, zwiſchen den ſcheinbar heterogenſten Bedürfniſſen, anzuknüpfen weiß. Der Einfluß der Induſtrie und der Finanzen auf die politiſchen Zuſtände iſt ſo hochwichtig, daß der Handelſtand dadurch bedeutend gehoben werden muß, und daß ſich Cecil zuweilen bei der Überlegung ertappte: ob er nicht beſſer gethan haben würde, ſich ihm zu widmen, wie ſein Oheim es ſo ſehr gewünſcht. Das war zu ſpät! aber aus all den unnützen, grübelnden Überlegungen enſprang ihm ein tiefes Mißbehagen, wie es oft leidenſchaftliche Naturen ergreift, wenn ſie ihre Kräfte mehr beſchneiden, als ausdehnen müſſen. Die geſelligen Beziehungen langweilten ihn über die Maßen. Vom erſten Augenblick an hatte er zwiſchen ihnen eine angenehme Stellung gehabt, die er bequem einnahm und leicht behauptete. Nirgends ein Kampf, ein Sporn, ein Reiz. Das ganze Leben zerfloß ihm in die unendliche Breite der Oberflächlichkeit. Mit den durchſchütternden Emotionen früherer Jahre hatte er abgethan, ohne doch jene ernſte gewichtige Ruhe gewonnen zu haben, die auf tiefe Leidenſchaft, möge ſie überwunden oder befriedigt ſein, zu folgen pflegt; denn die Leidenſchaft hatte ihn — ſoll ich ſagen verſchont? ſoll ich ſagen vergeſſen? Er empfand die innere Leere, welche des Menſchen bitterſtes Leid iſt, und gegen die er ſich in ſeinem wolgeregelten, eleganten Leben nicht zu vertheidigen wußte. Überdas war er ſeit ſeinen Studentenjahren nie ſo lange an einem und demſelben Ort geweſen, als jezt in

Frankfurt; ohne doch irgend eine Beziehung gefunden zu haben, die ſeinem Geiſt oder ſeinem Herzen wahrhaft wol that. Freilich hatte er ſie nicht geſucht; aber ſie muß ſich theils von ſelbſt geſtalten, wenn ſie erquickend wirken ſoll; und theils fürchtete er ſich, alsdann über die Schranken hinaus gelockt zu werden, innerhalb derer er ſich halten wollte. Am liebſten, und aus Mangel an einer ſeine Kräfte anſpannenden und verbrauchenden Stellung, hätte er eine Reiſe um die Welt, nach Indien, nach China gemacht, und tief beklagte er, daß die Handelsintereſſen Preußens nicht gewichtig und umfaſſend genug wären, um in fremden Welttheilen dem Conſul eine diplomatiſche Stellung zu geben.

Zuweilen, wenn die Monotonie ſeiner Exiſtenz ihn recht angähnte, war ihm wol der Gedanke gekommen, ſich in das Familienglück hinein zu flüchten und zu heirathen. Aber ſah er ſich dann um in dem Kreiſe junger Mädchen, die bereit waren mit jedem, wenn auch nur halbmenſchlichen Mann in die Ehe zu treten: ſo befiel ihn heftiger Zweifel an dieſem zukünftigen Glück, und er meinte, es ſei ſchon beſſer ſich allein zu langweilen, als zu Zweien. Denn Langeweile war grade das, was ihn am leichteſten einer Frau gegenüber befiel; nicht die kleine, welche darin beſteht, daß das Geſpräch nicht ſehr fließend wird, oder daß man an derſelben Unterhaltung nicht daſſelbe Vergnügen findet; ſondern die gründliche, welche dem Leben eine gewiſſe vernichtende Wüſtenfärbung ertheilt, vor der man ſchaudernd entflieht .... wenn es noch Zeit iſt. Dieſen Eindruck hatte ihm Dianens keimende Zuneigung, Fiammas lodernde Leidenſchaft, Nandinens treue Liebe gemacht. Dann fielen ihm die ſanften Ermahnungen ſeiner Tante ein; „liebe alle Men-

ſchen, oder ein Geſchöpf; aber nur nicht dich ſelbſt;“ und dann hatte er Momente tiefer Melancholie, in denen ihm ſein Leben zwiſchen Dürftigkeit und Unrecht getheilt erſchien.

Seit Renata in Frankfurt war, beſchäftigten ſich ſeine Gedanken viel mit ihr, ſo wie ihm das jedes Mal geſchehen war, wenn der Zufall ſie zuſammen geführt. Ihre Erſcheinung intereſſirte ihn ſowol als ihr Schickſal, obgleich er nie Zeit und Gelegenheit gehabt hatte, Beides zu ergründen. Auch jezt ſchien es ihm unbeſcheiden, Frau von Werden darum zu fragen, weil die Erinnerung an ihren Bruder ihr peinlich ſein mogte, und er war daher doppelt froh, als Renata ſich ſo überraſchend freundlich für ihn zeigte. Er wollte ſie auf ſeine eigene Hand, ohne fremde Weiſung, verſtehen lernen. Mit unendlicher innerer Gleichgültigkeit beſchäftigte Renata ſich doch äußerlich ganz freundlich mit ihm. Sie nahm auf, was ihr grade unter der Hand lag, und das war Cecil. Sie war nichts weniger als zuvorkommend, weder gegen Männer noch Frauen. Sie hatte ſich ihr Lebenlang iſolirt gefühlt durch den Schmerz, der zu verheerend war um ihr zu erlauben, fremdes Mitgefühl in Anſpruch zu nehmen. Für die winzigen Intereſſen, welche in der Geſellſchaft ſo hochwichtig ſind, am rechten Ort zu gefallen, zu imponiren, zu ſchmeicheln, zu gewinnen, abzuſtoßen, war ſie durch und durch ſtumpf. Sie fühlte keine Anknüpfungspunkte zwiſchen ſich und den Männern, die ihren brillantirten Verſtand, ihre faktice Bildung, oder ihre reelle Richtigkeit ſelbſtgefällig zur Schau tragen; und ebenſowenig zwiſchen ſich und den Frauen, denen das künſtliche und entnervende Leben in der Welt den ächten Theil ihrer Liebenswürdigkeit: Wahrheit, Friſche und Kraft der Em-

pfindung geraubt hat. In dem flüchtigen Moment ihres Lebens, als ein Sonnenſtral ihren grauen Horizont verklärte, hatte ſie ſich durch das Glück ebenſo über die Erde emporgeriſſen gefühlt, als in andern Tagen durch das Leid. Jezt benahm ſie ſich maſchinenmäßig in der Richtung, welche ihre Schwägerin ihr angedeutet hatte. Für die Meiſten war ihre Erſcheinung eben ſo unſchön, als ihr Geſpräch, ihre Art ſich auszudrücken, ihre Geſinnung ihnen unbequem war. Wenn ſie z. B. ſagte: „Heuchelei iſt die Baſis der Geſellſchaft;“ — ſo ſchrie man laut Zeter und ſuchte mit Scheingründen ihre Behauptung zu bekämpfen; aber heimlich fühlte ſich Jeder getroffen und gekränkt und warf ihr eine gehäſſige Geſinnung vor, weil ſie gewagt hatte eine Wahrheit zu denken und auszuſprechen. Cecil allein fühlte ſich nicht von ihr abgeſtoßen. Sie gefiel ihm nicht, ſie war ihm auch nicht angenehm, aber ſie frappirte ihn, weil ſie nicht alltäglich elegant und charmant war. Er war wie Jemand, der ſo lange Zuckerwaſſer getrunken hat, bis ihm ein Trunk friſchen Quellwaſſers wie Nektar erſcheint. Und wenn Renata ihm zuweilen auch nur ein dürres Ja oder Nein antwortete, ſo ſtellte ihn das zufriedener, als wenn man ihm eine Phraſe erwiderte, die zugleich Ja und Nein heißen konnte.

Cecil kam eines Morgens zu Frau von Werden, um ihr ein Buch zurückzubringen. Auf der Treppe hörte er Muſik. Sie ſpielte wol etwas das Piano, doch ſo konnte der Flügel nicht unter ihren Händen klingen: das ward ihm deutlich, als er in's Vorzimmer trat. Ob es Renata war? .... Cecil wollte den Spielenden nicht ſtören und blieb im Vorzimmer, verzaubert durch dieſe Muſik, die in freien

Phantaſien durch das Tongebiet lief, und bekannte Melodien wie Blüten in den vollen Kranz ſelbſtgeſchaffener Harmonie wob. — Als der Schlußakkord verhallte, zog Cecil ſich zurück. Er war überzeugt, Renata gehört — und ſchämte ſich ein wenig, ſie ohne ihre Erlaubniß belauſcht zu haben. Er gab das Buch ab, und ging fort. Aber den ganzen Tag ging es ihm wie ein klingendes Echo durch die Seele, und als er Renata ſah, geſtand er ihr ſeinen geiſtigen Diebſtahl und die tiefe Magie ihrer Töne.

„Ja, ſagte Frau von Werden, meine Schwägerin hat ein ganz unbegreifliches Talent.“

„Nicht unbegreiflich!“ entgegnete Renata; und ſetzte den Schluß eines Liedes hinzu: „Bin ich wie der kranke König — Muß ich ſelbſt mein Sänger ſein.“ —

Bei dieſen Worten warf ein junger Elegant zwei gegenüberſitzenden Damen einen bedeutſamen Wink zu, als habe er die Beſtätigung einer Behauptung gefunden; und wandte ſich dann mit der Bitte an Renata, ſie auch bewundern zu dürfen. Als alle Übrigen einſtimmten ſagte ſie gelaſſen:

„Gut! Sie ſollen mich hören! Aber mich bewundern — das verbitt' ich mir.“

Der Elegant ſchlich auf den Fußſpitzen zu den Eleganten, während Renata ſich an den Flügel ſetzte, kauerte ſich hinter ihnen in einem Lehnſtuhl zuſammen und ziſchelte ihnen in's Ohr:

„Haben Sie es gehört? der kranke König! — Das bezieht ſich auf den geiſtesverwirrten König einer Ballade, welche der Bibel entnommen iſt.“

„Eine bibliſche Ballade! guter Graf, Sie faſeln!“ ſagte die Eine mit der lauten Stimme und dem gezwungenen lau-

ten Gelächter einer Hyperelegantin, welche es nicht ertragen kann, daß eine Andere, außer ihr, im Salon bemerkt wird. — Sie wurde aber bald zur Freude elektrisirt; denn statt der erwarteten schwerfälligen Etude, spielte Renata — einen Walzer von Strauß, und zwar in der Art, wie Weber seine „Aufforderung zum Tanz" componirt hat; nämlich so, daß sie zwischen das Thema ihre eigenen Gedanken streute — Gedanken voll so jubelnder Freude und so herzzerschneidendem Weh, wie sie wol immer die Tanzmusik in einem Ballsaal begleiten mögen — nur daß zum Glück unser Ohr meistentheils gegen sie verschlossen bleibt.

Dieser Walzer versetzte Cecil nach Wien. Er gedachte Renatas, wie er sie dort gesehen, stralend, triumphirend; der Gesellschaft, in der sie glänzte; des jungen Ungarn, der ihr so unverkennbar huldigte; der Gespräche über sie, über Graf Todenegg; und er fragte sich heimlich, ob sie nicht Lust und Leid ihres eignen Lebens zwischen den Walzerklängen erzählen möge.

„Göttlich! — hieß es rundum nach dem Schluß; bezaubernd! entzückend! göttlich!"

„O ich bitte, ich bitte sehr! sagte Renata kalt. Ich bin nur Dilettant, nicht Virtuos."

Aber das Salonuhrwerk war nun einmal für die Bewunderung in Gang gebracht. Man beschwor sie fortzuspielen, eine Stunde, den Abend, die ganze Nacht wo möglich! . . . . —

„Sehr gern," sagte Renata, und spielte den Walzer aus Es-Dur von Beethoven, genau wie er komponirt war, ohne einen Vor- oder Nachschlag sich zu erlauben. Sie machte sich selbst zu einem seelenvollen Instrumente in der Hand

eines Meisters. Der Beifall war diesmal bedeutend mäßiger.

„Beethoven? o der sublime Genius! ernst, sehr ernst, fast zu ernst! aber doch sublim! — Nicht wahr? o ja! ja! immer sublim!“ hieß es.

„So sind die großen Geister, sprach Cecil zu Renata: in der geringen Form eines Walzers wissen sie die Essenz des Lebens vom Aufgang bis zum Niedergang wiederzugeben.“

„Dadurch sind sie gottähnlich,“ entgegnete Renata.

„Und Sie wollen uns die Adoration verbieten, gnädigste Gräfin! rief emphatisch der Elegant. Gegen dies Dekret werden wir Alle uns opponiren.“

„Ich meines Theils mag nicht adorirt sein, erwiderte Renata gleichgültig wie immer; und ich begreife nicht, wie irgend ein Mensch es sich gefallen lassen kann.“

Da unter den zehn anwesenden Personen schwerlich eine war, der nicht wenigstens zu Zeiten die Adoration höchst willkommen gewesen wäre: so fanden sie diese Äußerung impertinent — bis auf Cecil, der sich fast unwillkürlich eingestand, es sei allerdings eine erbärmliche Rolle, die man den Adoranten gegenüber spiele.

„Gnädigste Gräfin! sagte der Elegant mit listigseinsollenden Augen; Sie werden doch keine Ausnahme von der holdseligen Regel machen, daß Adoration das Element der schöneren Hälfte des Menschengeschlechts ist?“

Renata sah ihn groß an, ließ seine Phrase unbeantwortet verhallen, und sagte dann in ihrer entschiedenen und ernsten Weise:

„Ich bin ein Mensch; darum will ich geliebt sein, herzlich, tüchtig, wenn ich's verdiene. Ich bin kein starrer

Götze, vor dem man ſich in liſpelnder, lächelnder, ſchmeichelnder, heuchelnder Adoration ergeht; und ich will's nicht werden, ſondern ein einfacher Menſch bleiben; darum weiſ' ich die Adoration von mir."

Frau von Werden war in ſtiller Verzweiflung. Hatte je eine Frau in ihrem Salon geſagt, daß ſie herzlich geliebt ſein wolle? Dieſer unerhörte Fall war noch nicht in den Annalen der Geſellſchaft vorgekommen, und nun mußte ſie ihn an ihrer Schwägerin erleben! — Die Elegante liſpelte dem Elegant zu:

„Welch' eine extraordinäre Aufrichtigkeit!" — und ahnte nicht, daß ihr kleiner Spott eine große Wahrheit ſei; daß in der That nur aus einem ganz ungewöhnlich aufrichtigen Charakter eine ſolche Äußerung hervorgehen könne.

Cecil dachte: Was iſt das für eine eiſerne Seele.

Frau von Werden aber ſuchte Gedanken und Geſpräche wieder auf dem ſchicklichen Terrain zu verſammeln, und erklärte dem Elegant den Krieg, weil er geſagt hatte, die Adoration ſei das Element der Frauen, da doch die Männer es ſich eben ſo gern gefallen ließen. Und um das zu beweiſen, führte ſie eine ganze Reihe von berühmten Männern auf, welche an den erbärmlichſten Lobhudeleien Freude hatten.

„Gnädigſte Frau, erwiderte der ewig verbindliche Elegant, um Sie ſo lebhaft ſprechen zu hören, nimmt man dankbar ſogar Ihre höchſt ungerechten Beſchuldigungen gegen unſer armes Geſchlecht hin;" — und nun begann er deſſen Vertheidigung, unterſtützt von den Männern, angegriffen von den Frauen; dies Geſpräch, welches man wol ſchon tauſend Mal gehört und geführt hat. Renata ſchwieg dazu,

ſchloß den Flügel, und beſah ſehr aufmerkſam das „Book of Beauty.“

„Was haben Sie denn bei all' dem Bilderbeſehen gedacht?“ ſagte Cecil zu Renata, als man auseinander ging.

„Ich habe gedacht, erwiderte ſie, daß all' dieſe Porträts den Originalen ebenſowenig, als Ihrer Aller Worte Ihren innerlichſten Geſinnungen ähnlich ſein mögten.“

„Immer ein ganz klein wenig allerliebſt boshaft,“ ſagte Frau von Werden, ihr ſchalkhaft drohend.

„Woher ſolch' ein tiefes Mißtrauen?“ fragte Cecil.

„Nicht doch! entgegnete Renata. Ich nenne nur die Schale — Schale, und den Kern — Kern.“

„Sie gehen zerſchmetternd auf den Grund der Dinge, gnädige Gräfin,“ ſagte Cecil gedankenvoll.

„Nicht wahr? rief Frau von Werden, ſeelenfroh über dieſe Übereinſtimmung mit ihren Anſichten; nicht wahr, zerſchmetternd? und das iſt doch nur die Weiſe eines Kriegers, eines Gewaltigen, aber nicht einer Frau. Wir müſſen ſanft, lind, mit gutmüthigem Spott, mit ſcherzhafter Strenge unſre Anſichten ausſprechen, um Niemand zu verwunden; müſſen uns zuweilen ſcheinbar beſiegt darſtellen, um Andern einen kleinen Triumph zu gönnen; müſſen fallen laſſen, was man zu heftig angreift, und müſſen nicht angreifen, was unter dem Schutz und Schirm der Geſellſchaft feſten Boden gefaßt hat; — ſonſt treten wir feindlich gegen ſie auf, und wir ſollen ſie uns doch zum Freund erhalten, denn wir leben in ihr, als ihre Kinder“ . . . . —

„Nein! rief Renata lebhaft, dieſe Mutter verleugne ich! Kind meiner Zeit muß ich ſchon ſein, und will ich ſein, um mich nicht vereinzelt zu fühlen. Da hab' ich denn doch

eine Mutter, die neben manchen Fehlern, Thorheiten und Kränklichkeiten geiſtiges Leben genug beſitzt, um ihr Kind zu nähren. Aber ein Kind unſrer Geſellſchaft zu ſein, die doch nur eine Fraction unſrer Zeit, und ſicherlich nicht die lebensvollſte iſt; dagegen ſtemme ich mich aus allen Kräften. Hilf Himmel! da wär' ich am Ende ein Wechſelbalg."

Frau von Werden verſuchte zu lächeln über dieſe rauhe Geſinnung; es wurde ihr aber unerhört ſchwer, und ſie that es auch nur aus Gewohnheit der Artigkeit. Dann ſagte ſie herber, als ſie es ſich zu erlauben pflegte:

„Wenn Du nicht ein Kind der Geſellſchaft biſt, lieber Engel, ſo benimmſt Du Dich doch ihr gegenüber wie ein ſolches; denn mit der kleinen Zerſtörungſucht eines Kindes zerſchlägſt Du das bunte Spielwerk, das ſie Dir darbietet, ſtatt es freundlich und gelaſſen wie unſereiner zu betrachten."

„O, ſagte Renata, betrachtete man ſie nur wie ein Spielwerk, das man eingerichtet hat um ſich ein Paar leere Stunden durch den Flitterkram ausfüllen zu laſſen: ſo wäre mir die Geſellſchaft ganz recht. Aber man betrachtet ſie wie das heilige, unumſtößliche Geſetz, nach dem man ſeine Exiſtenz modeln ſoll; und da ihr Rechtsgrundſatz einzig und allein der Erfolg, und ihre Richtſchnur die Äußerlichkeit iſt: ſo bringt ſie ihren Adepten ein Leben, wenn nicht der Lüge, doch des Scheins auf, in welchem ihre beſten Kräfte untergehen, gar verderben müſſen. Und ich ſehe nicht ein, wie man etwas ſo Gefährliches freundlich gleichgültig anſchauen mag. Die Schlange hat auch gar ſchimmernde Farben und zierliche Bewegungen, aber es graut einem doch davor, und man geht ihr gern aus dem Wege. Mir kommt die Geſellſchaft immer ein bischen wie eine Schlange vor; ich will

nicht ſagen wie eine giftige, um Dich nicht zu erzürnen, liebe Charlotte, — obgleich ſie mitunter auch das iſt! — aber wie die Schlange, die nicht eher ruht, bis ſie die Bethörten zum Apfelbiß verlockt hat.“

„Gnädige Gräfin, ſagte Cecil, die Schlange hat ihre Höle in jeder Menſchenbruſt.“

„Wol, wol! rief Renata; aber in jeder einſamen Menſchenbruſt ſchwebt der Erzengel über der Schlangenhöle, und ermahnt uns: vertilge die Brut! Nach dem Kodex der Geſellſchaft heißt es jedoch: Iß und wol bekomme es dir, aber hübſch heimlich! Nimm und ſei getroſt, aber hübſch vorſichtig! Thue und laſſe nach deinem egoiſtiſchen Gefallen, aber vergiß nicht die äußeren Rückſichten! Beobachteſt du das Alles, ſo biſt du ſicher und geſchützt in meinem Schooß und Niemand darf dir etwas anhaben! — So denkt, handelt, lebt man, und nährt dadurch die Schlangen in der eigenen und fremden Bruſt. Dieſe Prinzipien entnerven, Schwäche bemeiſtert ſich der Seelen, und Eitelkeit und Heuchelei, dieſe Kinder der Schwachheit, niſten ſich in ihnen feſt. Und einer ſolchen Ordnung der Dinge ſoll man freundlich lächelnd zuſehen und ſich behaglich darin fühlen, während man ſie verabſcheut und dagegen proteſtirt?“

„Meine gute Renata, ſagte Frau von Werden, alle Deine Proteſtationen werden keine andere Wirkung haben, als Dich, trotz Deines Verſtandes und Deines vortreflichen Charakters, für die Geſellſchaft unbrauchbar zu machen. Wenn man auf ſie wirken will, muß man geſchmeidig ſein, und Du .... biſt ſtarr.“

„Ja, ſagte Renata mit einem unbeſchreiblich traurigen Lächeln, ja, es iſt wahr, ich bin ſtarr! ich bin's geworden

um feſt ſein zu können. Ich ſtelle mich nicht beſſer dar, als ich wirklich bin.“

„Gewiß nicht! betheuerte Frau von Werden ganz gerührt. Im Gegentheil! weniger gut; denn die Starrheit iſt nur ein Panzer um Dein ſchönes Herz.“

„Ich muß ihn tragen, entgegnete Renata wieder mit kalter Gelaſſenheit, es fliegen allzuviel vergiftete Pfeile in dieſer Atmoſphäre.“

„Sie hören es! wandte Frau von Werden ſich an Cecil; meine liebenswürdige Schwägerin bewegt ſich zwiſchen uns wie zwiſchen Peſtkranken, deren Anſteckung ſie fürchtet. Was fangen wir an, um ſie über den Geſundheitszuſtand unſerer Seelen zu beruhigen?“

„Wir könnten z. B. verſuchen aufrichtig zu ſein, erwiderte Cecil in demſelben ſcherzenden Ton, und bekennen, daß der Zuſtand der Geſellſchaft ein ziemlich verdorbener, weil ein künſtlich complizirter iſt; ein impoſantes, aber leckes Schiff, deſſen Polarſtern der Genuß, deſſen Steuer der Schein, und deſſen günſtiger Wind die Eitelkeit iſt.“

„Nun Renata, biſt Du mit dem Jünger zufrieden?“ fragte Frau von Werden.

„Mit nichten, antwortete Renata kühl, denn Herr Forſter ſcherzt, und mir iſt es Ernſt. Übrigens liegt mir auch nichts an Proſelyten! ich will meines Weges gehen, ſo wahrhaft und einfach wie möglich; aber es thut nichts, wenn ich auch ganz allein gehe.“

„Gnädige Gräfin, fragte Cecil ein wenig ſpöttiſch, werden Sie mich nicht für einen peſtkranken Geſellſchaftsmenſchen halten, wenn ich mir Ihnen gegenüber einen Vergleich erlaube?“

„Immerhin! erwiderte ſie lächelnd, ein wenig mehr oder minder — darauf kommt nichts an.“

„Nun denn, ſo erlaube ich mir Ihnen zu ſagen, daß Sie ein Engel ſind“ . . . . —

„Mit dem Flammenſchwert aus dem Paradieſe der Geſellſchaft verjagend — nicht wahr?“ rief Renata beluſtigt.

„Jener Engel, fuhr Cecil fort, der alle Vollkommenheit und Gottähnlichkeit beſaß, aber durch Stolz aus dem Himmel fiel. Sie ſind ſo ſtolz, daß Sie einſam bleiben wollen, um immer auf uns aus Ihrer Höhe herabzuſehen.“

Renata ſchwieg. Frau von Werden freute ſich in der Stille, daß Cecil auf dieſe Weiſe das Geſpräch beendet hatte, machte ihm noch ein Paar gleichgültige Fragen über andre Gegenſtände, und der Abend war beendet.

Sie iſt wirklich allzu übermüthig, ſprach Cecil zu ſich ſelbſt, in Bezug auf Renata. Reinheit der Geſinnung, Adel der Seele, Tadelloſigkeit des Wandels ſind ganz vortrefliche Dinge; aber ſie müſſen der natürliche Schritt des Menſchen, nicht ſein Stelzenſchritt ſein, wenn wir uns an ihnen erfreuen ſollen. Doch intereſſant iſt ſie ganz ungemein: trotz dieſer Starrheit, vielleicht durch ſie; — denn dadurch iſt ſie geſchützt vor der gebrechlichen Weichheit, der ſchlaffen Empfänglichkeit, der matten Bedürftigkeit der Frauen, die uns eine fürchterliche Laſt werden kann, obgleich unſre Eigenliebe uns zuflüſtern mögte, wir wären ſtark genug, um ſie und uns ſelbſt zu ſtützen und zu tragen. Es mag ſchön ſein, mit gleichem Schritt und Hand in Hand mit einem Weibe zu gehen.

Und ſo hatte er denn Renata zwar mit dem vermeſſenen Engel Lucifer verglichen, wenn er die Schattenſeiten ihres

Characters ins Auge faßte; blieb es aber an der Sonnenseite hangen, so verwandelte sie sich in den andern Lucifer, den Morgenstern, den Träger des Lichts, und diese beiden Vorstellungen kämpften in seiner Seele. Sie war die erste Frau, von der er nicht glaubte, sie mit einem Blick übersehen zu können.

Renata blieb sich gleich gegen ihn und gegen Alle. Ob er sie guter oder böser Engel nannte — es hatte keinen Einfluß auf sie. Wol mogte er sich damit heimlich geschmeichelt, wol still gehoft haben, sie nachgiebiger, fügsamer zu finden. Sie war es nicht. Sie schien Beistimmung weder zu verlangen noch zu bedürfen. Sie war so ganz aus einem Guß, daß sie Beistimmung und Widerspruch nicht einmal recht bemerkte. Er bekam einen unwillkürlichen Respect vor dieser Unabhängigkeit, obgleich sie seinem Wesen schnurstracks entgegen stand. Er that immer Etwas für Etwas, und sie that Alles — für Nichts. Wenigstens gewahrte er nicht die geringste äußere Befriedigung, nicht den geringsten Anschein von Glück in ihrem Leben. Sie war und blieb von melancholischer Indolenz für das allgemeine Treiben; ward sie aber dazu veranlaßt es zu fixiren und zu beurtheilen, so geschah es nach alter Weise, traurig, ernst, mit eiserner Ruhe.

Er sagte einmal scherzend zu Renata, sie imponire ihm ganz unerhört durch ihre Minerva-Haltung; und in dem Scherz lag mehr Ernst, als er es sich selbst eingestand. Nicht um die Welt hätte er vor ihr eine zweideutige Gesinnung aussprechen mögen. Er gedachte der Frauen, die er geliebt hatte! Ach, bei denen, seufzte er, brauchte ja von einer allgemein menschlichen Gesinnung gar nicht die Rede

zu ſein, nur von Liebe und von zärtlichen Gefühlen für ſie, und daher ging mir jene, ihnen gegenüber, gänzlich verloren. Zwiſchen ihnen und Renata war kein Vergleich möglich. Er gedachte ſeiner Pflegemutter. Die hatte allerdings Einfluß auf ihn, aber den mütterlichen, der mit tröſtlichem Rath, mit freundlicher Ermahnung, mit ſorgendem Ernſt und mit unerſchöpflich nachſichtsvoller Zärtlichkeit alle Wege des Kindes verfolgt und beobachtet, und dadurch dem Vertrauen entgegen kommt. Durch Alles was ihr Herz für ihn that und war, erſchloß ſie das ſeine, und ſobald ein Herz ſich öfnet iſt es bereit, wie der Erdboden im Frühling, nachdem der Froſt verſchwunden, ein Samenkorn aufzunehmen. Dieſer Einfluß war alſo ſehr erklärlich. Wie aber Renata dazu kam, die, ohne das geringſte Intereſſe für ihn zu äußern, nicht ſowol ſeinen Anſichten und Grundſätzen, als vielmehr ſeinem ganzen Leben widerſprach, und die ihm dennoch dermaßen imponirte, daß er ſich im Herzensgrunde ihr gegenüber ſchämte, ein alltäglicher Menſch zu ſein; — ja, wie es ihm überhaupt nur einfiel, wenn er ſie ſah, hörte, an ſie dachte, daß er ein alltäglicher Menſch ſei: das wollte er gern ergründen, und er begann ihr ganzes Sein zu ſkelettiren.

Er hatte für Nandine die unentwickelte Empfindung gehabt, welche in allen jungen Seelen Liebe heißt, und welche nichts weiter iſt, als die in jedem Menſchen erwachende Sehnſucht, gemeinſchaftlich mit einem andern Weſen von dem Glück der Erde Beſitz zu nehmen und auf ihr Hütten zu bauen. Für Diane hatte er ein zu oberflächliches Liebesverlangen gehabt, um es Neigung nennen zu können; und für Fiamma freilich eine heiße Leidenſchaft, die aber nur

einer Richtung des Weſens entſprach, und daher erloſch, als er ſich an deren Ziel ſah. Seitdem hatte er wol einer oder der andern Frau gehuldigt, doch ohne Neigung, ohne Leidenſchaft, wie man das in der Geſellſchaft zuweilen aus heller Langerweile thut, um die Öde, welche aus einem gänzlichen Mangel an Intereſſe entſpringt, durch die künſtliche Blume eines abſichtlich gemachten zu erheitern. Dominirt eine Frau durch Schönheit, Geiſt, Reichthum, Elegance, oder ſonſt etwas in der Geſellſchaft, und hat ſie Freude an Ausbreitung und Übung ihrer Herrſchaft, ſo darf ſie eines Kreiſes von Unterthanen gewiß ſein — für einen Winter. Aus dieſem Kreiſe heraus und einen halben, einen ganzen Schritt ihr näher zu treten, iſt das Bemühen Einzelner, bis der Frühling, oder eine andre Mode, oder eine neue Erſcheinung den ganzen Kreis zerſprengt. Hohl und unerquicklich iſt ein ſolches Treiben; dennoch begegnet man ihm ſehr allgemein, als einem Gemiſch von Langerweile und Eitelkeit, dem beide Geſchlechter unterworfen ſind, während zuweilen von Seiten der Frauen ein drittes Ingrediens hinzukommt: nämlich das Bedürfniß, dem Herzen ein unterhaltendes Spiel in beſtändiger Bereitſchaft zu halten, damit es nicht in den Ernſt einer großen Liebe, einer tiefen Leidenſchaft verfalle. Schaumgold und Rauſchgold, aber keine Goldbarren, braucht man in der Geſellſchaft.

Nun ſah Cecil ſehr deutlich, daß Renata durchaus nicht in der Geſellſchaft dominirte. Zur Herrſchaft, und zu jeder, welcher Art ſie ſei, gehört es daß der Herrſcher Ketten trage — die Ketten ſeiner Verpflichtungen. Mit dem Glanz oder Glück ſeiner Stellung, hat er auch deren Beſchwerden und Bitterkeiten übernommen. Das bleibt ſich gleich, möge er

herrſchen in einem Kaiſerthum oder in einem Hauſe, in in einem Herzen oder in einem Salon. Man nennt die Ketten leicht, wenn der Wille ſie zu tragen dem Müſſen entgegenkommt. Leugnen kann ſie Niemand. Aber Niemand war weniger dazu geeignet ſie zu tragen, als Renata, die ihren eigenen Geſchmack, ihre eigene Meinung, ihre eigenen Moden, und hauptſächlich eine Eigenſchaft hatte, welche ſie vollkommen untauglich dafür machte: ſie war gleichgültig für Äußerlichkeiten der Erſcheinung, der Toilette, der Darſtellung. Sie bewohnte bei ihrer Schwägerin zwei kleine Zimmer, ſie hatte außer ihrer Kammerjungfer keine Dienſtboten bei ſich, ſie war in Trauer gekleidet, man wußte nicht, ob ſie ein immenſes Vermögen oder eine unbedeutende Rente habe, ſie ſprach wenig, ſie lobte und tadelte nicht nach fremden Regeln, ſie ſagte unumwunden ihre Meinung, ſie hatte ein göttliches Talent und verbat ſich kühl und beſtimmt die Bewunderung; — wie hätte ſie im Salon dominiren ſollen?

Nein! auf dem Grund und Boden iſt ihr Einfluß auf mich nicht entſprungen, ſprach Cecil zu ſich ſelbſt; ob ſie vielleicht ſchön iſt? — — Er betrachtete ſie ſo aufmerkſam, als ſei ſie ein Bild von einem berühmten Meiſter, das etwas verbleicht und ſchlecht behandelt iſt, im ungünſtigen Licht hängt und dergleichen, und das man doch gern in der urſprünglichen Schönheit wenigſtens ahnen mögte. Aber ſie war nun einmal nicht ſchön! ſie hatte nicht einmal das, was manche Frau höchſt anmuthig macht; daß ſie in Augenblicken der Lebhaftigkeit und der Anregung durch Mienenſpiel, Wechſel des Colorits, Beweglichkeit der Züge ſchön ausſieht. Sie hatte nicht die feine, faſt überreizte Organi-

ſation, aus welcher dieſe Art von Schönheit erblüht. Sie war ſehr mager, dadurch traten ihre Züge ſcharf hervor, und ſie entbehrte der Regelmäßigkeit, welche in einem Frauenantlitz mit ihrer Härte verſöhnt. Die Augen, die man unwillkürlich zuerſt ſucht, waren ſanft und groß, aber faſt immer von ſchweren, müden, röthlichen Augenliedern zugedeckt. Der Mund war ſehr groß und ohne Lieblichkeit, denn er verſchloß eine Welt von Gram. Die Schönheiten zweiter Ordnung, das Haar, der Teint, die Zähne, — nichts war ausgezeichnet; und wenn Cecil faſt erſchrocken zu dem Reſultat kam: ſie iſt häßlich! wie geht es denn nur zu, daß ſie intereſſant ausſieht? — ſo blieb ſein Auge auf ihrer Stirn ruhen, die mit wundervoller, feſter, klarer Ruhe dem ganzen Antlitz einen geiſtig hohen Ausdruck gab. Wie Mondenlicht über einer Ruine! ſprach er zu ſich ſelbſt und belächelte dann ſeinen ſentimentalen Vergleich.

Aber die geiſtige Hoheit ihres Weſens war es eben die ihm imponirte. Sie hatte nie etwas Gemeines gethan oder gedacht. Das iſt das Allerſeltenſte, was ein Menſch von ſich ſagen darf, und eben darum dasjenige, was er am allerliebſten von ſich ſagen mögte.

Aus all den Prüfungen, Zergliederungen und Beobachtungen, von dieſem Probirſtein der Ächtheit, aus dieſem Schmelztiegel der Reinheit, kam Renata genau wieder ſo zum Vorſchein, wie ſie geweſen war, und das führte Cecil zu dem Schluß, daß er ihres Gleichen noch nicht begegnet ſei. Nur fand er ſie nicht mehr, wie er ſie Anfangs gefunden, originel, fremdartig, überraſchend; ſie war einzig! und dies Bewußtſein ihrer Einzigkeit offenbarte ſich in ſeiner Seele, wie die Entdeckung eines Kryſtalls im Felſen:

es wurde Licht in ihm. Dieſer Menſch, der ſein halbes Leben an äußern Erfolg verſchwendet hatte, ſehnte ſich darnach, die andre Hälfte an eine Frau zu verſchwenden, die nichts von dem Allen war und hatte, was ihm bisher als das Wünſchenswertheſte und Köſtlichſte erſchienen war. Das geſchah nicht plötzlich. Er ſah ſie zweimal und beim dritten Mal verwandelt. Es gingen ein Paar Monate darüber hin, in denen er ſie Anfangs mit Neugier und Erſtaunen, dann mit Theilnahme und Bewunderung aufmerkſam und ſtreng beobachtete, und dabei ereignete ſich was ſich bei manchen Studien ergiebt. Zieht die Aſtronomie, die Mathematik, die Pflanzenkunde, den Geiſt vom weltlichen Treiben zurück, indem ſie in ihm ein Intereſſe erweckt, das unabhängig vom Verkehr mit den Menſchen iſt; übt ſie einen ſtärkenden, beſchwichtigenden, lindernden Einfluß, indem ſie ihn zu tieferer Erkenntniß und zu klarerer Anſchauung führt, ſo daß die ernſten und reinen Gedanken allmälig die leichtſinnigen und thörichten verdrängen; — wie ſollte es nicht ähnlichen Erfolg haben, wenn man ſich mit der Menſchenſeele beſchäftigt, die complizirter als das Geſtirn, unberechenbarer als ein mathematiſcher Satz, vielſeitiger als die Pflanzenwelt — und über das Alles unſers Gleichen iſt, und mit dieſer letzten Eigenſchaft die myſteriöſe Kraft der Attraction beſitzt! — In andrer Stimmung, zu andrer Zeit, mögte Cecil kaum Muße für ſeine Beobachtung gefunden haben. Beſchäftigt ſich Bahn zu machen oder einen Punkt zu erreichen, oder ein Hinderniß zu überwinden, wäre er zu ſehr von ſich ſelbſt und ſeinen eignen Beſtrebungen erfüllt geweſen, um eine Erſcheinung ſonderlich zu beachten, die ihm nicht ausdrücklich für ſeine Zwecke förderlich ſchien.

Aber jezt? — was gab es denn zu gewinnen — als Geduld? und zu beseitigen — als Langeweile? Mit all' seinen Berechnungen und Anstrengungen hatte er so kleine Schritte vorwärts gethan, daß ihm sein vorliegender Weg keinen Reiz bot. Doch seine Natur veränderte sich nicht, sondern nur der Gegenstand ihrer Bestrebungen. Was ihm das Köstlichste schien, der Schlußstein im Gebäude des Glücks, sollte ihm zu Theil werden. Von der Liebe der Frauen hielt er nicht viel. Die Liebe macht sie nur schwach, sprach er im Hinblick auf Diane und Fiamma; und wenn nicht das, so werden sie von ihr zerbrochen, wie meine arme Nandine, oder grauenhaft zerstört, wie die unglückselige Louise Müller. Aber Achtung und Vertrauen einer Renata zu erwerben; für sie etwas Andres zu sein, mehr zu sein, als eine Salonfigur: dieser Wunsch ward nach und nach so mächtig in ihm, daß er sich selbst die Versicherung gab, er solle erfüllt werden.

Nur hatte es bis jezt diesen Anschein nicht! er durfte sich keiner Bevorzugung von ihr schmeicheln. Sprach sie mehr mit ihm als mit Anderen, so war das sehr natürlich, weil er die Saiten zu berühren suchte, die ihr zusagten. Sah sie ihn mehr als Andere, so war das noch natürlicher, weil er als Hausfreund bei Frau von Werden aus und ein ging. Es traf sich oftmals während des Carnevals, daß er den Abend allein mit den beiden Damen zubrachte, weil sie die großen Soireen nicht besuchten und weil er sie vergaß, oder absichtlich versäumte. Renata mußte wol aufmerksam auf Cecil werden. Sie sagte eines Tages zu ihrer Schwägerin:

„Liebe Charlotte, macht Forster Dir den Hof?"

„En tout bien tout honneur, entgegnete Frau von Werden, thut er das auf immer gleiche Weiſe ſeit mehr als zwei Jahren. Als er herkam, war Adolfine noch nicht verheirathet, und es war munterer bei mir als jezt; da hat er ſich zu uns gewöhnt, und es iſt mir angenehm, daß es ſo geblieben iſt.“

„Und mir iſt's angenehm, wenn es immer ſo geweſen iſt, erwiderte Renata; ich dachte ſchon, er käme vielleicht meinetwegen ſo häufig.“

Charlotte ſah Renata mit ungeheucheltem Erſtaunen an und rief: „Du biſt eine merkwürdige Perſon, daß Du ſo gradezu Deine Gedanken ausſprichſt, beſonders“ . . . . —

„Ich mögte Dir daſſelbe ſagen, weil Du es nicht thuſt,“ ſprach Renata lächelnd, als Frau von Werden ſtockte.

„Beſonders, fuhr dieſe ſich ermuthigend fort, wenn dieſe Gedanken Dich in einem . . . . ungewöhnlichen Licht erſcheinen laſſen.“

„Sprich ſeltſam ſtatt ungewöhnlich, ſo wirſt Du Deine Meinung beſtimmter ausgedrückt haben, entgegnete Renata, denn Du findeſt es höchſt ſeltſam, daß ich etwas vorausſetze, was man kaum ſich ſelbſt, geſchweige Andern, eingeſteht.“

„Ich bekenne Dir, ſagte Frau von Werden, daß es mir wie eitle Schwäche vorkommt, in den geringſten Aufmerkſamkeiten eines Mannes eine keimende Leidenſchaft zu fürchten, und daß ich es ein wenig lächerlich finde, ſich gegen ein Sturmlaufen zu ſichern, das niemals ſtatt findet.“

„Gut! ſagte Renata gelaſſen, das iſt mir lieb zu hören. Es iſt ja kein Grund, daß ich in Trauer und nicht ſonderlich hübſch bin, damit ſich Niemand ein wenig in mich

verliebe; denn ich bin eine junge Wittwe, und das iſt nun einmal in den Augen der Männer etwas, das ſie intereſſant finden.“

„Aber denkſt Du denn an gefallen und lieben?“ rief Frau von Werden um Vieles erſtaunter.

„Nein! und eben deshalb wünſchte ich, daß auch kein Mann in Bezug auf mich daran denken möge. Du kennſt Forſter lange, Du haſt ihn nie anders gekannt: das wollt' ich wiſſen! ſonſt nichts.“

„Lieber Engel, wie es in ſeinen oder in irgend eines Mannes Herzenstiefen ausſieht, das weiß ich nicht! und es ſcheint mir höchſt überflüſſig darum beſorgt zu ſein. Du biſt wirklich allzuſehr auf Deiner Hut.“

„Weil ich nicht Luſt habe es zu ſein, darum wüßte ich gern die Wahrheit,“ ſagte Renata.

Frau von Werden dachte bei ſich ſelbſt, daß ihre ſtolze kühle Schwägerin dennoch nicht über die kleinliche Eitelkeit erhaben ſei, im intimen Umgang in jedem Mann einen Anbeter zu gewahren. Aber Renata folgte nur dem Inſtinct, welcher der Seele ſicher offenbart, wenn eine andre Seele ſich ihr zuneigt. Sie dachte jedoch zu wenig an Cecil, um ihn genau zu beobachten. Eine Vermuthung wie die eben geäußerte ſtieg in ihr auf, wenn er grade dort geweſen war, und hernach hing ſie wieder ihren gewohnten Gedanken nach. In der erſten Zeit nach dem Tode ihres Mannes brütete eine dumpfe Apathie auf ihr. Sie fühlte ſich vernichtet. Es war aus und vorbei mit dem Leben! Hofnung, Wunſch, Sehnſucht waren nicht todt, ſondern ſchlimmer als das: ſcheintodt und begraben. Sie lag in Seelenohnmacht, und hatte nicht die Kraft Schmerz zu empfinden. Je mehr ſie

erwachte, je deutlicher ſie gewahrte, daß es nicht zu Ende ſei mit dem Leben, daß ſie elender und ſchmerzenreicher ſei denn je, um deſto gewaltiger wurde ihre bewußte Trauer. Zum erſten Mal in ihrem Leben war eine Laſt von ihren Schultern genommen, athmete ſie frei auf: und dieſe Freiheitsgewißheit, nach der ſie ſich geſehnt, um die ſie zu Gott gebetet hatte wie um die ewige Seligkeit, war ihr nicht etwa nur gleichgültig geworden, ſondern die Umſtände machten ſie ihr gar verhaßt.

Da erhielt ſie eines Morgens einen Brief, deſſen Anblick ihr Blut langſam, langſam und eiskalt durch die Adern zum Herzen kriechen machte. Ich will aber keine Briefe mehr! ſagte ſie laut und tonlos zu ſich ſelbſt. Sie legte ihn vor ſich hin um zu verſuchen, ob ſie ſich an den Anblick gewöhnen könne, und die Handſchrift erpreßte ihr heiße Thränen. Die Hand, welche dieſe Adreſſe machte, hat Luſt gehabt zu zittern, und um das zu verbergen, hatte ſie die Züge mit gewaltſamer Härte auf's Papier geworfen. Wie mußte Er gelitten haben, als ſeine Hand ſo zitterte! Überwältigt von Mitleid wollte ſie ſich dem gleichen Schmerz nicht entziehen. Sie erbrach den Brief; er war aus Prag und lautete:

„Nun Renata? ſind wir jezt elend genug? hat Ihr ſtar„res Herz uns nicht jezt unglückſelig gemacht? Sie ſind „frei und ich bin es nicht! Sie ſind erlöſ't und ich liege in „Banden! Ihnen gehört die Welt, die Zukunft, das lange „reiche goldne Leben, und mir gehört — meine Frau! Und „das Alles, weil Sie es wollten, weil Sie nicht mehr um „der Liebe willen leiden mogten. Hätten Sie Kraft gehabt, „nur für einige Monate noch auszuharren, wie anders

„wär' es jezt! O Renata! ich haſſe Dich! ich habe nur „noch einen Wunſch: nie wieder von Dir zu hören, nie „Dich zu ſehen, nie Dir zu begegnen; ſondern Dich aus „meinem Herzen, meinem Leben, meiner Erinnerung zu ver„tilgen wie eine feindliche Macht, die mein Daſein ruinirt „hat. Dies iſt mein Abſchied von Dir. Ich bin krank, die „Ärzte ſprechen gefährlich. Ich war in Mailand beim „Schwiegervater, der lange zwiſchen Tod und Leben ſchwan„kend, doch wieder geneſen iſt. Mit der Freude kam ich „hieher zurück, und erfuhr erſt hier, was vor drei Mona„ten geſchehen iſt. So getrennt ſind wir jezt! Die umwäl„zendſten Schickſale treffen uns, und keiner ſagt's dem an„dern. Sie haben es gewollt. Aber ich wollte Ihnen „doch einmal ſagen, daß Ihr Starrſinn mich elend macht.

Emmerich."

Er iſt wahnſinnig, wie eben ein Fieberkranker iſt, ſprach Renata kalt zu ſich ſelbſt, und faltete gelaſſen den Brief zuſammen. Er iſt ungerecht .... wie ein Mann! ſetzte ſie nach einer Pauſe bitter hinzu. Aber die Liebe gewann dennoch die Oberhand über die Kränkung und ihr letzter, alles Andere verwiſchender Gedanke war: O, wenn er nur nicht ſtirbt! möge er leben mir zürnend, gar mich haſſend; .... nur leben laß ihn, o Gott!

Sie verfiel in die fürchterlichſte Angſt, und die ihr um ſo beklemmender wurde, je fremder ſie ihr war. Emmerich war ihr nie anders als ein Unſterblicher vorgekommen, deſſen ſtärkere Natur auch dem Körper eine Stärke giebt, welche ihn unzugänglich für Gebrechlichkeit und Krankheit macht. Nun zagte ſie für ſein Leben; und daß ſie es that, ſchien ihr ein Vorbote ſeines Todes. Der Schmerz ver-

nichtet das beſonnene Urtheil; dadurch giebt er zuweilen dem Blick eine unglaubliche Schärfe der Erkenntniß, aber zuweilen verhüllt er ihn durch den Schleier der Thränen, und die ganze Welt zittert, weil ein Waſſertropfen an unſrer Wimper zitternd hängt. — O nur Einmal, ein einziges Mal noch ihn ſehen! dachte ſie immer und immerfort; dann will ich hinaus in die Welt, in die weiteſte Ferne, will ruhig leben und ruhig ſterben .... aber Einmal zuvor ihn ſehen.

„Charlotte! ſagte ſie zu ihrer Schwägerin, ich muß nun nach Ebernbach zurück. Es wird allmälig Frühling, und ich ſehne mich hinaus.“

„Iſt es möglich! rief Frau von Werden, Du haſt Heimweh nach Deinem finſtern Speſſart und Deiner trüben Einſamkeit? O bleibe hier! ſieh' Dir die Menſchen an, knüpfe neue Verbindungen, verſuche einen friſchen Eintritt in's Leben, das ſo reich und bunt vor Dir liegt. Begrabe Dich nicht bei 26 Jahren in Deinen Erinnerungen, die Dir doch vielleicht nicht für die ganze lange Lebensreiſe genügen werden“ .... —

„O, ich will auch noch in's Leben! nur jezt nicht, und nicht hier. Ich muß jezt einmal einen Athemzug in einer andern Atmoſphäre thun.“

Renata hätte vielleicht ſogleich ihren Vorſatz ausgeführt, wenn nicht andere Ereigniſſe für den Augenblick ihre Theilnahme in Anſpruch genommen hätten. Es war dies das traurige Duel zwiſchen ihrem Bruder Graf Ignaz Adlercron, und Cecils Bruder Sigismund. Ignaz ſchrieb ihr aus Hamburg, ſuchte ihr die Veranlaſſung zum Duel aus ſeiner ebenſo freundſchaftlichen als chevaleresken Ergebenheit für

Tosca zu erklären, und überzeugte Renata nicht im Mindeſten von ſeinem guten Recht. Sie fand es empörend, ſich durch ſolche Gewaltthat zum Ritter einer Frau aufzuwerfen, die unabhängig und ſelbſtändig genug war, um ihre Handlungen vertreten zu können.

Auguſte benachrichtigte Cecil von dem traurigen Ereigniß. Sie ſchrieb ganz aufgelöſ't in Thränen und Betrübniß, und ſagte, daß nur Graf Adlercrons Neid und Mißgunſt dies Duel herbeigeführt, und ſeine vorlaute Einmiſchung die entſetzliche Kataſtrophe bewirkt habe. Sigismunds Verhältniß zu Agathen habe ſich ernſt und gründlich, aber in Frieden aufgelöſ't, und das mit Tosca ſei beinah nur in den letzten Stunden ſeines Lebens ein entſchieden hofnungsvolles geweſen. Dies Alles hatte ihr Tosca ſelbſt einfach und aufrichtig geſchrieben, um der Familie Aufſchluß über das Schickſal zu geben, das Sigismund betroffen habe. Cecil ſchickte dieſen Brief an Frau von Werden mit der Bitte, ihn auch Renaten mitzutheilen, damit ſie nicht allzu unbedingt für das gute Recht ihres Bruders Partei nehmen möge.

„Ignaz hat Unrecht! ſagte Renata, nachdem ſie ſeinen und Auguſtens Brief mehrmals durchleſen und verglichen hatte; Ignaz iſt nicht ehrlich und war es nie. Ich kenne ihn ja! er hat mich ſo wahr gemacht; denn weil er immer krumme Wege ging, und weil mir das verächtlich vorkam, ſo ging ich immer gradeaus. So hielten wir's als Kinder, und ſo wird es auch wol geblieben ſein. Wir liebten uns auch nie! wir waren zwei antipathiſche Naturen, und gleich von Hauſe aus mißfiel es mir fürchterlich, daß er ſich ſo ausſchließend dem kranken Onkel widmete, der ein großes

Vermögen und eine ſchöne junge Frau hatte. Arme Frau! armes, trauerndes, einſames Herz! Nach ſo langen Jahren der treuſten und liebevollſten Pflichterfüllung, als eben die Liebe ein farbloſes Leben zu verklären begann, da kommt ein ſolches unerhörtes Schickſal! Fragt man ſich da nicht ganz unwillkürlich, ob es ein guter Gott ſei, der die Geſchicke lenkt?“

Frau von Werden unterhielt auch ihre Relationen mit dem lieben Gott auf die hergebracht ſchickliche Weiſe, und entgegnete beängſtigt:

„Nur keine Blasphemie, liebſte Renata! auf dergleichen Fragen darf man ſich gar nicht ertappen. Ich betrübe mich aber aufrichtig um unſern armen Forſter, der immer mit bewundernder Liebe und Achtung von dem Bruder ſprach.“

„Wol ihm, daß er es auch jezt über ſeinem Grabe kann! Wenn ein Menſch todt iſt — dann muß es eine Wonne ſein, zu ſeinem Schatten ſprechen zu dürfen: du erſcheinſt mir jezt nicht höher, nicht reiner, als während deines irdiſchen Lebens; nur ſeliger.“

Frau von Werden war leicht gerührt; ſie zerfloß in Thränen. Sie umarmte Renata und rief: „O, Du haſt doch eine himmliſche Seele!“

„Weil ich ſage was Ihr Alle fühlt?“ fragte ſie lächelnd.

„Weil Du es ſo tief und mächtig fühlſt und ausſprichſt, daß es in uns Allen zum Bewußtſein erwacht. — Doch nun will ich ſogleich unſerm armen Forſter ſchreiben; und was ſoll ich ihm denn von Dir ſagen?“

„Grüß ihn, Charlotte! ſag' ihm, wir wollten Freunde bleiben! ſag' ihm, daß in dieſem Fall ſein Leid das traurige und mein Leid das bittere ſei.“

Und Frau von Werden ging und ſchrieb an Cecil einen vier Seiten langen Brief, ſehr freundlich, ſehr theilnehmend, aber dermaßen auf alle traurige Ereigniſſe paſſend, daß er nicht ſonderlich durch ihn erquickt worden wäre, wenn ſie ihm nicht Renatas Äußerungen Wort für Wort mitgetheilt hätte. An ihnen blieben ſeine Gedanken hängen, wie an einem tiefen Troſt.

Wir wollen Freunde bleiben — läßt ſie mir ſagen; ſprach er zu ſich ſelbſt; ſo ſind wir denn folglich ſchon Freunde! ſo wird dies grauenhafte Ereigniß uns alſo näher zu einander führen! — — Und ein Schauer überlief ihn bei dieſer Vorſtellung, die unabweislich in ihm aufſtieg. Ihm war zu Muth, als ziehe er einen Vortheil aus des Bruders Tod; als freue er ſich deſſen; als falle er wieder zurück in den ſtarren Egoismus, welcher im fremden Unheil nur den perſönlichen Vortheil gewahrt. O! rief er, um ſich aus dieſem Gewühl ſtürmiſcher und beklemmender Gedanken zu retten; o wer Renatas Wort verdienen könnte: im Tode nicht höher und reiner zu erſcheinen, als im Leben.

Renata ſchrieb an ihre Mutter und an Ignaz. Es waren ernſte Briefe, aus dem Gebot der kindlichen und geſchwiſterlichen Pflicht hervorgegangen. Ihr Herz ſchlug darin; aber ganz wie in der Geſellſchaft: gleichſam in Feſſeln. Sie ſchickte an Ignaz eine Anweiſung auf eine ziemlich bedeutende Summe, denn als Univerſalerbin ihres verſtorbenen Mannes beſaß ſie ein außerordentlich großes Vermögen.

Es war für ſie eine Zeit heftiger Erſchütterungen, ſo wie ſie uns zuweilen Schlag auf Schlag treffen, ſei es um die brauſende Überfülle der Kräfte zu brechen, ſei es, um

die Seele von der Richtung abzuziehen, welche ſie übermächtig beherrſcht. Von ihrer dritten Schweſter, Gräfin Euſebie Sternfels, liefen beunruhigende Nachrichten ein. Graf Sternfels war Gutsbeſitzer in Mecklenburg, und hatte es mit einem ſehr unbedeutenden Vermögen den reichen Leuten gleich thun wollen, zwiſchen denen er lebte. Obgleich er bereits ſechszig Jahr alt war und zuweilen am Podagra litt, war er dennoch von einer ſo unverwüſtlich guten Laune und ein ſo muntrer Geſellſchafter, daß er ſehr zum Nachtheil ſeiner pecuniären Verhältniſſe höchſt beliebt in einem Kreiſe junger Männer war, deren Vermögen ihnen erlaubte verſchwenderiſche Neigungen zu befriedigen. So lange er unverheirathet war gelang es ihm eher mit ihnen Schritt zu halten; aber ſeine Heirath mit Euſebie Adlercron beſchleunigte ſeinen unvermeidlichen Ruin, indem ſie den ganzen Aufwand einer wunderſchönen, eitlen und unverſtändigen Frau machte. Die Folgen davon kamen jezt zum Ausbruch. Sein Landgut war dermaßen verſchuldet, daß es verkauft werden mußte. Renata wollte mit großmüthiger Uneigennützigkeit ſogleich dazwiſchen treten; aber ihr Geſchäftsführer und Frau von Werden riethen ihr dringend, dem Gang der Dinge ſich nicht entgegen zu ſtellen, weil Graf Sternfels, ſobald er in ſeinen Verhältniſſen bliebe, auch alsbald wieder die gewohnte Lebensweiſe beginnen würde. Nöthigten ihn die Umſtände aus jenem Kreiſe herauszutreten, ſo war es leichter, ihn in einen weniger gefährlichen zu verſetzen; jenes müſſe ſie erſt abwarten, um dann dieſes zu verſuchen.

So iſt das Glück in der Welt beſchaffen — dachte Renata bei ſich ſelbſt. Vier Schweſtern, vier blutarme Mädchen, machten Partien, welche ſich durch brillante Namen

oder große Vermögen auszeichneten. Wie schrie man über unser Glück! wie beneidenswerth fand man die Mutter, der es gelang, ihre Töchter so gut zu verheirathen! wie konnte man gar nicht fertig werden über die armen Geschöpfe sich zu verwundern, für die der Himmel in so eclatanter Weise sorge! Und jezt sind es noch nicht zehn Jahr, seit die Älteste ihr sogenanntes Glück machte, und wie ist es mit ihnen Allen beschaffen? Ja, ich bin reich an Hab' und Gut, aber bettelarm in meinem Herzen. Diane ist ruinirt in der Welt, und wol auch in ihrer Seele. Eusebie weiß nicht, wie sie ihr Kind erziehen und versorgen soll. Florentine? .... ja, Florentine mag glücklich sein in ihrem Isolirungssystem. Auf vier Frauen eine Glückliche! — Ach, das ist am Ende doch noch mehr als die meisten Familien von sich rühmen dürfen! — —

Als Cecil die Trauer um Sigismund anlegte, stiegen all' die bittern und schauerlichen Momente wie Gespenster vor ihm auf, welche er durchlebt hatte, während er die Trauer um Nandinen trug; und unwillkürlich fragte er sich selbst: Welche Schicksale werden mich diesmal ereilen? — Er hätte Lust gehabt, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, und sich streng wissenschaftlichen Studien zu widmen, wenn sein Leben in Glogau und Louise Müller ihn nicht gewarnt hätten vor einer starren Abgeschlossenheit, die den Menschen zwischen seines Gleichen zu einem unheilbringenden Wesen macht. Und überdas: hätte er sich auch abgesperrt und vergraben, dennoch wäre Renata ihm ein gebieterischer und jede Klausstration überwältigender Magnet gewesen.

Als er zum ersten Mal aus, und zu Frau von Werden ging, fand er Renata allein. Der eigne Schmerz machte

ſie ſtill bis dahin; doch das Leid um Andere gab ihr eine wellenſchlagende innere Bewegung, die auf ihr Äußeres überging wie ein warmer ſchmelzender Frühlingshauch. Sie ging ihm lebhaft entgegen, drückte ſeine Hände in den ihren und ſagte:

„Gott iſt über uns Allen! wir wollen nicht richten, nicht zürnen, nicht haſſen! nicht wahr, mein lieber Forſter?“

Daß ſie ihn nicht für ihren Bruder um Verzeihung bat, ſondern ſich gleich auf ſeinen Standpunkt ſtellte, rührte Cecil und er küßte ihre Hände ohne ein Wort zu finden, das ſeinen Empfindungen entſprach.

„Ich hoffe, fuhr Renata fort als er ſchwieg, ich hoffe es erweckt keine peinliche Bitterkeit in Ihnen, daß ich nach alter freundſchaftlicher Weiſe Ihnen gegenüberſtehe.“

In ihrem Ton, in dem Blick ihres großen guten Auges lag ein ſo tiefes und reines Wolwollen, daß Cecil mit innіger Zuverſicht ſagte:

„Ich weiß, Frau Gräfin, daß Sie mir das nicht zutrauen, und ich wünſchte nur, daß Sie eben ſo genau wüßten, was für eine Erquickung Sie mir jezt ſind — und welch' eine Bewunderung Sie mir immer eingeflößt haben.“

„Die Erquickung freut mich herzlich, ſagte Renata, denn ſie iſt das Beſte, was ein Menſch dem andern geben kann. Die Bewunderung laſſ' ich nicht gern gelten; ſie ſteht auf ſchwacher Baſis: auf Ihrer Unbekanntſchaft mit mir.“

„Unbekannt mit Ihnen? Nicht doch, gnädige Gräfin, ich kenne Sie ſehr gut, ſehr genau.“

„Dazu ſollte doch aber wol die Bekanntſchaft mit der Geſchichte meines ganzen innern Lebens erfoderlich ſein,“ entgegnete Renata lächelnd.

„Ich weiß die Geſchichte Ihrer Seele, ſagte Cecil, und die iſt's allein, die mich intereſſirt. Ich weiß, daß Sie von Vielen mißverſtanden und von Vielen unglücklich genannt werden, während Sie Sich mir als eins der glückſeligſten Weſen auf dieſer Welt offenbart haben, weil Sie eins der wahrſten und beſten ſind. Ich weiß daß Ihre Nähe, der Umgang mit Ihnen, ſtärkend wie klare Bergluft auf den Bewohner der matten Ebene, auf mich gewirkt hat. Ich kenne nicht die einzelnen Punkte, nicht die Daten in Ihrem Leben; aber ich kenne deſſen Eſſenz durch die beſtändige Revelation Ihres hohen und lichten Weſens."

Thränen ſtürzten raſch und heiß aus Renatas Augen, als ſie entgegnete: „Gott allein weiß, ob ich ſo glückſelig bin, wie Sie es meinen! Aber wär' ich's auch, ſo wär' ich dennoch nicht glücklich."

„Das hab' ich auch nicht behauptet, gnädige Gräfin. Menſchen wie Sie haben eine andre Beſtimmung als der Welt zu zeigen, wie man breit und gemächlich in ihr glücklich werden kann; und eben jene andere Beſtimmung erfüllen Sie."

„Und würden Sie durch eine ſolche dergeſtalt befriedigt werden, daß keine Sehnſucht nach einem breiten und gemächlichen Glück, wie Sie es nennen, in Ihnen aufſtiege?"

„O, ſagte Cecil, ich bin ein ganz alltäglicher Menſch. Ich meinte wol früher auf beſonders hohen und kühnen Wegen zu einem beſonders herrlichen Ziel zu gelangen und beſonders ſtarke Flügel zu haben. Aber ach! dieſe Flügel! die Erfahrung lähmt ſie, oder der Schmerz bricht ſie, oder die Zeit zerreibt ſie; und das Alles iſt wol ein wenig den meinen widerfahren. Ich habe nicht mehr die Zuverſicht die

man haben muß, um in dem eigenen Leben eine Miſſion zu erkennen, alſo weiß ich nicht, inwiefern dieſe Überzeugung mich befriedigen würde.“

„Aber hätte ich ſie, ſagte Renata lächelnd, ſo würden Sie mir wieder wie einſt vorwerfen: ich ſei Lucifer.“

„Ja! rief Cecil, der Träger des Lichts — das ſind Sie; aber das iſt kein Vorwurf! es war damals nur eine Form, in der allein Sie eine Huldigung gelten ließen, und auch noch jezt verſchmähen Sie meine Bewunderung.“

„Ich bitte Sie, ſagte Renata ſanft, ſparen Sie für das Große und Schöne ſie auf, und dann feiern Sie innerlichſt andächtig, wie ein eleuſiniſches Geheimniß, das Myſterium von der wundervollen Hoheit des menſchlichen Weſens, wenn ein Stral höheren Lichtes es durchleuchtet. Aber mir gebührt das nicht. Ich bin ja höchſtens gut.“

„Allzu demüthig, gnädige Gräfin! rief Cecil etwas ſpöttiſch; Gott iſt ja auch nur gut.“

„Und weiſe! entgegnete Renata gelaſſen. Weiſe bin ich nun ganz und gar nicht, ſonſt wüßte ich längſt, daß man mit Ihnen nicht aufrichtig ſprechen darf. Mich von Ihnen und von Jedermann auf den Götzenaltar Ihrer Adoration wie ein goldnes Kalb legen zu laſſen: das ſchickt ſich! Jedoch zu ſagen, daß ich vielleicht gut bin — das ſchickt ſich nicht; — das ſchickt ſich nicht in Ihren Augen. Den Maßſtab meiner Selbſtſchätzung ſoll ich dem fremden Urtheil, nicht der eigenen Erkenntniß entnehmen. Mein lieber Forſter! in welcher Welt haben Sie denn gelebt, um ſo unbegreiflich unſelbſtändig zu ſein?“

Cecil hatte ſchon manchen Vorwurf hingenommen, doch

dieſer überraſchte ihn über alle Maßen. Als Renata ſein Erſtaunen ſah, rief ſie:

„Nicht doch! ich habe mich falſch ausgedrückt! Sie mögen ſelbſtändig ſein: das bezieht ſich auf das äußere Leben und kommt in ihm zum Vorſchein durch Handlung. Aber Sie ſind unfrei, und das zeigt ſich in der Geſinnung. Hab' ich nun Recht?"

„Ja! ſagte Cecil; hätte ich zehn Jahr mit Ihnen im Speſſart ſtatt in meiner diplomatiſchen Laufbahn gelebt, ſo wär' ich wahrſcheinlich nicht unfrei. Dies beantwortet Ihre Frage."

„Äußerlich ſelbſtändig und innerlich unfrei! ſprach Renata gedankenvoll; bewirkt das nicht einen traurigen Zwieſpalt, weil man ſein Ziel ſehr feſt und entſchieden in's Auge faßt, während man die Mittel von Zufall, Umſtänden, Glück und Geſchicklichkeit abhängen läßt?"

„Ja!" ſagte wiederum Cecil.

„Aber dann haben Sie ja nur einen äußeren und keinen innern Halt! rief Renata; und damit *kann* man nichtswürdig und *muß* man ziemlich unglücklich ſein."

„Ja!" ſagte er abermals.

Renata war erſchüttert durch Bekümmerniß, beängſtigt durch Sorgen, zernagt von Gram. Sie dachte an die tauſend und aber tauſend Menſchen, unter denen ihre Allernächſten waren, denen dieſer erkräftigende innere Halt fehlte. Der melancholiſche Menſch neben ihr, der ſo indolent den ſchmerzlichſten Vorausſetzungen nachgab, erſchien ihr wie jener Aller Organ. Sie erhob ſich langſam und ging auf und nieder im Zimmer. Es lag ihr eine Welt von Leid auf dem Herzen.

„Ja, Du gehſt zerſchmetternd auf den Grund der Dinge!“ ſagte Cecil und erſchrack, weil er ganz laut geſagt zu haben glaubte, was nur ein Selbſtgeſpräch geweſen war.

„Muſik wird uns wolthun in dieſer ſchweren Stimmung,“ ſagte Renata nach einer langen ungeſtörten Pauſe mit bebender Stimme, und ohne Cecils Antwort zu erwarten ſetzte ſie ſich an den Flügel.

Vielleicht war nie ein glühenderes Gebet in Tönen und ohne Worte zum Himmel geſandt. Die Gewißheit einer unendlichen Herrlichkeit ſprach ſich mit feurigem Glauben, mit freudiger Liebe darin aus; und daneben zitterte die demüthige Bitte, aufgenommen zu werden in dieſem himmliſchen Reich. Es klang wie ein ewiges Jubellied vom Himmel herab, und wie ein ewiger Klageſang zu ihm empor; aber die Klage war ohne Verzweiflung und der Jubel ohne Triumph. Es war eben eine Sprache der Seligen; eine Sprache, wie Renata ſie mit reineren Geiſtern zu führen ſchien. Dabei wurde ihr Auge größer und weiter, ihr Blick tiefer, ihre Stirn klarer. Cecil, der aufgeſtanden und dem Flügel näher getreten war, zitterte vom Scheitel zur Sohle; wie eine Sybilla kam ſie ihm vor, ſchöner, mächtiger, unwiderſtehlicher, als er je ein Weib geſehen oder geträumt.

„O meine Heilige, ſagte er, bei Dir hab' ich dennoch Frieden, und wenn Du mir auch das nie gebrochene Herz zerbrichſt.“

Er hatte nicht geweint über des Bruders Tod, kaum an Nandinens Grab. Jezt weinte er, aber wie ihm ſchien, über ſein eigenes Leben. Als die ungewohnten Thränen ſich

wirklich ſchwer von ſeinen Wimpern löſ'ten, legte er ſanft die Hand auf Renätas und bat:

„Laſſen Sie es genug ſein! Sie verſetzen mich in eine Sphäre in der ich nicht heimiſch bin, und wo ich mir wie ein Ausgeſtoßner vorkomme, denn Sie ſind dort .... nicht mit mir! und was hilft es mir dann, daß ich Ihnen nachſtrebe?"

Renata verſtand ihn nicht. Ihre unterbrochenen Melodien rauſchten ihr noch durch die Seele, und von ihnen erfüllt ſagte ſie nachdenklich:

„Ja, ſo iſt's! immer wird man geſtört in himmliſchen Anſtrebungen! Auch ich muß in die Qualen der Welt zurück."

Sie ſtand auf und ſagte zu Cecil: „Es iſt doch ſchön, daß in allen natürlichen warmen Empfindungen ein Band liegt, welches die Menſchen zuſammen führt und näher bringt in einer Stunde, als es ſonſt in Tagen und Wochen geſchieht. Mir iſt, als hätte ich durch die gemeinſame Trauer um die Brüder in Ihnen einen Freund gefunden, und ich danke Ihnen aus voller Seele, daß Sie ſo ganz ohne Bitterkeit für mich ſind."

Cecil küßte ſchweigend ihre Hand. Es that ihm weh, daß ſie ihn ſo gar nicht verſtehen konnte oder wollte. Dazu ſah ſie ſo unbeſchreiblich gut und vertrauenerweckend aus, daß ihm zu Muth war, als müſſe er ſie um ihre Liebe bitten, wie man Gott um eine gute Gabe bittet, und hätte nicht Frau von Werden durch ihre Heimkehr das Zwiegeſpräch beendet und Cecil in die geſellſchaftliche Welt zurückverſetzt, ſo mögte es ihm unmöglich geworden ſein, dieſe Bitte zu unterdrücken. Dafür wurde es ihm jezt ſehr leicht, und

ſchnell hatte ſich die Sancta Renata wieder in die Gräfin Dobenegg verwandelt, mit der man gelaſſen, klug und mäßig theilnehmend umzugehen habe, um keinen Verſtoß zu begehen. Wie ein Nachtwandler kam Cecil ſich vor, der auf ſeltſamen und gefährlichen Wegen zum Monde unwiderſtehlich aufſtrebt und plötzlich erwacht, mit kaltem Waſſer übergoſſen. Frau von Werden hatte keine Ahnung von der Wirkung, die all' ihre Freundlichkeiten auf ihn machten. Sie ſelbſt ſprach ſich damit das Herz zugleich warm und leicht, und hatte alſo dadurch ein befriedigendes Gefühl; wie hätte ſie vorausſetzen können, daß es vollkommen einſeitig ſei, und daß in einem Blick Renatas mehr Troſt, weil mehr Wahrheit, lag.

„Jezt reiſe ich aber; ſprach Renata zu Frau von Werden, als die Schwägerinnen allein waren. Dieſe Ereigniſſe mahnen mich, daß es ſchnell vorbei iſt mit dem menſchlichen Leben, und daß ich mein irdiſches Haus beſtellen muß. Ich gehe nach Ebernbach und mache mein Teſtament."

„Nicht dieſe finſteren Gedanken!" bat Charlotte.

„Sie ſind hell, denn ſie ſtiften Ordnung für den Fall meines Todes, damit Du, Deine Tochter, meine Geſchwiſter, damit Ihr Alle findet möget, was Euch gebührt, und ohne Zwietracht und Unruh."

„Dieſe Teſtamentsverfügungen, wo Jemand ſich bei lebendigem Leibe wie eine Leiche behandelt, ſind mir ein Greuel!" rief Frau von Werden.

„Ich liebe die Ordnung in allen Dingen, entgegnete Renata. Da ich aber eben ſo gut heirathen und Kinder haben, als ſterben kann, ſo betrachte ſie nicht, ich bitte Dich, als eine Vorahnung meines Todes" . . . . —

„Wirklich? Du sprichst von Heirath, von Kindern? unterbrach Charlotte ganz verwundert; das freut mich.“

„Wer kennt die Zukunft! ich weiß ja gar nicht, ob meine gegenwärtige Freiheit mir läſtig oder lieb iſt. Ich muß das Leben verſuchen, und vor Allem eine Pflicht erfüllen, indem ich Euſebien zu helfen trachte. Erſt nach Ebernbach, und dann zu ihr.“

„Um's Himmelswillen nicht! rief Charlotte. Hilf ihr, thue für ſie, für Mann und Kind, was Du willſt, was Du kannſt; aber gieb Dich ihr nicht ganz hin. Ihr kennt Euch ſo wenig, Ihr Geſchwiſter alle! Blutsverwandtſchaft iſt zwiſchen Euch, ob Seelenverwandtſchaft — wißt Ihr ſelbſt nicht! In früheſter Jugend, unentwickelt, ſeid Ihr aus der Heimat und in alle Welt gegangen, habt Euch nie oder höchſt ſelten wiedergeſehen! Wenn Du jezt, in einem ſo entſcheidenden Augenblick zu Euſebien gehſt, ſo kannſt Du nicht voraus berechnen, wie ſehr ſie Dich in Anſpruch nehmen wird“ . . . . —

„Das heißt, liebe Charlotte, wie ſehr ſie meiner bedürfen mag, und eben darum geh' ich zu ihr. Für Diane konnte ich, meiner Geſinnung nach, nichts thun. Ich habe ſie fallen laſſen, weil ſie ſich ſelbſt fallen ließ. Doch Euſebie wird nur durch äußere Unfälle, an denen ſie ſelbſt nicht Schuld ſein mag, heimgeſucht; hat ſich nicht erniedrigt, nicht ihre Pflicht vergeſſen: wie dürfte ich zaudern, ihr tröſtend zur Seite zu ſtehen!“

Als Frau von Werden Renata unerſchütterlich fand, wünſchte ſie ihr ſeufzend, daß ſie ihren Entſchluß nie bereuen möge. Darauf ließ Renata ihren Wagen packen, und noch am nämlichen Abend, nach einem herzlichen Ab-

ſchied von Charlotte, fuhr ſie durch die kühle Mondnacht auf der Straße von Aſchaffenburg und darüber hinaus tiefer in den Speſſart, nach dem ſchönen einſamen Ebernbach.

„Sie iſt fort!“ ſagte Frau von Werden am andern Morgen ganz niedergeſchlagen zu Cecil.

„Nein!“ erwiderte er ungläubig und beängſtigt.

„Meine Schwägerin iſt fort nach Ebernbach,“ wiederholte Frau von Werden, als müſſe ſie ſich beſtimmter ausdrücken, um beſſer verſtanden zu werden.

Cecil wurde leichenblaß. Ihm fehlte die Erde unter den Füßen. Er ſtand der Frau von Werden grade gegenüber an einen Blumentiſch gelehnt. Ein Flor ſank ihm über die Augen. Er antwortete nicht.

Frau von Werden ſah ihn erſt befremdet, dann mitleidig an, ſtand auf, ſchob ihm einen Stuhl hin und ſagte mehr zu ſich ſelbſt als zu ihm:

„Sie hatte alſo doch Recht, und iſt wol deshalb gegangen.“

„Weshalb?“ fragte Cecil ton- und gedankenlos.

„Weil ſie ahnte, was ich ſehe.“

„Nicht doch, gnädige Frau, entgegnete er allmälig zur Beſinnung kommend; ſie ahnte nichts, was mich betrift, konnte nichts ahnen. Glauben Sie mir, zu ihren Entſchlüſſen hab' ich nicht eines Sandkorns Gewicht beigetragen.“

„Das können Sie nicht wiſſen, erwiderte Frau von Werden tröſtend. Sie hat ein durchdringend ſcharfes Auge. Sie mag abgereiſ't ſein um .... Sie zu vermeiden“ .... —

„O nicht doch, gnädige Frau! rief Cecil mit bitterm Spott; da erweiſen Sie mir zu viel Ehre.“

„Hat Sie Ihnen einen andern Grund gesagt? mir kamen die, welche sie vorbrachte, von Testament machen und ihre Schwester besuchen, so unhaltbar vor, daß ich nicht geneigt bin, den meinen aufzugeben;“ sagte Frau von Werden mehr um Cecil zu beschwichtigen, als aus Überzeugung.

„Ich bin nie zudringlich gewesen, entgegnete er, weshalb sollte sie mich meiden wollen?“

Frau von Werden wollte nicht zu weit gehen mit ihren Tröstungen, weder sich und Renata compromittiren, noch auch Cecil jede Hofnung rauben, da doch Renata ganz ausdrücklich von der Möglichkeit einer zweiten Ehe gesprochen hatte. Darum antwortete sie entschlossen:

„Dergleichen Fragen müssen Sie selbst Sich beantworten. Genug, Renata ist nach Ebernbach.“

„Und was macht sie da, so traurig, so ganz allein?“

„Sie hat bei Lebzeiten meines armen Bruders alle Geschäfte mit wundervoller Umsicht und Pünktlichkeit besorgt, und ist mit praktischer Einsicht der Verwaltung der weitläuftigen Herrschaft und des großen Vermögens vorgestanden. Sie wird es auch ferner thun, denn es ist ihr Eigenthum.“

„Wirklich! rief Cecil mit unglaublicher Bitterkeit; so hat sie sich also wirklich für den Mammon verkauft!“

„Das nennen Sie sich für den Mammon verkaufen, sprach Frau von Werden überraschend lebhaft, wenn ein blutjunges, im strengen Gehorsam aufgewachsenes Mädchen mit himmlischer Resignation und mit heiliger Barmherzigkeit die Pflicht übernimmt und ausführt, die ein fremder Wille ihr auflegt. Schämen Sie Sich, schäme sich der, der

Ihnen dergleichen erzählt hat! Aber ich ſehe wol, daß nach den Renata-Seelen nichts ſo ſelten auf der Welt iſt, als Seelen, welche ſie verſtehen.“

Dieſer Ausbruch warmer bewundernder Überzeugung war ein ſolches Labſal für Cecil, daß er ſich faſt beruhigt über ihr Verſchwinden fühlte, und mit freudigſtiller Zuverſicht heimlich zu ſich ſelbſt ſprach: So hätte ich wol Recht, ſie über Alles zu lieben, und ich will es nun auch mit Bewußtſein thun.

Wol that er das; und mit der ganzen Vehemenz ſeines Charakters warf er ſich jezt in die Richtung, die ihm das Leben und die Zukunft in einer bis jezt ungeahnten Herrlichkeit und unverſtandenen Glorie wies. Er dankte der Vorſehung, die ihm ein neues, ſtrebenswerthes Ziel aufgeſteckt. Er erhob ſich aus der Atonie, in welche er durch lange Gleichgültigkeit verſunken war, mit verjüngten Kräften. Die Erſchütterungen und Schmerzen ſeines Lebens, all' die todten, all' die wunden Erinnerungen ſchienen ihm Äquinoctiumſtürme, die den Frühling vorbereiten; ſchwere Morgenträume, aus Phantaſie und Wirklichkeit gewebt, auf die der helle Tag folgt; das Fegefeuer, das die erſte Stufe zum Paradieſe iſt. Er war erſtaunt, dies neue Gefühl in ſich zu entdecken, aber er begrüßte es mit Jubel, denn es hob ihn in eine neue Phaſe der Exiſtenz. Nur war es ihm unerträglich, nichts von Renata zu hören noch zu ſehen. Als ſie da war, mogte wol ein Tag, mogten gar einige Tage vergangen ſein, ohne daß er Frau von Werden beſucht hätte; aber die Gewißheit, Renata zu finden, *wenn* er hinginge, hatte tröſtlich im Hintergrunde geſtanden — wie der Tag voll Nebel und Wolken uns doch nicht an der

Sonne zweifeln läßt. Jezt ergriff ihn die fürchterlichſte Unruh zu wiſſen, was ſie mache, wie ſie lebe, mit wem ſie lebe, womit ſie ihre Tage ausfülle. Er verſuchte dieſe Unruh einer andern Urſache beizumeſſen, der Trauer ſeiner ganzen Familie, dem Schmerz um Sigismund, einem dumpfen Durſt nach Rache. Doch nein! er wollte ſich nicht täuſchen! in dem Schickſal, das Sigismund getroffen, lag Urſach zu aller Betrübniß, doch keine zu dieſer namenloſen Spannung, und er mußte ſich ſelbſt Vorwürfe machen, weil er in ihr auch ſeine Trauer vergaß.

Acht Tage ertrug er dieſen Zuſtand, der ihn in ein Fieber voll Viſionen, Ermattung und Aufregung warf. Gott! dachte er, wenn ich doch urplötzlich als Courier nach Conſtantinopel oder Liſſabon geſchickt werden mögte! — Doch keine Couriere gingen vom ruhigen Bundestag aus. Oder wenn ich eine Arbeit bekommen könnte von der meine Ehre, meine Stellung, meine ganze Exiſtenz abhinge! — Doch ſeine Arbeiten beſchränkten ſich darauf, daß er täglich einige Morgenſtunden in der Kanzlei ſeines Miniſters zubrachte, und dort zuweilen, in Ermangelung anderer Geſchäfte, ſeine Briefe ſchrieb. — Seine eigenen Studien, geſchichtliche, politiſche, publiziſtiſche Lectüre, Überſetzungen aus und in fremde Sprachen ekelten ihn an. Ich habe mehr ſtudirt, als ich in den erſten funfzig Jahren anwenden kann! ſpottete er verdrießlich.

Nun! rief er endlich, es iſt Thorheit, ich weiß es, und ich mache mich am Ende gar lächerlich, aber es thut nichts! ich muß ſie ſehen, Ebernbach kennen, ihre Beſchäftigungen wiſſen, dadurch einen Anknüpfungspunkt für meine Phantaſie erlangen, und dann .... nichts weiter .... vor

der Hand. — Er befahl ſeinem Diener auf alle Nachfragen zu ſagen, daß er unwol ſei und ungeſtört bleiben wolle, und nachdem er bis gegen Mitternacht bei ſeinem Miniſter geweſen war, ritt er ganz allein, auf heimlich beſtellten Poſtpferden, die ihn auf jeder Station erwarteten, nach Ebernbach. Um ſieben Uhr früh kam er in dem kleinen Marktflecken an, ſtieg im Wirthshaus ab, und gab ſich für einen Maler aus, der das berühmte Ebernbacher Schloß nach der Natur zeichnen wolle. Dieſe Abſicht ſchmeichelte ungemein der dicken Wirthin, die wie alle Kleinſtädter nichts Schöneres kannte, als ihr Örtchen, dem eine ähnliche Ehre noch nicht widerfahren war. Denn Ebernbach lag in einem ſchmalen, mit wildbewachſenen Bergen eingefaßten winzigen Thal; die krummen, nach ländlicher Weiſe durch Gärten und kleine Wieſen unterbrochenen Gaſſen führten, ein wenig aufwärtsſteigend, zu dem unregelmäßigen Marktplatz; und jenſeits deſſelben führte eine Ulmenallee zwiſchen Gartenanlagen hindurch grade auf das Schloß, das ein langes Mittelgebäude mit zwei langen Flügeln und recht ſtattlich, doch gar nicht maleriſch war. Der Garten zog ſich um das Schloß rund herum und hinten zum Bergabhang hinauf, und verſchmolz mit dem Walde. Die ganze Gegend hatte einen unbeſchreiblich einſamen Charakter. Die Poſtſtraße nach Miltenberg lief eine halbe Stunde vom Eingang des Thals ab. Es ſchien durch nichts mit der Welt verknüpft, als durch ein Waldwaſſer, das es in ſeiner ganzen Länge durchſchnitt, und dann in's Weite floh. Je nach der Stimmung, in der man ſich eine ſolche Gegend betrachtet, erſcheint ſie beſchränkend oder befriedigend. Vielleicht iſt ſie Beides: dieſes für's Herz, jenes für die Phantaſie. Cecil

fand ſie melancholiſch und rauh. Es war Ende April, die Erde ſchon grün, die Gebüſche grünend, aber der Wald, inſoweit er aus Laubholz beſtand, noch kahl und dürr, und das Nadelholz ſchwarz abſtechend gegen das helle Grün der Erde und das ſcharfe Blau des Himmels.

„Vor drei Wochen gab's noch fußhohen Schnee!“ verſicherte die Wirthin, und die Luft war ſo rauh, daß Cecil es gern glaubte. Er fragte nach der Herrſchaft.

„Unſre Herrſchaft, verſetzte die Wirthin, iſt jezt nur unſre Gräfin, ſeit unſer Graf vor vier Monaten und drei Tagen das Zeitliche geſegnet hat. Gott hab' ihn ſelig, den armen guten Herrn! er hat nicht viel Freuden auf dieſer Welt genoſſen, ſo reich er war.“

„Hat er keine Kinder hinterlaſſen?“ fragte Cecil, um die Frau reden zu machen.

„Du liebe Zeit! erwiderte ſie, mitleidig die Achſeln zuckend. Wenn man ſie aus dem Brunnen ſchöpfte, oder wenn ſie unterm Krautkopf wüchſen, oder wenn der Storch ſie brächte — dann hätt' es wol Kinder auf dem Schloß geben können. Aber ſo! — ach du mein Heiland, nein!“ —

„Was macht denn aber die Gräfin ſo ganz allein in dem großen Schloß?“

„Lieber Gott! was ſie immer gemacht hat; denn ſie war ja immer bei Lebzeiten des Grafen ſo gut wie allein, und mußte Alles beſorgen und befehlen, was ſonſt ein Herr befiehlt. Der Amtmann, der Pfarrer, der Rentmeiſter, der Schulmeiſter, der Secretär, hier zu Ebernbach wie auch drüben zu Burgeis und zu Marienort bei Würzburg: Alle hatten und haben ſich an unſre Gräfin zu wenden in ihren Obliegenheiten, und das giebt ihr gar viel der Arbeit. Jezt

will ſie eine große Reiſe machen, verlautet es, ſeit ſie aus Frankfurt zurück iſt; nach Italien, oder da herum — was mir nicht recht einleuchten will für ſolche Dame, die daheim wie eine Prinzeſſin leben könnte, beſonders wenn ſie in eine zweite und glücklichere Ehe träte. Aber die jungen Wittwen haben's meiſtens ſatt mit der Ehe, und unſrer Gräfin wäre es juſt nicht zu verdenken, ſobald ſie ſich alle Mannsleute ſo vorſtellt, wie den ſeligen Grafen. Was ich mir aber vorſtelle iſt das: ſie wird ein oder zwei Jährchen in der Welt herumreiſen und dann mit einem ſchönen und braven Mann zurückkommen, und ſich in Ebernbach für immer feſtſetzen."

„Ja, ſagte Cecil, das wäre am Beſten, denn hier hat man ſie gewiß recht lieb."

„Das ſollt' ich meinen! verſetzte die Wirthin mit einigem Stolz. Was gab es nicht neulich für ein Jubiliren, als ſie aus Frankfurt zurückkam! es war uns Allen noch Einmal ſo wol zu Muth, denn ſie iſt gut wie der liebe Herrgott. Ja ja! wundre ſich der Herr nur ſo viel er will! wahr muß wahr bleiben. Gnädig, mildthätig, barmherzig, zugänglich, ſo iſt unſre Gräfin! gut, wie der Herrgott will, daß die Großen und Reichen gegen die Kleinen und Armen ſein ſollen — und wie ſie doch beileibe nicht Alle ſind."

Während die Wirthin mit der maſchinenmäßigen Redſeligkeit dieſer Frauen Cecil beim Frühſtück bediente, dachte er, daß ſchon dies Lob und der Anblick von Ebernbach ihm ſeinen nächtlichen Ritt reichlich lohnten. Dann nahm er ſein Portefeuille mit Zeichenapparat unter den Arm und ging auf gut Glück dem Schloſſe zu. Er wünſchte glühend Renata zu

ſehen, ohne von ihr geſehen zu werden. Faſt erröthete er bei dem Gedanken, daß ſie ihn erkennen könne. Sie war gar nicht die Frau, die durch ſolchen romantiſchen Überfall gerührt oder erfreut wird, und da ſie ihn nie nach Ebernbach eingeladen hatte, ſo würde ſie ihm im beſten Fall nur die Gaſtfreundſchaft der pflichtmäßigen Höflichkeit angedeihen laſſen, die er nicht im Geringſten anzuſprechen wünſchte.

Wie war Alles ſo ſtill um das Schloß herum! ein Paar Gartenknechte harkten die Seitenwege rein, die ſich durch die Gebüſche neben der Ulmenallee tiefer in den Park hineinſchlängelten. Schweigſam verrichteten ſie die leichte Arbeit, die ſie ſich durch ein Pfeifchen Taback noch leichter machten. Außerhalb des Eiſengitters, das ſich dem Mittelgebäude gegenüber von einem Flügel zum andern zog und den Hof abſchloß, blieb Cecil ſtehen und ſchaute hinein. Zwei Stalldiener ſchoben aus dem geöfneten Thor der Wagenremiſe eine leichte Kaleſche heraus, und der eine blieb bei ihr betrachtend und nachſchauend, ob Alles in gutem Stande ſei, und während er die Polſter ausklopfte, pfiff er ein leiſes Lied. Der andere war in's Innere der Ställe zurückgegangen. Drei Hunde, ein Neufundländer und zwei Terriers, ſpielten in der Mitte des Hofes täppiſch miteinander, bis plötzlich die kleine Miß, Renatas wolbekanntes weiß mit ſchwarz gefleckte Wachtelhündchen aus der Thür des Hauptgebäudes heraus, und wie ein Vogel zwiſchen die plumpe Gruppe ſchoß, ſich über ſie kugelte und dann pfeilgeſchwind, zur Nachfolge auffodernd, den ganzen Hof umkreiſ'te. Die Terriers ſetzten ihr nach ſo raſch ſie konnten; der Neufundländer aber ſah dieſem Spiel des Auflauerns, des Haſchens, des Entwiſchens halb gravitätiſch, halb me-

lancholiſch zu, wie ein Menſch, der nicht recht weiß ob es ihn freut oder grämt, daß er nicht mehr an den jauchzenden Spielen der Kinder Theil nehmen kann.

Als Cecil ſich darauf ertappte, daß auch er ganz aufmerkſam den pfeifenden Stalldiener und die kläffenden Hunde beobachtete, fuhr er zuſammen über den Gedanken, wie beſchränkt der Horizont ſein müſſe, in welchem kein andres Bild den Blick auf ſich ziehe. Er ging in den Garten, Auch dort dieſelbe Stille. Die Vögel ſangen, und je tiefer er in den Park eindrang und vom Schloß ſich entfernte, um deſto vernehmlicher rauſchte der Waldbach, der in kleinen muntern Kaskatellen vom Bergabhang herabſprang. Aber Naturſtimmen, ſo laut ſie auch ſein mögen, unterbrechen für das menſchliche Ohr die Stille nicht. O Renata! ſeufzte Cecil aus beklemmter Bruſt, wär' es ein Wunder wenn Du in dieſer Einöde, abgeſchnitten von den Menſchen, verlernt hätteſt zu fühlen und zu lieben? Hier hat ſie gelebt faſt zehn Jahre, die Roſenjahre des Lebens, an der Seite eines Mannes, der leiblich und geiſtig unentwikkelt, in kränkelnder Schwäche, in beängſtigendem Leiden vegetirte; und ſie iſt ein Engel an Reinheit und Güte geblieben! Welch' eine läuternde und erhebende Kraft liegt in einer ſolchen für Andere gelebten Exiſtenz! Alles was ſie an Breite verliert, gewinnt ſie an Tiefe; und iſt der Horizont eng, ſo überſpannt ihn auch dafür ganz und gar der Regenbogen, den wir andern nur ſtückweiſ' am Himmel ſchweben, aber nie auf unſrer Erde ſtehen ſehen.

Aus der Waldeinſamkeit entfernte ſich Cecil mit dem Bach, der dem Blumengarten auf einer andern Seite zueilte. Da lagen große Gewächshäuſer; da waren auch einige

Menſchen, Arbeiter, und ein Gärtner ging beaufſichtigend und anordnend zwiſchen ihnen umher. Cecil bat um Erlaubniß die Häuſer beſehen zu dürfen, und der Gärtner führte ihn bereitwillig und artig durch warme und kalte, und erklärte ihm Namen und Herkunft aller Pflanzen, unter denen viele höchſt ſeltene waren. Als Cecil ſeine Verwunderung über die großartigen Sammlungen ausſprach, entgegnete der Gärtner:

„Es war die einzige Liebhaberei unſers ſeligen Herrn, darum fehlte es uns in keiner Jahreszeit an Blumen. War der Garten leer, ſo mußten die Häuſer um deſto voller ſein! tagelang ging er dazwiſchen umher, half begießen, die Gewächſe ſäubern, anbinden, umpflanzen, wiederholte ihre Namen auf deutſch und lateiniſch ſo lange, bis er ſie wie am Schnürchen im Gedächtniß hatte; und kamen ſie zur Blüte — ſo pflückte er ſie ab, preßte, trocknete ſie, und klebte ſie in ſein botaniſches Album, wie er es nannte. Aufgeklebt gefielen ihm die Blumen weit beſſer. Dann verwelken ſie doch nicht! pflegte er zu ſagen. So mag er wol hundert ſchöne Bücher in prächtigem Einband, mit Goldſchnitt, vollgeklebt haben — im Schloß iſt eine ganze Bibliothek davon — und unter jede Pflanze hat er mit deutſcher und lateiniſcher Schrift ihren gemeinen und ihren botaniſchen Namen geſchrieben. Da er aber ganz unwiſſenſchaftlich zu Werke ging, ſchloß der Gärtner mit beſcheidenem Mitleid, ſo ſind jene Herbarien ohne Werth. Unſyſtematiſch durcheinander gewürfelt liegt die Alpenblume neben dem Tropengewächs, die Orchidea neben dem Lavendel.“

Jedes der drei Gewächshäuſer hatte einen kleinen bequem eingerichteten Salon und eine Volière: die Orangerie mit

Digitized by Google

Kanarienvögeln, das warme Haus mit Papageien, das kalte mit ſeltenen Tauben.

„Auch eine Ergötzlichkeit vom ſeligen Grafen dieſe Vögel zu füttern und zu zähmen, erklärte der Gärtner, als Cecil ganz betäubt von all' dem Zwitſchern, Schreien und Girren war; und während er ſich mit den Vögeln beſchäftigte, ſaß die Frau Gräfin mit einem Buch oder einer Handarbeit im kleinen Saal, und wol zwanzig Mal in einer Stunde ging er zu ihr, weil er etwas zu fragen oder zu erzählen hatte. Starb einer von dieſen Vögeln, ſo mußte er ausgeſtopft werden — im Schloß iſt eine große Sammlung — und dann rief der ſelige Graf ganz vergnügt: So! der bleibt nun immer ſchön, immer jung."

„War denn der arme Herr ganz wahnwitzig?" fragte Cecil beängſtigt.

„Nein! das kann man wol nicht eigentlich behaupten. Nur ſchwachſinnig war er durch die fallende Sucht allmälig geworden, ſo daß er kein Urtheil, keinen eigentlichen Willen hatte. Aber er kannte uns Alle, rief Jeden bei Namen, und hatte Gedächtniß für manche Dinge."

Cecil fragte den freundlichen Gärtner, ob er wol auch das Innere des Schloſſes ſehen könne; es ſollten ſo ſchöne Bilder darin ſein.

„Heute werden Sie es gewiß ſehen können, antwortete der Gärtner, obgleich es hier eigentlich nicht Sitte iſt und es auch nicht ſein konnte, ſo lange der ſelige Graf lebte, der häufig und überall ſeine üblen Zufälle bekam. Aber gerade heute um eilf Uhr fährt die Frau Gräfin nach Burgeis hinüber, ſpeiſ't dort beim Pfarrer und kommt erſt gegen Abend heim. Da dürfen Sie Sich nur an den Kaſtellan

wenden, der unten links im Schloß wohnt, und er zeigt Ihnen gewiß alle Zimmer, die Sie zu sehen wünschen."

Cecil dankte dem Gärtner für seinen freundschaftlichen Bescheid, und ging mit einigen Umwegen zurück nach der Ulmenallee, durch die Renata fahren mußte. Mit dem Glockenschlag eilf hielt die kleine Kalesche vor dem Haupteingang des Schlosses, und gleich darauf rollte sie mit Renata über den Hof, durch die Allee in den Flecken hinein, und entschwand jenseits des Marktplatzes in einer krummen Gasse. Cecil war hinter ein Dickicht von grünenden Gesträuchen getreten; doch hatte er Renata deutlich gesehen, in ihrem Traueranzug ganz wie gewöhnlich, und die kleine Miß zu ihren Füßen stehend, die Vorderpfoten gegen den Wagenschlag gestemmt und neugierig in's Weite schauend. Als sie fort war ging er dem Schloß zu, und gelangte ungestört bis zur Wohnung des Kastellans. Er hatte auf alle Fälle ein Visitenbillet von Frau von Werden in sein Schreibtäfelchen gesteckt, worauf sie ein Paar empfehlende Worte geschrieben für einen jungen Porträtmaler, den sie kürzlich ihm zugeschickt hatte. Diese Karte wendete er jezt auf sich selber an, und der Kastellan rückte sein Käppchen vor dem wolbekannten Namen der Schwester seines verstorbenen Herrn. Dann nahm er einige Schlüssel und begann Cecil umherzuführen. Die Zimmer des Grafen waren noch genau so, wie er sie bewohnt hatte, und enthielten nichts Merkwürdiges, als eben die prächtigen und sinnlosen Herbarien, und die Unzahl ausgestopfter Vögel, von denen der Gärtner erzählt. Ein Billardzimmer und eine große und sehr gut gehaltene Bibliothek schloß sich an jene Zimmer, die im Erdgeschoß lagen: „denn der Herr Graf erstieg

ungern Treppen, die ihn müde und ſchwindlich machten," berichtete der Kaſtellan. Im obern Stockwerk lag eine Reihe von Prunkgemächern, eine andere von Gaſtzimmern, Alle ſtattlich, wolgehalten aber ungebraucht, augenſcheinlich für glücklichere häusliche Verhältniſſe berechnet als die waren, welche den letzten Beſitzer von aller Freude an Geſelligkeit und Gaſtfreundſchaft ausſchloſſen. Eine traurige Öde brütete in dieſen Räumen, denen doch keine Bequemlichkeit und kein Luxus mangelte, ſondern nur eben die beſeelende Spur des menſchlichen Treibens. Es iſt aber vernichtend hier — mußte Cecil ununterbrochen denken — wie hat ſie hier leben können, ohne zur Mumie zu werden! — — Er ſtand in einem prächtigen Saal, mit Marmorkaminen, mit Spiegeln und Kronleuchtern, wie man ſie in Königswohnungen findet, mit langen Fenſterthüren, die auf einen geräumigen Balkon führten, der den Garten dominirte; — aber ihm wurde der Athem beklemmt.

„Wo ſind denn aber die Gemälde?" fragte er halb ungeduldig, halb beängſtigt.

„Hier, bei der Frau Gräfin," ſagte der Kaſtellan und ſchloß eine Seitenthür auf.

Cecil trat haſtig ein, that einen tiefen und erleichternden Athemzug, ſetzte ſich ohne Umſtände und ſah ſich um, während der Kaſtellan die Thür nach den Prunkgemächern bedächtig wieder verſchloß.

Ganz wie ſie ſelbſt! dachte Cecil, mit einem Blick die drei Zimmer überfliegend, die geöfnet neben einander lagen. Das erſte war ein Salon mit hellgelbem Damaſt möblirt und tapezirt, in deſſen Mitte ein Flügel ſtand; das zweite, mit hellblauem Damaſt, mit Schreibtiſch und Bücherſchränken, war ein Arbeitskabinet; das dritte mit dunkelblauem

Damaſt ein Schlafzimmer. Nirgends war eine Spur von dem modernen Geſchmack, der die Wohnungen in buntſcheckige, glitzernde Antiquitäten-Kurioſitäten- und Kunſtkammern verwandelt; nirgends Statuetten, Schnitzwerk, fingerlange Büſten, Lithographien, buntes Glas, Porzellanpuppen, Schaalen, Flakons; nirgends dieſe Millionen von Niedlichkeiten, die nach zehn Jahren Scherben, oder reif für die Polterkammer ſein werden, und die den Beweis liefern, wie ſehr der gute Geſchmack in der Mode untergeht. Dieſe Räume waren weder durch Leere noch durch Überfülle unbehaglich; es herrſchte weder eine geſuchte Einfachheit, noch ein geſuchter Schmuck in ihnen. Alte Pendulen von Boule, große chineſiſche Vaſen mit pot-pourri ſtanden auf den Kamingeſimſen, und an den Wänden hingen Gemälde, gute Copien nach berühmten Originalen aus der Gallerie zu Wien, von denen Cecil mit Freude eine rafaeliſche heilige Familie, Rembrandts ſtudirende Mönche, Murillos Ecce homo erkannte. In Renatas Schlafzimmer intereſſirten ihn zwei Bilder die er ſah, bei Weitem nicht ſo ſehr als ein drittes, das er nicht ſehen konnte, und das zu Häupten ihres Bettes in einem verſchloſſenen Rahmen hing. Jene waren die Porträts ihres Mannes, als ſchönes dreijähriges Kind, und deſſen Mutter, von Madame Lebrun.

„Es ſollen große Kunſtwerke ſein, wie der Herr wol erkennen wird, da er Maler iſt, ſagte der Kaſtellan. Aber ſei das Gemälde von der ſeligen Gräfin ſo herrlich es wolle: es reicht doch lange nicht an ihre Vortreflichkeit. In jungen Jahren ward ſie Wittwe, lebte trotz Jugend, Schönheit und Reichthum in unausgeſetzter Wittwentrauer, erzog und pflegte den ſeligen Grafen, ihren einzigen Sohn, ſo

treu und gut wie ſie vermogte, erzog und vermälte die Frau Baronin von Werden, und als ſie vor Gram, Sorgen und Anſtrengung vor der Zeit müde zum Sterben war, da ſuchte ſie ihm eine Gemalin, die ihren edlen Wegen nachfolgen möge, vermälte ihn mit unſrer jezigen Frau Gräfin, und beſchloß zehn Monat ſpäter ihr gottſeliges Leben durch einen ſanften Tod. Nun, da ſie ihren Sohn auch droben bei ſich hat, wird ihr wol nichts mehr fehlen zur ewigen Freude des Paradieſes; aber auf Erden hatte ſie es ſchwer."

„Die jezige Gräfin muß es auch ſchwer gehabt haben mit dem kranken Gemal," entgegnete Cecil.

„Kaum zehn Jährchen! erwiderte der Alte mit jener entſchiedenen Vorliebe der Greiſe für ihre Zeitgenoſſen. Und dann weiß der Herr ja wol, daß eine Mutter ſich anders grämt, als eine Gemalin. Die jezige Frau Gräfin iſt gar gut, ſanft und geduldig für ihn geweſen, aber ſie liebte ihn nicht, wie die Selige, ſie hatte keine Zärtlichkeit für ihn" . . . . —

„Wie wäre das auch möglich geweſen!" ſagte Cecil, jedoch nicht laut, um den Alten nicht zu ärgern.

„Es war eben nicht ihr Blut! ſchloß der Kaſtellan ſeufzend; und daher war ſie dann auch zu Zeiten ſo traurig und niedergeſchlagen, wie ich die Selige nie geſehen habe, und nun iſt ſie doch frei und reich, und die Allerletzte, die auf der Welt noch Dobenegg heißt, während jene nie zum Glück mehr kam, und trotz all' ihrem Gram mehr denn zwanzig Jahr lang äußerlich heiter verblieben iſt."

Um ſich in die Gunſt des Alten zu ſetzen, begann Cecil auf's Lebhafteſte die beiden Porträts zu rühmen und zu bewundern, und ſchloß dann mit der Erklärung: Frau von

Werden habe ihn beauftragt, das Gemälde der seligen Gräfin im Umriß abzuzeichnen, und er wolle die günstige Gelegenheit benutzen, wenn der Kastellan ihm einige ungestörte Stunden verstatten könne. Der willigte gern ein, ging hinunter als seine Essensstunde schlug, und überließ Cecil sich selbst und seinen Arbeiten. Statt sich aber mit dem Porträt zu beschäftigen, zeichnete er das Intérieur der drei Zimmer, flüchtig ausgeführt, aber genau in der Anlage, um es später mit Muße auszuarbeiten; und hatte nun die Befriedigung Räume und Örtlichkeit zu kennen, in denen Renata sich bewegte. Er betrachtete genau ihre Bücher, Portefeuilles, Albums, doch ohne sie zu öfnen oder zu berühren, weil er wußte und fühlte, daß sie sehr ordentlich war, und weil ordnungsliebende Menschen sogleich erkennen, wenn Jemand ihre Sachen berührt und etwa ihre Papierscheere umgekehrt hat. Er wollte nicht einen störenden Eindruck hinterlassen, sondern gar keinen und nur einen befriedigenden mit sich nehmen. Die ganze Garnitur von Renatas Schreibtisch, Schreibzeug, Handleuchter, Oblatenschaalen, Papierpresser — Alles war von einfachem Wiener Pflasterstein. Wie ihr das Wien am Herzen liegt! dachte Cecil; sie ist rings umgeben mit Erinnerungen daran. Eine Oblate mit ihrem Namenszug nahm er ganz vorsichtig als Andenken mit. Denn er mußte doch am Ende gehen: wenn er nicht Renatas Rückkehr erwarten wollte. Er verwahrte seine Skizzen, ging noch einmal durch die drei Zimmer, blieb so lange vor dem Bilde im verschlossenen Rahmen stehen, bis ihm war, als blickten ihn die glänzenden schwarzen Augen des Ungarn an, und eilte dann hinab zum Kastellan, der vor Begierde brannte, das Bild der seligen Gräfin zu sehen.

Doch Cecil konnte sehr natürlich auf diesen Wunsch nicht eingehen, entschuldigte sich mit dringender Eil, drückte dem Alten einen Karolin in die Hand und entfernte sich schleunig, denn die Sonne war ihrem Untergang nah. Der Kastellan sah höchst bedenklich das Goldstück an, das ihn von einem fremden jungen Maler, der für Frau von Werden arbeiten sollte, überraschte. Schwer fiel ihm der Gedanke auf's Herz, es möge ein schlauer Betrüger sein, der da oben irgend eine Köstlichkeit geraubt, und durch den Karolin sich habe verdachtlos machen wollen. Zitternd vor Besorgniß eilte der Alte hinauf, und sah zu seiner unsäglichen Beruhigung alle Bilder, alle Bücher, alle Kästchen, alle großen und kleinen Meubles an ihrem gewohnten Platz hängen, liegen und stehen; und nachdem er sämtliche große und kleine Schlösser untersucht, und sie niet- und nagelfest und im Normalzustand gefunden, wischte er den Angstschweiß von der Stirn und murmelte:

„Gottlob! es war kein Spitzbube!"

Kaum war Cecil im Wirthshaus angelangt, als Renata heimkehrte. Er war jubelvoll glücklich über die Gunst des Schicksals, das seinen Wünschen so bereitwillig die Hand geboten, und ließ sich während seines Diners, an das die Wirthin all' ihre Kochkunst verschwendet hatte, noch viel von ihr erzählen, was Renatas Leben in Ebernbach betraf, und was Alles ernste Gewohnheiten und edle Gesinnungen verrieth. Für zehn Uhr Abends beorderte er das Wägelchen der Wirthin, um damit nach Aschaffenburg zu fahren, und **bis dahin ging er noch einmal in den Park, um das Schloß im Mondschein zu sehen — wie er sagte.**

Renatas Zimmer waren die einzigen erhellten in der ganzen dem Garten zugewendeten Façade.

Alles iſt ſtill und leblos rings um ſie her, dachte Cecil und ſetzte ſich auf eine Bank ihren Fenſtern gegenüber; bei ihr allein iſt Leben, ſie iſt das Herz dieſes Körpers. Es überfiel ihn jene unermeßliche Melancholie, die uns in ſtiller Nacht, in abgeſchiedener Umgebung, in mäßigfreundlicher Natur, unter einem kühlen Himmel beſchleicht, und die ſehr verſchieden von jener andern, aber eben ſo unermeßlichen Melancholie iſt, der wir in der reichſten Fülle des Lebens uns zuweilen nicht erwehren können. Mögen wir haben oder nicht haben, genießen oder darben, beſitzen oder entbehren, weinen oder lächeln, dulden oder triumphiren, auf Dornen liegen oder auf Roſen, immer und ewig bleibt der Grundzug unſers Weſens — ein heimliches Suchen, zuweilen unruhig bis zur Verzweiflung, zuweilen abgedämpft bis zu einer linden, erquickenden Regung; bald gleich dem Abendwind lieblich ſpielend mit den Wellen unſrer Seele, bald gleich dem Sturm ſie aufwühlend in ihren verborgenen Tiefen; immer: damit die Kräfte nicht ſtagniren oder erſtarren. Gleich der zitternden Bewegung der Magnetnadel, die dennoch ſtandhaft nach Norden weiſ't, ſollte dieſes Suchen auch dem Zuge untergeordnet ſein, welcher die Menſchenſeele vom Durſt nach dem Endlichen ab-, und dem Unendlichen zulenkt. Weil das gar nicht, oder ſelten, oder zu ſpät geſchieht: darum iſt ſie melancholiſch im Leid wie im Glück, und beim Verlangen ebenſoſehr, wie bei dem Genuß.

Cecil hätte ſein halbes Leben für eine halbe Stunde mit Renata hingegeben, und war ſchon einmal aufgeſprungen und im Begriff in's Schloß zu gehen. Aber nein! rief er,

nein! lieber kein Blick von ihr, als ein kalt-höflicher, oder gar ein befremdeter! Nein! ich habe für diesmal Alles erreicht, was ich erreichen wollte. — Er wickelte sich in seinen Mantel, denn der Nachtwind kam kühl über die Berge und aus den Wäldern herab, und von dem Waldbach, der in der lautlosen Stille stärker und vernehmlicher rauschte, wehte eine scharfe Zugluft herüber. Er suchte Renatas Beschäftigungen zu errathen, denn beobachten konnte er sie nicht; die Fenster waren allzu hoch. Lichter standen im Salon auf dem Flügel, Lichter im Kabinet auf dem Schreibtisch; das erkannte er, weil er die Einrichtung der Zimmer kannte. Plötzlich trat Renata an das Fenster des Kabinets und öfnete es. Er schrak zusammen, als ob es möglich wäre, daß sie ihn, der im tiefen Schatten saß, gewahren könne; als ob sie eine Ahnung von seinem Hiersein, von seiner nächtlichen Schildwacht haben könne. Renata aber hatte zwei Stunden lang Geschäftsbriefe, Rechnungen und Berichte durchgesehen; ihr Blick war müde, ihr Kopf heiß. Um sich zu erfrischen legte sie sich ein Paar Minuten in die kühle Abendluft hinaus und badete die Augen im sanften Mondlicht. Dann trat sie zurück, schloß das Fenster, ließ den schweren Damastvorhang fallen, und die Schloßuhr schlug zehn.

„Gute Nacht und Lebewol! ich sehe Dich wieder!“ sprach Cecil halblaut, stand rasch auf, verließ Garten und Schloß, und hatte binnen einer Viertelstunde Ebernbach im Rücken. Am frühen Morgen langte er in Frankfurt an, ging schlafen, und erzählte Abends am Theetisch der Frau von Werden, er habe einen kleinen Anfall von Grippe gehabt, aber sich selbst kurirt, indem er das Bett zweimal 24 Stunden gehütet: worüber ihm Alle herzlich gratulirten.

4. Zehn Jahre.

Damals lebte noch die Gräfin Dobenegg, deren Porträt von Madame Lebruns zierlichem Pinsel Renatas Schlafgemach schmückte. Damals betrachtete sie mit unsäglich trauriger und tiefer Zärtlichkeit ihren fünfundzwanzigjährigen Sohn Egon, der so eben mit ihrer Enkelin, der kleinen Adolfine von Werden, im Garten spazieren ging, aber so, daß das Kind von zehn Jahren den jungen Mann zu führen und zu bewachen schien. Damals sagte sie mit herzbrechender Angst zu ihrer Tochter:

„Charlotte! was soll aus Egon werden, wenn ich sterbe! wer wird sich genug für ihn interessiren, um ihn nicht verkümmern zu lassen unter Miethlingshänden! Je reicher er ist, um desto mehr wird der Eigennutz sich mit scheinbarer Theilnahme an ihn drängen, um von ihm zu vortheilen. Statt auf jede Weise der geringsten Spur von Entwickelung nachzugehen, wird man ihn in absichtlicher Unmündigkeit erhalten, vielleicht ein geistiges Erwachen in ihm unterdrücken oder doch nicht beachten. Und sage mir, liebe Charlotte! findest Du ihn nicht ganz vorgeschritten seit Deinem letzten Besuch, mein Kind?“

„Er ſcheint ſich wirklich recht wol zu befinden, erwiderte Frau von Werden, denn er hat in dieſen vier Wochen keinen einzigen Anfall ſeines Übels gehabt, und wenn der Körper erſtarkt, die Nerven ſich beruhigen, ſo mag ja auch wol der Geiſt allmälig ſich erkräftigen, theure Mutter, und Deine Beſorgniſſe für die Zukunft, die hoffentlich eine recht ſpäte ſein wird, wenn nicht ganz heben, doch mildern.“

Gräfin Dobenegg ſchüttelte ſanft das Haupt. Sie wünſchte tröſtenden Zuſpruch, ſie begehrte ihn von der Tochter; aber wenn er ihr ward, ſo genügte er ihr nicht, weil er nicht ihre Beſorgniſſe überwand und nur zu ihrer Hofnung, nicht zu ihrem Glauben ſprach.

„Egon iſt jezt mündig .... den Jahren nach, hub ſie nach einer Weile an; — ſo lang ich lebe werde ich nie leiden, daß man ihn unter fremde Vormundſchaft, geiſtiger Unmündigkeit wegen, ſtelle; aber wenn ich ſterbe“ .... —

„Liebe Mutter, unterbrach Frau von Werden, Du biſt eine rüſtige, ſeelenkräftige Matrone; wie kommen Dir die Todesgedanken?“

„Weil ich müde bin, mein Kind. Ach, der Tod iſt wol ein herbes Leid, und der Verluſt Deiner älteſten Brüder und Deines Vaters hat mir bittern Schmerz gemacht. Doch im Lauf der Zeit hat er ſich zu ſanfter Wehmuth abgeklärt. Liebliche Erinnerungen an goldene Tage der Vergangenheit verſchmelzen mit dem Andenken an meinen Mann. Schöne Hofnungen, vielleicht nie realiſirte Möglichkeiten von Glück und Größe, ſchweben um die frühen Gräber meiner beiden Söhne. Mir wird wunderbar friedlich zu Muth wenn ich ihrer gedenke, und ihr Gedächtniß ſtärkt und erfriſcht mich ohne mich niederzubeugen. Aber

blicke ich auf die 20 Jahre meines Wittwenſtandes hinſichtlich Egons — ja, dann bin ich nicht gebeugt, mein Kind, ſondern zerknickt. Zwanzig Jahre faſt ausſchließlich ihm gewidmet, die kein anderes Reſultat haben, als mich mit Entſetzen auf meine Todesſtunde ſchauen zu laſſen, weil ſie ihn einſam in der Welt läßt — das iſt doch fürchterlich! und umſomehr weil meine Seele .... verſtehe mich recht: die Menſchenſeele, nicht das Mutterherz .... ſich nach ihr ſehnt."

Frau von Werden küßte ihrer Mutter ſchweigend und weinend die Hand, während die Gräfin wiederholte:

„Was wird aus Egon, wenn ich ſterbe!"

„Seine Geſundheit hat ſich ja augenſcheinlich gebeſſert, ſagte endlich Frau von Werden nach einigem Beſinnen, haſt Du nie an die Möglichkeit einer Heirath gedacht? nie mit den Ärzten über den möglich günſtigen Einfluß einer ſolchen geſprochen?"

„Beides, mein Kind! und die Ärzte ſprechen dazu nicht Ja nicht Nein. Aber wo eine Frau finden, die wenigſtens Mitleid und Theilnahme genug für ihn empfindet, um nicht blos des Namens und Vermögens wegen dieſe Ehe einzugehen?"

„Ich habe Dir von der Gräfin Adlercron erzählt, mit der ich jezt eben die Saiſon in Kiſſingen zubrachte. Nun, deren älteſte Tochter wäre, glaub' ich, dazu fähig. Ein ſo ernſtes, gedankenvolles junges Weſen ſah ich nie."

„Ja, die Jugend iſt opferdurſtig und begeiſterungsfähig, und bei Weitem weniger berechnend und egoiſtiſch als das Alter. Doch wenn das junge Mädchen ſich auch genug für das unverſchuldete Unglück Egons fanatiſirte um ſein Schutz-

engel ſein zu wollen, welche Mutter würde ihr Kind in eine Ehe treten laſſen, in der .... Reſignation vor Allem walten muß.“

„Es ſind nicht alle Mütter ſo zärtlich wie Du, und ich glaube, wir dürften der Einwilligung der Gräfin Adlercron gewiß ſein, denn ſie iſt Wittwe, hat wenig Vermögen, aber zwölf unverſorgte Kinder, und wünſcht ſehr für ihre beiden älteſten, eben erwachſenen Töchter Partien zu finden, in denen ihnen eine Verſorgung gewiß, und die Möglichkeit unbenommen iſt, etwas für die zahlreichen Geſchwiſter zu thun.“

„Ach! ein Mädchen nach dieſen Prinzipien erzogen, nur auf Verſorgung bedacht, wird es für Egon ſanft und freundlich ſein, auf ihn Rückſicht nehmen, ihn pflegen?“

„Laß mich verſuchen, liebe Mutter, ich werde vorſichtig zu Werke gehen.“

Am Abend deſſelben Tages ſchrieb Frau von Werden an Gräfin Adlercron nach Augsburg: ſie müſſe in Geſchäften dahin und freue ſich ſehr, die Bekanntſchaft mit ihr fortzuſetzen. Als Gräfin Adlercron den Brief erhielt, ſchlug ſie im Gothaer Grafenalmanach den Namen Dobenegg auf und fand dort als den einzigen und letzten männlichen Sproſſen den Bruder der Frau von Werden, Graf Egon Curt Seraphin, Herr auf Ebernbach, Burgeis, Marienort ꝛc. ꝛc. — (ſo iſt der Styl: erſt werden ſämtliche Beſitzungen hergezählt, und giebt es keine mehr, ſo kommen zwei oder drei ꝛc., um die Sache noch brillanter zu machen). — „Nun, das wäre mir recht, ſprach die Gräfin zu ſich ſelbſt, obgleich mir ſchien, daß Frau von Werden in Kiſſingen einmal etwas bedenklich über ihres Bruders Geſund-

heit sich äußerte. Aber eine Molkenkur, oder ein Nordseebad, oder einige Winter im Süden stellen sie gewiß her. Dobenegg und Regensberg — das wären doch ganz schickliche Heirathen für meine Töchter, und ich denke .... sie machen sich."

Diesen mütterlichen Gesinnungen gegenüber hatten die Freier oder Freiwerber leichtes Spiel. Frau von Werden kam, machte einige diplomatische Eröfnungen über ihr Hiersein, und verhehlte nicht, daß eine nähere Bekanntschaft mit der Tochter desselben Haupttriebfeder sei. Gräfin Adlercron fragte, mit welcher Tochter? und als sie erfuhr, mit Renata, so äußerte sie sich nicht abgeneigt.

Graf Regensberg, den sie ebenfalls in Kissingen kennen gelernt hatte, war ihr, oder eigentlich Dianen, nach Augsburg gefolgt. Von heftiger Leidenschaft für das reizende Mädchen ergriffen, widerrieth ihm doch immer die Vernunft eine Heirath einzugehen, in der eine solche Altersverschiedenheit statt finde, wie zwischen Dianens fünfzehn und seinen sechs und vierzig Jahren. Dieser Kampf mit sich selbst hatte ihn noch immer von einer Erklärung abgehalten. Gräfin Adlercron benutzte Frau von Werdens Ankunft, um ihn ahnen zu lassen, daß diese für ihren Bruder auf Dianen Absichten habe. Da gewann die Leidenschaft in ihm die Oberhand und trieb ihn zum plötzlichen Entschluß. Drei Tage darauf war Diane seine Braut, und die freudigste, blühendschönste und gedankenloseste, die es jemals gegeben hat.

Gräfin Adlercron hatte ihre Töchter im strengen Gehorsam erzogen. „Ihr seid arm, Ihr seid vornehm, Ihr müßt sehen eine gewisse Stellung in der Welt einzunehmen und zu behaupten, wie es sich für Euch und für die Erziehung

ſchickt, die ich Euch mit den härteſten Opfern erkauft habe; und da Ihr meine guten Kinder ſeid, ſo werdet Ihr nicht zaudern mich dafür zu belohnen, indem Ihr meinen Wünſchen hinſichtlich paſſender Heirathen entgegenkommt.“ Dieſe und ähnliche Ermahnungen ertheilte ſie bei jeder Gelegenheit, und die Töchter waren in ſo ſcheuem Reſpect, daß ein Stirnrunzeln der Mutter hingereicht hätte, um ſie in die Arme eines Ungeheuers zu werfen. Diane fühlte ſich glückſelig als Braut eines Mannes von höchſt einnehmenden Manieren, von gefälligem Äußern, in ſeinen beſten Jahren, munter und lebhaft, und heftig in ſie verliebt. Sie hatte zu roſiges Blut, um das Leben ſchwer zu nehmen. Sie dachte: Es iſt doch recht ein Glück, daß es mir diesmal ſo leicht geworden iſt, den Wunſch der Mama zu erfüllen! —

Renata war anders, nicht tändelnd, wünſchereich, begehrlich bis zum Fieber, und nachgiebig bis zur Schwäche wie Diane, ſondern von einem Ernſt, der an Starrſinn — und von einer Sanfmuth, die an Gleichgültigkeit grenzte. Sie ſah ins Leben mit ſo traurigen Augen, wie man ſie wol ſelten bei einem jungen Geſchöpf findet. Ihr Vater war ſeit vier Jahren todt, und dadurch war momentan etwas mehr Friede ins Haus gekommen, denn ſeine verſchwenderiſchen Liebhabereien und leichtſinnigen Neigungen hatten heftigen Zwieſpalt zwiſchen den Gatten erzeugt, der häufig in harten Szenen einen Ausbruch fand, und faſt immer durch grollende Bitterkeit auf der einen — und durch höhnende Nichtachtung auf der andern Seite ſich kund gab. Pecuniäre Verwirrungen, faſt permanente Bedürftigkeit, wenn nicht für die Gegenwart, doch für die Zukunft, machten den Haushalt eben ſo unbehaglich, als die Ehe es war,

und durch deſſen Unordnung litten die Kinder eben ſo ſehr, als durch ihren Unfrieden. Es fehlte bald hier, bald da, und doch wollte man ſich nicht einſchränken, nicht ablaſſen von koſtſpieligen Gewohnheiten. Der Vater ſträubte ſich gegen Opfer, ſobald ſie ſeine perſönlichen Neigungen betrafen, Frau und Kinder hätten ſeinetwegen von Brot und Waſſer leben dürfen! die Mutter — ſobald es den Glanz der äußern Erſcheinung betraf. All die Studien, Intriguen, Liſten, die ſie anwenden mußte, um ſich in dieſem Flittergoldzuſtand zu erhalten, und deren Zeugen allzuerſt die Kinder waren, erzeugten eine innerliche Verwirrung der Zuſtände, deren ſie nur dadurch Herr werden konnte, daß ſie ihnen ſclaviſchen Gehorſam auferlegte. Die geringſte Verletzung deſſelben ward mit der härteſten Strafe, die ſie der Geſinnung jedes Kindes anzupaſſen wußte, geahndet. Bald nach des Vaters Tode gerieth die Mutter in bittere Feindſchaft mit ihrem Bruder, General Beiron, „dem guten Onkel," wie alle Kinder ihn nannten, weil er es wagte, ſich gegen ihren Willen zu verheirathen. Sie fand darin eine ſchreiende Ungerechtigkeit, und die momentane Ruhe des Hauſes war mehr denn je durch ihre fürchterlich gereizte Stimmung geſtört. Renata hatte zehn jüngere Geſchwiſter; der kleinſte Bruder war am Begräbnißtage des Vaters geboren: nur Ignaz war älter als ſie. Die Mutter übertrug ihr häufig die Aufſicht über die Kleinen, aber ſie verſtand nicht zu herrſchen nach den mütterlichen Prinzipien, verſtand nicht den paſſiven Gehorſam zu erzwingen, den ſie ſelbſt doch leiſtete, und immer wurde ſie von der Mutter um ihrer Indolenz willen geſcholten, während es Diane um ihrer ſprudelnden Lebendigkeit willen wurde, Euſebie wegen ihrer

Unwahrheiten, und ſo fort alle Kinder — ausgenommen Ignaz, der ihr Ebenbild und ihr Liebling, und nebenbei ein ſchlauer Schmeichler war. Dies ewige Schelten und Hofmeiſtern, dieſer ewige Unfriede in den nächſten Verhältniſſen, dieſe ewige heimliche Noth um einen äußerlich glänzenden Anſtrich zu bewerkſtelligen, dieſer bittre Mangel an Vertrauen und Liebe, machten Renata ſo müde, daß ſie, als ihre Vorbereitung zur Confirmation begann, dem Prediger geſtand: ſie habe eine unüberwindliche Vorliebe für die katholiſche Kirche, und ſie ſei zum Übertritt entſchloſſen, um alsdann — in ein Kloſter gehen zu können. Der würdige alte Herr gerieth in ein heiliges Entſetzen, und forſchte dringend nach den Gründen zu dieſem Entſchluß. Da er wolwollenden Gemüths war, und mit der den Predigern eigenen ſalbungsvollen Eindringlichkeit zu reden wußte, die auf kindliche Seelen ſo viel Effect macht, ſo gelang es ihm bald Renata's Vertrauen zu gewinnen, und zu entdecken, daß ihr kleines Herzchen matt vom Leben ſei, bevor ſie hineingetreten, und daß ihre Lieblingslectüre, die Nachfolge Chriſti, ſie dem Thomas a Kempis nach, und ins Kloſter ziehe. Mit einer Logik, die ſie nicht zu widerlegen wußte, ſetzte er ihr auseinander, daß ihr Durſt nach klöſterlichem Frieden ein egoiſtiſcher und feiger ſei — jenes, weil ſie nur Heil und Befriedigung ihrer eigenen Seele damit beabſichtige, dieſes, weil ſie ſich vor der Zeit aus dem Kampf und der Unruh der Welt entfernen, ſtatt ſie überwinden wolle. Indolenz und geiſtige Bequemlichkeit ſeien ohnehin ſchon ihre Fehler, welche durch das Kloſterleben genährt und gefördert, ſtatt ausgerottet würden; ſie müſſe ſie tapfer bekämpfen und daher ſei für Niemand das Leben in der Welt

und in ſchwierigen Verhältniſſen ſo nothwendig als für ſie, ſobald ſie, wie er feſt überzeugt ſei, den aufrichtigen Willen habe, in Gottes Auge wolgefällig einher zu wandeln. — Nach einer Reihe von ſolchen und ähnlichen, mit der höchſten Milde ausgeſprochenen Ermahnungen, hatte er Renata von ihrem Vorhaben ab=, und dem Entſchluß zugewendet: keine ſchroffe Mauer zwiſchen ſich und der Welt zu ziehen, ſtatt deſſen aber in ihr zu leben, wie es Gott wolgefällig ſei; — ein Entſchluß, den übrigens jedes junge Mädchen zur nämlichen Epoche innig und aufrichtig faßt.

Ein ſo vorbereitetes, von ſo vielen und frühen Schmerzen durcharbeitetes Gemüth, durfte ſchwerlich vor Übernahme ſchwerer Pflicht erſchrecken. Das hatte Frau von Werden in Kiſſingen erkannt, wo ſich Renata traulicher an ſie, als an junge Gefährtinnen ſchloß. Sie liebte nicht rauſchende Vergnügungen, Bälle und Putz. Sie tanzte, weil Gräfin Adlercron es paſſend fand, und folglich grade ſo conventionel freundlich und höflich, wie die Geſellſchaft es erheiſchte. Sie trug den Putz, den ihre Mutter anordnete, und der immer äußerſt geſchmackvoll war, mit eben ſo viel Gleichgültigkeit, als Diane mit Entzücken. Sie ließ ſich auf dem Piano hören und bewundern, weil die Mutter es befahl, ohne Verlegenheit und ohne Eitelkeit. Sie lächelte faſt immer mit den Lippen, während ihre Augen, ihre einzige, aber mächtige Schönheit, einen rührenden Ausdruck von Reſignation hatten.

Als Frau von Werden nach Augsburg kam, freute Renata ſich unbeſchreiblich, denn ihr leiſes, freundliches Weſen, ohne Härten, ohne Schroffheit, hatte ſie wolthätig berührt. Ihren eigentlichen Zweck ahnte Renata nicht.

Als nach Dianens Verlobung Frau von Werden Renata auszufragen ſuchte über ihre Hofnungen, ihre Wünſche, ihre Anſprüche an den zukünftigen Gatten und an die Ehe, entgegnete dieſe höchſt gelaſſen, ſie habe gar keine, weil ſie ſich ja doch dem mütterlichen Gebot werde fügen müſſen. Wenn ihr Schickſal entſchieden ſei, würde ſie ſich mit demſelben zu befreunden und glücklich zu ſein wiſſen, denn ſie glaube, daß Gott die Schickſale lenke und die Herzen ſtark mache, welche ſeinem Willen gehorchten. Da ſagte Frau von Werden:

„Liebe Renata, können Sie Sich wol eine Ehe vorſtellen, in welcher alle Kraft, alle Einſicht, alle häusliche Uebermacht auf Seiten der Frau, und eine durch körperliches Leid bedingte Abhängigkeit auf der des Mannes iſt? Können Sie Sich dieſe Frau als Herrin des Hauſes, als Verwalterin des Vermögens, als Beſchützerin des Schwachen vorſtellen, der ihr dankbar und gutmüthig anhängen wird? Können Sie Sich von Seiten dieſer Frau eine Liebe ohne Zärtlichkeit, ein Mitleid ohne Geringſchätzung, eine Nachſicht ohne Gleichgültigkeit, eine Stärke ohne Härte vorſtellen, wodurch ſie befähigt wird, den kranken jungen Mann mehr als ein Schutzengel denn als ein Weib durch's Leben zu geleiten? Können Sie Sich vorſtellen, daß dieſe Frau verzichten muß auf das Gefühl, das der lieblichſte und reichſte Erſatz für alle Sorgen, Bekümmerniſſe und Entbehrungen iſt: auf das Gefühl der innern Gemeinſchaft mit ihrem Gatten; — verzichten auf Alles, was den jungen Herzen lockend ſcheint, auf Leidenſchaft, auf Bewunderung, auf das Bewußtſein, einem Mann anzugehören, der ihr Stolz und ihr Schutz iſt; — verzichten auf eine Welt von

Freuden, die das Herz ahnend begehrt, und die es erſt alsdann in ihrem vollen Umfang ermeſſen kann .... wenn es ſie entbehrt!"

„O gnädige Frau, rief Renata erblaſſend, die Aufgabe iſt doch wol zu ſchwer für mich!"

„Dies war die Schattenſeite, theure Renata, die ich abſichtlich mit den dunkelſten Farben gemalt habe. Für ein Auge, wie das Ihre, giebt es auch eine Lichtſeite in dieſem Gemälde, und das iſt der Wirkungskreis, der ſich Ihnen öfnet, und innerhalb deſſen Sie freier ſind, als es ſonſt Frauen zu ſein pflegen. Laſſen Sie mich alſo ganz ehrlich Ihnen geſtehen, daß hier die Rede von meinem einzigen Bruder Egon iſt."

„Von Ihrem Bruder!" unterbrach Renata gerührt. —

„Ja, von dem armen, beklagenswerthen Egon, der bis zu ſeinem ſechsten Jahr das ſchönſte, hofnungsvollſte Kind, vielleicht zu frühreif, zu nervenzart war. Da reiſ'te die Mutter mit uns zu ihren Eltern. In einem Nachtlager brach ein heftiges Feuer im Gaſthof aus. Die Mutter ſchlief mit mir in einem andern Stockwerk, als Egon mit ſeinem Hofmeiſter. Dieſer junge Mann ſtürzte im erſten Schreck, vielleicht weil er die Beſinnung verloren hatte, vielleicht weil er ſich vom Umfang der Gefahr überzeugen wollte, allein aus dem Zimmer, und obgleich er nach einer Minute zurückkehrte und Egon hinaustrug, ſo war doch der Moment des Entſetzens, wo der Knabe aus dem Schlaf geweckt, Flammen ſah, Getümmel hörte, und ſich einſam und verlaſſen fand — ſo gewaltig, daß ihn auf der Stelle fürchterliche Krämpfe ergriffen, die ihn ſeitdem nie mehr verlaſſen haben, obſchon ſie zuweilen lange genug

ausblieben, um uns diese Hofnung zu geben. Dadurch wurde sein Körper geschwächt, sein Nervensystem zerrüttet; und da jede körperliche oder geistige Anstrengung das Übel erweckte, so durfte er nicht durch Unterricht zum Nachdenken aufgeregt werden. Alles, was man ihn lehrte, mußte unter seiner Fassungskraft sein, damit er es gleichsam unter der Hand und von selbst fand. Von Natur war er ein äußerst wißbegieriger Knabe von scharfem Verstand, von schnellen Begriffen; darum wollte er in der ersten Zeit immer noch wie er's gewohnt war fragen, lernen, wissen, und da war es denn wirklich herzbrechend, wie der kleine Kopf die Schwäche zu bemeistern suchte, die aus der physisch gestörten Organisation hervorging und den Geist überwältigte; bis er sich dann zuletzt aus Ermattung gefangen gab, jezt seine Unvollkommenheit nicht mehr fühlt und, wenn Abwesenheit von Sorgen Glück genannt werden darf, in seiner Beschränktheit glücklich ist. Er ist das fünfjährige Kind geblieben, das er war, als ihn das Unglück betraf. Er hat sein gutes, freundliches, dankbares Gemüth behalten, seine Lust zu rastloser Beschäftigung, die freilich jezt nur seinen Fähigkeiten, nicht seinem Alter angemessen sein kann. Daher weckt er auch nur Mitleid, kein Grauen."

„Das glaub' ich!" sprach Renata mit nassen Augen.

„Das Leid unsrer Mutter ist übermenschlich gewesen! ihr Herz ist durch eine solche Reihe von Verzweiflungen, Entmuthigungen, stürmischen und geknickten Hofnungen, Opfern, verborgenen und offenbaren Schmerzen gegangen, daß es heimlich gebrochen ist, und nur äußerlich noch durch die Fasern des Lebens zusammenhängt, welche das Bewußtsein ihr aufdrängt, daß ihr Verlust ein unermeßlicher und

unerträglicher für Egon ist, wenn nicht vorher ein Engel vom Himmel herabsteigt, in dessen Hände sie die Führung ihres Sohnes mit Vertrauen legen darf. Das Bewußtsein dieser Engel, dieser Bote der Barmherzigkeit, dies Werkzeug in der Hand Gottes zu sein — ist das kein Lichtpunkt in Renata's Augen? — Sie haben nebenbei die freie Disposition des Vermögens, sind unumschränkt auf Ihren Herrschaften, brauchen gegen Niemand Rechenschaft abzulegen für Alles, was Sie anordnen, einführen und stiften. Sie sind frei in all Ihrem Thun und Lassen, denn Sie haben nur Gott über Sich, und nicht wie andere Frauen, den Gemal oder die Gesellschaft, und es ist immer leichter von Gott allein abhängig zu sein, als von komplizirten menschlichen Verhältnissen" . . . . —

„Ach, das glaub' ich gern!" seufzte Renata aus tiefster Seele, eingedenk der ihrer Mutter.

„Und so hab' ich mich denn ganz aufrichtig gegen Sie ausgesprochen, liebe Renata, fuhr Frau von Werden fort, habe nichts verhehlt, nichts beschönigt. Jezt ist es an Ihnen zu überlegen, zu entscheiden; dann erst werde ich mich an Ihre Mutter wenden, denn diese Angelegenheit ist zu wichtig, zu heilig, als daß ich mich dazu verstehen könnte, Ihren Entschluß, lediglich durch den Willen Ihrer Mutter bestimmt, anzunehmen. Blinden Gehorsam halte ich nie für gut! einigermaßen muß der Mensch in den Kreis künftiger Pflichten blicken dürfen, bevor er ihn betritt; sonst ist er nicht verantwortlich für ihre Ausführung; sonst darf er sprechen: ich schüttele die Last ab, die man meiner Unwissenheit aufgebürdet hat. In gewöhnlichen Fällen und Ehen

ſtiftet das ſchon Unheil genug. Für dieſen Fall kann ich es nicht denken ohne Entſetzen.“

So ſprach Frau von Werden noch lange mit Renata, durchdrungen von Mitleid für ihren Bruder, von Verehrung und Liebe für ihre Mutter, von Vertrauen zu Renata ſelbſt. Dieſe fühlte ſich nicht abgeſtoßen durch die ernſten Bilder, die ſich vor ihr aufrollten. Sie fand in ihrer zukünftigen Beſtimmung als Egons Frau, Analogien mit dem geliebten, nur aus Pflichtgefühl aufgegebenen Kloſterleben: dieſe Abhängigkeit von Gott allein, dieſe Zurückgezogenheit von den Weltfreuden. Die Ehe ihrer Eltern war nicht von der Art geweſen, um ihr den Glauben an tiefes Glück in einer ſolchen beizubringen; ein höheres Ideal als das von einer friedlichen, vermogte ſie ſich nicht aufzuſtellen. Der große Druck pecuniärer Bedürftigkeit hatte durch die Unordnungen und Verdrießlichkeiten, die er unvermeidlich nach ſich ſchleppt, etwas ſo Beängſtigendes für ihr Bedürfniß der Ordnung, der Stille, der Wolgeregeltheit, daß der Gedanke, in eine ganz ſorgenfreie Lage zu kommen, den Reiz für ſie hatte, den er für alle großmüthige Seelen hat. Was Wunder, daß ſie den Entſchluß faßte, den Frau von Werden durch Zuſpruch und Ermunterung, aber ohne beſtimmten Rath, in ihr zu reifen ſuchte. Was Wunder, daß ſie einen Schritt that, den ſie nur vom idealen Standpunkt aus verſtehen und beurtheilen konnte, und deſſen eiſerne Realität ſich ihr erſt dann offenbarte, als ihr Schickſal nicht mehr zu wenden war. Da erſt, nachdem ſie erklärt hatte, ſie ſei bereit, ſobald ihre Mutter nichts dagegen einzuwenden habe, ſprach Frau von Werden mit Gräfin Adlercron, ſprach ausführlicher, beſtimmter, rück-

ſichtsloſer mit ihr, als ſie es mit dem jungen Mädchen thun konnte; und Gräfin Adlercron willigte ein. Auch ſie ſprach ſich vollkommen ſchonungslos gegen die Schweſter des künftigen Schwiegerſohnes aus:

„Sie haben die Wolfahrt Ihres Bruders im Sinn, ſagte ſie, daher werden Sie begreifen, wie ſehr mir die meiner Tochter am Herzen liegen muß.“

Frau von Werden zitterte, denn ſie glaubte, ein Nein müſſe dieſer Erklärung folgen. Doch Gräfin Adlercron beſchränkte ſich darauf, im Fall Egon ſtürbe, ſein ganzes Vermögen für Renata zu begehren. Da er keine Vettern und anderweitige Verwandte hatte, ſo kam es nur darauf an, daß Frau von Werden ſich aller Anſprüche an ihres Bruders Erbſchaft begab. Sie that es gern; ſie war wolhabend, und ſie wußte, daß ſie dereinſt die alleinige Erbin ihrer reichen Mutter war. — So ebneten ſich die Wege, auf denen Renata wie ein Opferlamm ihrer Beſtimmung zuging. Nach acht Tagen reiſ'te Frau von Werden, triumphirend wie ein fürſtlicher Brautwerber mit dem Jawort nach Ebernbach, und brachte ihrer überraſchten, bang und freudig zitternden Mutter die Nachricht, daß binnen vier Wochen ein Engel unter ihrem Dach einkehren und bereit ſein werde, Egon als Gattin die Hand, und ſeiner Exiſtenz ſich als Stütze zu weihen. Gräfin Dobenegg zagte, zweifelte, fragte. Sie begriff das junge Mädchen nicht, und noch weniger deſſen Mutter.

„Das junge Mädchen wirſt Du bald verſtehen, die Mutter nie,“ entgegnete Frau von Werden.

Drei Wochen nach ihrer Verlobung fand die Vermälung Dianens mit Graf Regensberg ſtatt, und gleich nach der

Trauung fuhr das junge Ehepaar nach München, um die Oktoberfeste mitzumachen, denn aller Freudendurst und alle Lebenslust, welche Renaten fehlten, wogten in Dianens Brust. — Kaum hatte Gräfin Adlercron dies erste Geschäft glücklich vollbracht, als sie sich an das zweite machte, nämlich an ihre Reise mit Renata nach Ebernbach. Renata selbst fing an zu zagen, als der Augenblick immer näher kam, der sie unwiderruflich einem Mann zuführte und verband, von dem sie nur beängstigende und jammervolle Vorstellungen hatte. So verschieden die Schwestern auch waren und so wenig Renata Dianens Glück- und Jubeldurst theilte, so hatte dennoch der letzteren freudige Seligkeit, womit sie sich in die geöfneten Pforten des Lebens stürzte, der ersteren den Gedanken erweckt, es sei nicht unmöglich, daß ein ähnliches, nur freilich nicht so rauschendes Gefühl, in ihrer Brust Platz finden könne. Gräfin Adlercron bemerkte wol, wie Renata auf jeder Station immer bleicher, ernster und stiller wurde, und suchte sie zu erheitern, indem sie ihr von Dingen erzählte, für die sich Renata interessirte, von dem großen und segensreichen Wirkungskreis, den eine Frau auf dem Lande, in ihrem großen Hauswesen sowol, als auf den gemeinen Mann üben könne; — von den Gartenanlagen, die sie machen, der Bibliothek, die sie anlegen, den herrlichen Musikalien, die sie sammeln werde; — von ihrer vortreflichen künftigen Schwiegermutter, die dem Herzen nach eine Heilige, durch geistige Ausbildung zugleich eine der eminentesten Frauen sein sollte. Das zerstreute denn wieder das arme Kind, und zog ihm die Augen von der Hauptperson ab und der Staffage zu. An einem rauhen und finstern Novembernachmittag fuhren sie in das ohnehin schon

ernſte, jezt aber tiefmelancholiſche Thal von Ebernbach hinein, das mit ſeinen kahlen Bäumen, ſeinen bräunlichen Spätherbſtwieſen, und ſeinem ſchwarzen Nadelholz auf den Bergen ringsum, ſtill und traurig wie der Tod ausſah. Ein Grauen befiel Renata, und halb ohnmächtig lehnte ſie ſich im Wagen zurück, und hörte nicht auf die ekſtatiſchen Ausrufungen ihrer Mutter über die majeſtätiſche Ulmenallee und das impoſante Schloß. Als ſie aber in den Hof fuhren, und Gräfin Adlercron rief:

„Da ſteht Frau von Werden unter dem Portal!“ nahm Renata ſich mit aller Kraft zuſammen, gedachte ihres freiwilligen Entſchluſſes und ihres freiwillig gegebenen Wortes, und ſchüttelte mit ſtarkem Willen die momentane Entmuthigung ab. Frau von Werden und die kleine Adolfine empfingen am Wagen freudig und herzlich die lieben Gäſte, und Gräfin Dobenegg eilte ihnen entgegen, breitete auf der Schwelle ihre Arme nach Renata aus, und ſagte:

„Mein Kind . . . meine Tochter! Gott ſegne Deinen Eingang in unſer Haus! Gott ſegne und behüte Dich, und laſſe ſein Antlitz über Dir leuchten und gebe Dir Frieden!“

Sie drückte Renata mit tiefſter Innigkeit an's Herz, ſah ihr in die Augen, küßte ihre Stirn, legte ihr die Hände auf's Haupt, mit einer ſo überſtrömenden Liebe, daß Renata ſich durch und durch erwärmt fühlte.

„O, ſagte ſie ſchüchtern, werden Sie mich lieben — und aus Liebe Nachſicht mit mir haben können?“

Gräfin Dobenegg ſah ſie an mit ihren großen, lichtbraunen Augen, die wie zwei wunderſchöne milde Sterne aus Wolken, aus ihrem kummervollen Antlitz ſtralten, und

während des langen Anſehens wurde ihr Blick immer weicher, immer zärtlicher, und ſie ſagte:

„Nachſicht, mein Kind? ich denke, die wird kaum nöthig von meiner Seite ſein.“

Dann wandte ſie ſich an Gräfin Adlercron, um auch ihr die Freude ihres Herzens auszuſprechen, und ſchellte, um zu fragen, ob der Graf noch nicht von ſeinem Spaziergang heimgekehrt ſei. Es hieß, er komme ſo eben. Renata zitterte, als ſolle ihr Todesurtheil ihr verkündet werden; Frau von Werden nahm mitleidig ihre Hand, und Egon trat ein. Sein erſter Anblick hatte nichts Abſchreckendes. Er hatte die Figur eines hoch und ſchnell aufgeſchoſſenen fünfzehnjährigen Knaben, ängſtlich ſchmale Schultern, ängſtlich kleine unausgebildete Hände, und eine matt zuſammengeſunkene Haltung. Das Geſicht war eben ſo unausgebildet als die Geſtalt, faſt noch kindiſcher, nur waren die Züge nicht ſowol weich als welk, obwol ſie ein urſprüngliches Ebenmaaß nicht verleugneten. Er hatte die großen, ſchöngeſchnittenen Augen ſeiner Mutter, die aber halbgeſchloſſen von matten, ſchweren Augenlidern faſt unbeweglich ruhten, und einen Ausdruck von ſtumpfer Melancholie hatten — etwa ſo, als fühle ſich die Seele gedrückt von dem kranken Körper. Ganz dünnes und feines rabenſchwarzes Haar legte ſich ſpärlich um die Stirn, die beklemmend öde ausſah. Er war elegant in eine Kurtka von ſchwarzem Sammet, mit ſehr feiner Wäſche gekleidet, und hielt ein ſchwarzes Sammetmützchen in der Hand. Als er auf den Arm eines jungen Menſchen geſtützt, der halb ſein Kammerdiener, halb ſein Spielkamerad war, langſam in die Thür trat, war Renatas erſte Empfindung nur Mitleid, und unwillkürlich

füllten ihre Augen ſich mit Thränen. Gräfin Dobenegg hatte bei Egons Eintritt faſt bebend einen forſchenden Blick auf Renata geworfen, dieſe milden Thränen erquickten ihr Mutterherz.

„Mein guter Egon, ſagte ſie freundlich, Du kommſt grade recht um Deine Braut zu begrüßen.“

Egon verbeugte ſich ſchüchtern aber anſtändig vor Renata und ſagte langſam, als müſſe er ſich auf jedes Wort beſinnen, und als würde es ihm ſchwer die Lippen zu bewegen:

„Ich freue mich .... ich freue mich ſehr .... gar ſehr.“

Er ſah aber durchaus nicht erfreut, ſondern ganz ausdrucklos dazu aus, und um ſeinen Mund zuckte eine kleine Verzerrung der Muskeln. Vor Gräfin Adlercron wiederholte er genau dieſelbe Phraſe, als ſeine Mutter ihn ihr vorſtellte, und dann ſetzte er ſich gelaſſen nieder, ohne auf die Unterhaltung zu achten oder ſich in ſie zu miſchen. Auf beſtimmte Fragen antwortete er beſtimmt mit möglichſt wenigen Worten.

„Biſt Du weit ſpazieren gegangen?“ fragte die Mutter.

„Bis zum Egonsberg,“ erwiderte er.

„Und warum haſt Du mich heut nicht mitgenommen?“ rief die kleine Adolfine.

„Warſt nicht da!“ entgegnete er immer in dem gleichen ſchleppenden Ton. Er ſaß da, trank Thee, benahm ſich, wie etwa ein Kranker, der vor Ermattung theilnahmlos iſt; und nur mit dem Unterſchied, daß dieſe Krankheit ſo lange dauerte als ſein Leben. Etwas Widriges oder Thieriſches hatte er in dieſem Zuſtand durchaus nicht, und das erleichterte unſäglich

Renatas Herz. Eine noch größere Sorge vielleicht entschwand ihr mit der Wahrnehmung, welche sie in den folgenden Tagen machte, daß Egon an Niemand die geringste Annäherung versuchte. Gräfin Dobenegg küßte seine Stirn, streichelte ihm Wangen und Hand; Frau von Werden lächelte und nickte ihm zu; Adolfine nahm ihn bei der Hand: er ließ das Alles geschehen, und hatte als einzige Erwiderung dieser Freundlichkeiten nur ein dankbares und trübes Lächeln, das zuweilen, wenn es dem der Mutter begegnete, ein wenig heller wurde. Es kam ihr und Allen fast mirakulös vor, daß Egon eines Morgens Renata fragte:

„Wie haben Sie geschlafen?" — dermaßen wenig pflegte er sich um irgend Jemand zu bekümmern. Die Tage verstrichen ihm in unausgesetzten, größtentheils mechanischen Beschäftigungen. Er machte kleine Arbeiten in Pappe, übte sich in der Kalligraphie, ging spazieren, pflegte seine Blumen und Vögel. Er war nie allein; zwei Kammerdiener wechselten sich Tag und Nacht bei ihm ab. Außerdem schlief sein Hausarzt in einem Zimmer neben dem seinigen, während am Tage seine Mutter und sein Hofmeister, der ihn seit jener unglücklichen Nacht nie verlassen hatte, immer in seiner Nähe sich aufhielten. So war seine Pflege zwischen genug Personen vertheilt, um keine über ihre Kräfte in Anspruch zu nehmen, obgleich dennoch auf Allen ein gewisser geistlähmender Druck durch diesen unvollkommenen und in unüberwindlichen Schranken gehaltenen Umgang lag.

Gräfin Adlercron ließ nach ihrer Anordnung die Ehepacten aufsetzen und vollziehen, denn Gräfin Dobenegg erklärte sich und ihren Sohn mit jeder Bedingung einverstanden. Obgleich sie Egon mit den allermütterlichst-vorurtheil-

vollen Augen anſah, und ihn liebenswürdiger, beſſer, rührender fand, als irgend ein Menſch im Stande war ihn zu finden: ſo verhehlte ſie ſich doch nicht, welch ein ungeheures Opfer Renata ihm mit ihrer Hand bringe, und ſie konnte nicht müde werden ſich über deren Mutter zu verwundern. Am Tage vor der Hochzeit ſprach dieſe zu ihr:

„Gottlob! jezt hab' ich meine Pflicht gethan! wenn ich jezt ſterbe, ſo hab' ich die Beruhigung, meine älteſte Tochter in einer Lage zu wiſſen, welche ſie befähigt, ſich ihrer unverſorgten Geſchwiſter mütterlich helfend, rathend, ſchüzzend anzunehmen. Ich darf mich ganz auf ſie, und auf die Töchter, die ich herangebildet habe, verlaſſen. Sie ſind in meinem Sinn, nach meinen ſtrengen Grundſäzen: die Pflicht über Alles! erzogen, und ich hoffe, Sie Frau Gräfin, werden bei Renata die Blüten dieſer Erziehung finden."

Grafin Dobenegg, die nie dergleichen Phraſen machte, und am wenigſten um ihre eigene Wirkſamkeit zu loben, dankte der Gräfin Adlercron aus vollem Herzen für das köſtliche Geſchenk, das ſie in der Schwiegertochter empfange, und freute ſich nebenbei ganz heimlich, daß Renata nicht die ſchönen Phraſen der Mutter geerbt hatte, ſondern einfach und unbefangen ſagte und fragte, was ihr am Herzen lag. Faſt ihr erſtes Wort an Gräfin Dobenegg war geweſen:

„Ich ſehe hier Alles ſo wolgeregelt, in ſo friedlicher Ordnung das Einzelne, und das Ganze abhängig von Ihrem Blick und Ihrer Leitung, gnädige Gräfin, daß ich mich umſonſt nach meinem Wirkungskreis umſehe, und ſehr fürchte, Ihnen läſtig zu werden, weil ich keine Lücke gewahre, die ich ausfüllen könnte."

„Nein, mein liebes Kind, erwiderte die Gräfin lebhaft, in eine Lücke hab' ich Dich warlich nicht ſchieben wollen. Nicht an dieſem oder jenem Platz fehlſt Du — ſondern überall; denn Du ſollſt mit Deiner friſchen Jugend, mit dem warmen Herzen und der anregenden Thatkraft, die deren liebliches Erbtheil ſind, unſrer Aller Freude und Erquickung werden, ſollſt Leben und Bewegung in unſre monotone Exiſtenz bringen" . . . . — —

„Ach ich bin nicht munter und luſtig!" unterbrach Renata.

„Nur durch Dein Daſein, liebes Kind! fuhr die Gräfin zärtlich fort; ich ſehe wol, daß Du nicht den ganzen Tag ſingſt und ſpringſt, und das iſt auch gar nicht nöthig, denn das Weſen der Jugend iſt an ſich ſelbſt erfriſchend, wie die Erde im erſten Frühling duftet, ohne daß man ſagen könnte, es ſei dieſer oder jener Blütenduft. Willſt Du aber einen beſtimmten Wirkungskreis haben, und erſcheint er Dir nicht zu ſchwer: ſo geſtehe ich Dir, daß ich Dir den meinen zugedacht habe, nämlich: der Mittelpunkt des Ganzen zu ſein. Keine Einwendung! ſagte ſie lächelnd und legte den Finger auf Renata's Lippen; ich gehe zu Ende und Du gehſt auf. Die Ordnung der Natur bringt es mit ſich, daß ich Dir allmälig Platz mache, und es iſt wünſchenswerth in jeder Beziehung; denn die Verhältniſſe roſten leicht ein wenig ein, wenn ein alternder Menſch mit wundem Herzen ihnen zwanzig Jahr vorſteht. All' meine Sorge war auf Egon konzentrirt, für den ich die Hofnung auf beſſere Tage nicht fahren laſſen konnte, wollte. Dadurch hab' ich vielleicht Manches verſäumt, und Du wirſt Einrichtungen und Neuerungen zu machen finden, für die mir

Muth, Luſt und Neigung fehlten, und die doch nach grade ſehr nothwendig ſein mögen, weil die ewig fortrollende Zeit eine ſtets friſche Anſchauung bedarf, die wenig Menſchen bei ſechszig Jahren haben, und ich .... ganz gewiß nicht! Aber dieſe Erkenntniß hab' ich, und darum ſehnte ich mich ſo ſehr nach dem, was ich in Dir gefunden habe."

Sie umarmte Renata zärtlich, die ſich durch dieſe Innigkeit und Aufrichtigkeit wie in eine neue Welt verſetzt und ſo warm angeſprochen fühlte, daß ſie anfing die Wendung ihres Schickſals mit einiger Zuverſicht zu betrachten. Und ſo ging ſie denn muthig dem Tage ihrer Vermälung entgegen, der auf die Mitte Novembers feſtgeſetzt war. Frau von Werden fuhr in der Zwiſchenzeit zweimal mit Gräfin Adlercron nach Frankfurt, um Einkäufe und Beſtellungen zu machen, welche ſich auf dies neue Familienmitglied bezogen. Gräfin Dobenegg wollte Renatas ganze Einrichtung, ihre Zimmer, ihre Garderobe, von ſtattlicher Gediegenheit und würdigem Geſchmack haben, ſo daß es zugleich für Ebernbach mit ſeiner Umgebung, und für Renata mit ihren Geſinnungen paſſe; und jene beiden Damen erfüllten vollkommen ihre Wünſche. Da man mit Geld alle äußerlichen Einrichtungen leicht und raſch machen kann, ſo wurden denn auch dieſe wie durch einen Zauberſchlag ausgeführt, und Gräfin Adlercron hatte die Befriedigung zu den Füßen ihrer Tochter einen Strom des äußern Glücks hinrollen zu ſehen.

Als Renata inſofern über Egon beruhigt war, daß ſie nicht die geringſte Zudringlichkeit von ihm zu fürchten brauchte, fing ſie an ſich ihm ſanft zu nähern und von den Dingen zu ſprechen, die ihn intereſſirten. Egon war wie

die kleinen Kinder, welche auch den Instinkt haben zu erkennen, wer ihnen freundlich oder gleichgültig gesinnt ist, und welche dann bei jenen traulich, bei diesen stumm werden. Er schlug ihr Spaziergänge vor, schenkte ihr Blumen, und versprach ihr jeden Morgen einen frischen Strauß. Doch weiter ging weder seine Conversation noch seine Aufmerksamkeit; und doch war es mehr Theilnahme, als er sonst irgend einem Menschen bewiesen, und seine gute Mutter freute sich halbselig darüber.

Die Trauungsceremonie fand in der kleinen Schloßkapelle statt, und ging sehr glücklich vorüber — wie denn Egon überhaupt nichts Unpassendes, sondern genau das that, was man ihm vorher eingeprägt hatte. Er sprach sein Ja zu rechter Zeit, sah ruhig und freundlich aus, und schien einigermaßen zu verstehen, daß ihm durch Renata ein Glück beschеert werde. Sie sah so weiß aus wie ihr Kleid. Sie weinte nicht und zitterte nicht. Sie hatte sich entschlossen, aber es war als gehe in diesem Entschluß ihr Leben zu Grunde, und ihr Ja war klar und hart. Ob die ungewöhnliche Anstrengung ihn überreizt hatte, oder ob, wie gewöhnlich, ohne sichtbare Ursache das Übel eintrat; genug, man hatte die Kapelle kaum eine halbe Stunde verlassen, als Egon einen fürchterlichen Anfall bekam und augenblicklich besinnungslos nach seinem Zimmer getragen wurde. Gräfin Dobenegg hatte so eben der Schwiegertochter alle Haus- und andre Beamte vorgestellt, und gleichsam ihr eignes Ansehen und ihre Obergewalt Renaten abgetreten, als diese Störung kam. Da sie ihrem Sohn in diesem Zustand nicht die geringste Hülfe leisten konnte, ihn vom Arzt und ergebenen Männern umringt wußte, und durch den

traurigen Anblick oft ſelbſt bis zur Ohnmacht erſchüttert wurde, ſo pflegte ſie die Momente des heftigſten Paroxismus verſtreichen zu laſſen, ehe ſie zu ihm ging. Ohne im Mindeſten Furcht oder Beſtürzung zu verrathen, machte Renata eine Verneigung, um die Anweſenden zu entlaſſen, und wollte Egon folgen. Ihre Mutter hielt ſie zurück und ſagte:

„Bleibe, Renata! Egons Mutter ſelbſt begleitet ihn nicht! Du biſt dort überflüſſig und er iſt in den ſicherſten Händen.“

„Ob er es iſt und ich es bin, davon muß ich mich mit eigenen Augen überzeugen, wie ſeine Mutter es gethan hat,“ erwiderte Renata, wandte ſich zu ihrer Schwiegermutter, die erſchöpft von den verſchiedenen Emotionen des Tages in einem Sopha zuſammengeſunken war, küßte ihre Hand und ging alle Kraft ſammelnd zu Egon.

Der Arzt kam ihr entgegen und rief lebhaft: „Nicht weiter, gnädige Gräfin! Nervenzufälle ſind anſteckend.“

„Für ſchwache Nerven; die meinen ſind ſtark, Herr Doctor,“ entgegnete Renata mit einer Stimme, die wiederum hart klang, weil ſie nicht beben ſollte.

Sie ging ins zweite Zimmer, wo Egon auf einem breiten Divan in den heftigſten Convulſionen ſeiner ſchauderhaften Krankheit lag. Es wollte ſich ein Flor über ihre Augen ſenken, ein nervöſes Zittern durch ihre Glieder ſchleichen; aber ſie dachte: Hab' ich nur den Anblick beim erſten Mal gelaſſen ertragen, ſo wird es mir künftig leichter werden, und wie kann ich mich denn überhaupt fürchten vor zuckenden Nerven! — So ſetzte ſie ſich in einiger Entfernung zu den Häupten des Divans, beobachtete den Arzt,

die Diener, und erfüllte Alle mit großer Bewunderung ihrer Kaltblütigkeit. Wenn der Paroxismus vorüber war, verfiel Egon in eine Lethargie, die nur ganz allmälig nach einigen Tagen wich; und dann pflegte er auf kürzere oder längere Zeit, je nach der Laune seines geheimnißvollen und unheilbaren Übels, verschont zu bleiben. Nach Verlauf von anderthalb Stunden war Egon ruhiger, und Renata kehrte mit derselben gelassenen Haltung zu ihrer Schwiegermutter zurück, die sie in ihre Arme schloß und bleich vor Sorge sagte:

„Traueſt Du Dir nicht zu viel zu, armes liebes Kind?"

„Ich denke nicht, liebe Mutter, entgegnete Renata. Es iſt doch beſſer, daß ich mit dem Willen es zu ſehen, das Übel ſehe, als wenn ich durch plötzliche Überraſchung dazu gezwungen würde. Jezt iſt die Gewalt des erſten Eindrucks gebrochen."

Gräfin Dobenegg war ſtill beglückt, Frau von Werden ſehr erfreut durch Renatas ganzes Benehmen. Gräfin Adlercron hingegen war faſt unzufrieden; denn obwol ſie ſich viel darauf einbildete, ihre Töchter zur Pflichttreue und Selbſtändigkeit erzogen zu haben, ſo war ſie doch von allzu herrſchſüchtigem Charakter, um nicht den Verſuch einer fortdauernden Domination zu machen. Der ſcheiterte aber gänzlich; denn von dem Augenblick, wo Renata vor dem Altar ihre Hand in Egons legte, emanzipirte ſie ſich von der mütterlichen Autorität und beſchloß, derſelben keine Einmiſchung in ihre häuslichen und ehelichen Verhältniſſe zu geſtatten, ja, ſie mit aller ſchuldigen Hochachtung ſo fern wie möglich von ſich und ihrem Kreiſe zu halten. Daher war ſie mit nichten ſchmerzlich ergriffen durch die Abreiſe der Gräfin

Adlercron; und mehr durch Frau von Werdens, denn die war doch ihrem Alter näher, jugendlich lebhaft, geſprächig! — und jezt, bei herannahendem Winter ſah ſie ſich allein zwiſchen der Schwiegermutter und dem Gatten. Aber Gräfin Dobenegg war von ſo wundervoller Güte und an ein ſolches Leben der Aufopferung gewöhnt, daß der Egoismus des Alters in ihr nicht hatte Wurzel ſchlagen können. All' die unerbittlichen Foderungen, die unbedingten Anſichten, die ſtarren Schroffheiten, durch welche Eltern im Familienkreiſe ſo eiſern auf deſſen jüngere Mitglieder drücken können, fehlten ihr entweder oder gingen unter, einer andern geliebten Perſönlichkeit gegenüber. Sobald Renata ihre Schwiegertochter war, ſuchte ſie dieſelbe in's Licht, und ſich ſelbſt in Schatten zu ſtellen; ſuchte zu verſchwinden in Allem, wo ſie bis jezt geherrſcht hatte, um Renaten freie Hand zu laſſen, und nur mit einem beifälligen Lächeln; einem lobenden Wort, oder einem linden Rath ihre Theilnahme zu äußern. Überdas wußte ſie ſich in ihrer Anſchauungsweiſe des Lebens ſo ganz zu der jungen unerfahrenen Renata herab zu ſtimmen, daß ſie deren Vertrauen gewann, ohne ſie einzuſchüchtern. Es war unmöglich, ſich ein anmuthigeres Verhältniß vorzuſtellen, als zwiſchen dieſen beiden Frauen, einen ſolchen Wetteifer liebender Rückſichten, welche doch nie in überſpannte oder ſentimentale Carikaturen ausarteten, weil ſie aus wahrem Gefühl entſprangen und daher nicht heraufgeſchraubt zu werden brauchten. Der Winter verging ungleich ſchneller und leichter, als Renata gefürchtet hatte. Gräfin Dobenegg übertrug ihr ſo manche Beſchäftigungen durch die Leitung und Oberaufſicht aller Verhältniſſe des Hauſes, der Beſitzungen und des Vermögens,

und legte nebenbei einen ſo hohen Werth auf die möglichſte Ausbildung ihres muſikaliſchen Talents, ihrer ſprachlichen und ihrer andern Kenntniſſe, daß Renatas Tage faſt überfüllt waren, und im einfachen Wechſel der Pflichterfüllung und ruhiger Erholung ſchnell verflogen. Von außen freilich kam wenig Neues; die Freuden und Zerſtreuungen der Jugend fehlten ihr; ein bunter geſelliger Kreis umgab ſie nicht. Briefe von Diane, die den erſten Winter in Wien zubrachte, flogen wie fremde bunte Vögel nach Ebernbach, und ergötzten Renata ohne ſie zu locken. Tanz, Putz, Gedränge waren ihr immer eine Plage geweſen, ſobald ſie ſich hineinmiſchen ſollte. Die Gefallſucht, welche in dem lauten Treiben ſo reichliche Nahrung findet, ſchlief in ihr. Auch die Sehnſucht nach einem unbeſtimmten Glück, durch welche die Herzen ſo wund und weich gerieben werden, war noch nicht in ihr erwacht. Sie war noch zu jung und die Seele zu unentwickelt, um ihre eigenen Bedürfniſſe und Anfoderungen zu kennen. Frühling und Sommer vergingen noch freundlicher. Während der milden Jahrszeit befand Egon ſich ungleich beſſer, konnte weitere Spaziergänge machen, auch Spazierfahrten, zuweilen mit Renata, zuweilen mit ſeiner Mutter, während dann jene ritt. Sie machte Anlagen und Bauten im Park, ſie ließ Bäume pflanzen, ſie beaufſichtigte die Schulen, die Armenpflege, die Kranken und Gebrechlichen; ſie that es mit wahrem Intereſſe, aber auch mit dem kleinen Stolz, welcher ſo natürlich in ganz jungen Menſchen iſt, wenn ſie ſich in einer gewiſſen Freiheit und Herrſchaft über andere ſehen, denen ſie Schutz, Hülfe, Ermunterung gewähren können, und wenn ſie noch nicht die entmuthigenden Erfahrungen über eigene Mißs

griffe und Irrthümer, und über fremden Undank und Mißbrauch gemacht haben.

„Dies ist das glücklichste Jahr meines Lebens!“ rief Renata jubelnd im Spätsommer, als sie siebzehn Jahr alt wurde.

„Das freut mich sehr,“ sagte Egon, der mit dieser theilnehmenden Redensart ziemlich freigebig war. Nur konnte man nicht genau wissen, ob er wirklich irgend eine Empfindung damit verband.

„Mögen alle folgenden Jahre diesem gleichen!“ sagte Gräfin Dobenegg tiefgerührt.

Dem war aber nicht also. Der empfindlichste Schlag sollte die arme Renata treffen, und noch bevor das „glücklichste Jahr ihres Lebens“ verflossen war! Eine Brustentzündung legte binnen drei Tagen Gräfin Dobenegg in's Grab. Maßlose Trauer herrschte in ihrer näheren und ferneren Umgebung in dem ganzen Kreise, dem sie vierzig Jahr mit unermüdlicher Treue und Sorgfalt vorgestanden. Die Mutter ist todt! hieß es in Ebernbach, in Burgeis, in dem entfernteren Marienort, wohin sie doch kaum Einmal im Jahr kam. Man hatte solche Zuversicht, solch' Vertrauen zu ihr, daß Alle mit einer gewissen Besorgniß in die Zukunft sahen, sich bedenklich über die junge Gräfin, über ihren Mangel an Erfahrung aussprachen und hin und her erwogen, ob der alte Stand der Dinge fortdauern könne. Die Ehrgeize regten sich; die Neuerungssüchteleien. Der Inspector wollte Amtmann werden; der Förster Oberförster. Hier verlangte Einer Pension, dort ein Anderer Gehaltzulage; da ein Dritter ermäßigte Pacht. Der Pfarrer von Burgeis erhub eine Klage gegen den von Ebernbach, der

das Vorrecht, an den hohen Festtagen in der Schloßkapelle zu Ebernbach zu predigen, für sich allein behauptet habe, während es ihnen wechselsweise zustand. Die Schullehrer begehrten nach einem neuen Schulplan ihren Unterricht zu organisiren. Der Schloßgärtner rückte mit einem neuen, heimlich und sauber gefertigten Plan hervor, der den Garten von Ebernbach erst der Erde gleich gemacht, und dann aus lauter neuen Anlagen bestehend, zeigte. Wie unter Millionen bei einem Thronwechsel, herrschte unter diesem Paar tausend Menschen eine große Aufregung, welche nur Diejenigen nicht verstehen werden, die das Landleben nicht aus eigner Anschauung kennen, und es sich daher aus arkadischen Schäfern und idyllischen Zuständen zusammensetzen, während es doch im Kleinen, in kleinen Ansprüchen, kleinen Bestrebungen, kleinen Projecten, dem großen Treiben auf einem Weltschauplatz gleicht; — aber freilich wie eine Copie in Miniatur von einem historischen Wandgemälde Tintorettos.

Während all' diese Leidenschaften um sie aufwachten, war Renata in den tiefsten Schmerz versunken; denn jezt erst fing sie an die Nachtseite ihrer Lage, ihre fürchterliche Abgeschiedenheit, ihre absolute Herzenseinsamkeit zu begreifen. Einen Augenblick hatte es geschienen, als wolle der plötzliche überraschende Schmerz den Schleier lüften, der sich um Egons Seele wob. Es kam Zusammenhang in seine Gedanken. Sein Verlust trat ihm so schneidend entgegen, daß er ihn wenigstens momentan ermessen konnte.

„Jezt liebt mich Niemand mehr!" sprach Egon, als er mit Frau von Werden und Renata am Sarge der Mutter stand.

„Und mich auch nicht," ſagte Renata mit dumpfer Troſtloſigkeit, und bog ſich zur geliebten Leiche herab.

„O Kinder! meine lieben, lieben Kinder! rief Frau von Werden in Thränen aufgelöſ't, rechnet Ihr mich denn für gar nichts?"

„Ja, Du biſt gut, Charlotte, erwiderte Egon, und haſt mich auch recht lieb. Aber Deinen Mann haſt Du lieber, und die Adolfine tauſendmal lieber — grade ſo lieb, wie die Mutter mich hatte. Das weiß ich recht gut. Du kannſt nicht hier bleiben, nicht mir helfen mit gutem Rath, nicht alle Geſchäfte führen wenn ich krank bin .... wer ſoll das künftig thun?"

„Ich, lieber Egon! ſagte Renata höchſt erſtaunt über ſeine folgerechte Gedankenreihe. Mein einziger Troſt iſt der, daß ich Dir jezt werde nützlich ſein können."

„Willſt Du das wirklich? fragte er mit Thränen im Auge; willſt Du gewiß bei mir bleiben, Renata, ſo lange ich lebe? mich nicht verlaſſen, nicht ſterben?"

Renata legte die Hand auf die ſtille Bruſt der Todten und ſagte: „Ich will bei Dir bleiben, Egon; ich will Dich nie verlaſſen; ich will, wenn Gott uns gnädig iſt, dereinſt Deine Augen ſchließen; ich will Dich lieben, wie Deine Mutter Dich geliebt hat. Amen."

„O mein Engel!" rief Egon mit gehobener Stimme, und ein Stral des Bewußtſeins blitzte in ſeinem Auge auf. Aber der arme Körper war nicht dieſer Exaltation gewachſen. Die Regungen des Geiſtes thaten den Nerven weh; ſie erlagen der Erſchütterung, und die Materie behielt die Oberhand. Er ſank zuſammen, und als er nach einigen Tagen aus ſeiner Lethargie erwachte, ruhte die Mutter in der Gruft,

war die Schweſter zu Gemal und Kind zurückgekehrt, waltete Renata allein, ganz, ganz allein in Ebernbach — denn Egon war ſo ſtumpf wie je.

Es begann für ſie ein eiſernes Leben. Sie war ganz auf ſich ſelbſt angewieſen. Bei jedem Schritt den ſie that, bei jedem Ja und Nein das ſie ausſprach, fühlte ſie das Bedürfniß einer ſanctionirenden Autorität, wie die Schwiegermutter es ihr geweſen war, und fand ſie nirgends. In allen Dingen mußte ſie allein prüfen, wählen, entſcheiden. Sie mußte Beſtimmungen treffen, Anordnungen machen, Foderungen zurückweiſen, Bitten abſchlagen, Geſuche anhören — von denen ſie bis jezt keine Ahnung gehabt. Was wußte ſie von den herrſchaftlichen Rechten, was von der ökonomiſchen Verwaltung, was von den Verhältniſſen der Grundbeſitzer zum Staat! Und doch fanden ſich Momente und Beziehungen, die Kenntniß dieſer Dinge von ihr begehrten. Was wußte ſie von den kleinlichen Intereſſen, welche die Menſchen veranlaſſen zu heucheln, zu ſchmeicheln, zu lügen und ſich zu ſchmiegen, um einen geringen Vortheil zu erlangen! Und doch gab es Augenblicke, wo ſie die Maske der bereitwilligen Augendienerei durchſchauen, und in der Unterwürfigkeit das Verlangen nach künftiger Herrſchaft vorausahnen ſollte! Alle Beamte, Untergebene und Diener des Hauſes ſuchten ſich bei ihr in Gunſt zu ſetzen, um ein bischen regieren zu helfen, ſei es in den Schulen oder über die Kaſſe, bei der ökonomiſchen Verwaltung oder bei der Beſetzung der Pfarren, der Pachthöfe, der Dienſtſtellen. Sie that Mißgriffe; ſie lieh dem Einen zu ſehr, dem Andern zu wenig ihr Ohr; ſie war unkundig der Menſchen, denn nicht aus Büchern und aus Belehrungen durch

Andere lernt man sie kennen, sondern nur aus eigener mühseliger Erfahrung, zu deren Quell Jeder sich hinwinden muß. Allmälig kam die Besonnenheit, die Überlegung, dann das Urtheil. Sie sah, daß der Mensch das Kind seiner Eigenthümlichkeit, und das verzogene Kind seiner Launen, Vorurtheile und Gewohnheiten ist. Jenes wollte sie sich gefallen lassen, bei sich selbst wie bei Anderen; dieses — durchaus nicht. Sie ward hartnäckig und schroff, aber wahr und unbestechlich. Sie that Keinem Unrecht, aber sie machte sich nicht beliebt, denn in der harten Schule der Erfahrung lernt man Nachsicht mit den Menschen haben, doch nicht sie lieben. Anfangs hatte Jeder für sich auf Vortheil oder Erleichterung speculirt, als das Regiment aus den Händen einer alten Frau, die eine traditionelle Autorität übte, in die einer blutjungen kam. Bald sah man ein, daß sich über die junge Frau kein Einfluß gewinnen ließ. Sie war gerecht, aber streng und ernst. Daraus machte man ihr einen großen Vorwurf, und wurde sehr verdrießlich; jedoch hatte man hohe Achtung vor ihr, und hegte man auch nicht für sie das blinde Zutrauen der Liebe, so flößte sie doch allgemein das Vertrauen ein, das sich auf einen gerechten und wahren Charakter basirt.

Glücklich war sie nicht, allein sie hatte nicht recht Zeit, sich dessen bewußt zu werden, und das war ganz gewiß ein großes Glück für sie. Denn ein Glück ist nicht das Glück, ist nur Ersatz oder Beschwichtigung. Es lag wol eine momentane Befriedigung für Renata in dem Bewußtsein ihrer treuen und sorgsamen Pflichterfüllung. Wie es indessen sinnliche Genüsse giebt, die dem Menschen eine flüchtige Befriedigung gewähren, ohne im Geringsten mit dem Glück

verwandt zu ſein, ſo giebt es, wenn auch in höherer Sphäre, geiſtige Genüſſe, die ebenfalls ſehr erfreuen können, ohne doch der Bedürftigkeit des ganzen Menſchen vollkommen zu genügen. Dies Genügen iſt Glück. Ewig dauern in ſeiner ekſtatiſchen Seligkeit, in ſeiner Verklärung, kann es nicht inmitten unſrer unvollkommnen, ſchwankenden Verhältniſſe, welche nun einmal die Bedingung unſrer irdiſchen Exiſtenz ausmachen; aber in uns wirken kann es fort und fort, und je vollkommner es war, um deſto höher und mächtiger wird es wirken. Nach dieſem Sonnenſtral ſehnt ſich der Menſch zu ſeiner Entfaltung, ſeiner Reife, denn das Gefühl des Mangels bedrückt ihn, noch ehe ihm klar geworden iſt, was eigentlich ihm mangelt, weil jenes Bedürfniß ein ſo unabweisliches und naturnothwendiges iſt. Wie hätte es nicht in Renata erwachen ſollen? Aber klarer und verſtändiger als die, welche nicht der unbeſtimmten Sehnſucht auf den Grund gehen, zerlegte ſie ſich ihre Verhältniſſe, fand daß ſie der gewohnten Ordnung der Dinge grade entgegen liefen, indem ſie das Weib zum Herrn und Beſchützer, den Mann zum abhängigen Schützling machten, ohne doch dem Weibe die Freiheit zu geſtatten, die der Mann zu genießen pflegt. Und in dieſen Verhältniſſen, welche dem eigentlichen Weſen der Frau nicht entſprechen, und welche doch grade den Kern *ihrer* individuellen Beſtimmung ausmachten, fand ſie den Urgrund der beängſtigenden, unruhigen und niederbeugenden Gefühle, die ſich zuweilen ihrer bemächtigen wollten. Als ſie das Warum zu wiſſen glaubte, reſignirte ſie ſich, und ſah ihrem Schickſal feſt in's Auge. Durch ihre exceptionelle Lage erklärte ſie ſich die Sehnſuchtswogen, die ihr zuweilen durch die Seele fluteten, und gelaſſen ſprach ſie zu ſich ſelbſt:

„Umſonſt!“ Sie beklagte und bemitleidete ſich nicht, denn ſie betrachtete die verſchiedenen Geſchicke ruhend in der Hand Gottes, bis er ſie ſeinen Menſchen zur Ausführung anvertraute; aber ſie beklagte auch keinen Andern. Die Kraft war da, doch ohne Verklärung; drum war ſie Härte. Das Licht war noch nicht auf den Diamant gefallen; drum glich er dem Kieſel.

Diane war ihr durchaus unverſtändlich. Die Schweſtern korreſpondirten fleißig, ohne ſich deshalb innerlich näher zu kommen, was freilich auch ſchwer war bei der oberflächlichen Erregbarkeit der Einen, und dem gehaltenen Ernſt der Andern. Dianens Briefe waren voll Klagen über ihre Einſamkeit, über die häufigen Reiſen ihres Mannes, über ſeinen Mangel an Zärtlichkeit und Theilnahme für ſie; hauptſächlich aber voll untröſtlichen Schmerzes, daß ſie kinderlos ſei. Renata ſchrieb ihr höchſt gelaſſen: ſie ſolle ſich in mütterlicher Liebe, Pflege und Sorgfalt nur an ihren Stiefkindern üben, die, zwei und drei Jahr alt, in ihr die wahre Mutter lieben würden. Diane fand das ganz ungenügend! ſie wurde ein wenig romaneſk, ein wenig ſentimental um der Schweſter zu erklären, daß es ſehr traurig ſei, nur die Kinder eines geliebten Mannes und einer fremden Frau vor Augen zu haben, aber keine eignen. Renata, mit ihrer gänzlich der nächſten Pflicht zugewendeten Richtung, ermahnte ſie, ſich dieſen Kindern und ihrem Hauſe zu widmen, wenn ihr Mann ihre Zärtlichkeit nicht erwidre. Diane fand die Schweſter ſehr kalt, und Renata fand Diane ſehr unverſtändig. Als aber die Klagen der Letzteren immer unruhiger und unbeſtimmter, und ganz krankhaft gereizt wurden, als ſie von ihrem Elend und ihrer Troſtloſigkeit ſprach:

da gerieth Renata in Angſt, und um ſo tiefer, als ſie gar keinen Maßſtab für das Unglück hatte, unter welchem Diane erlegen ſein mogte. Dies Unglück war freilich ein großes, nämlich — die Langeweile! Renata beſchloß die Schweſter zu beſuchen, und mitten im Winter Tag und Nacht zu reiſen, um acht Tage in Regensberg zu ſein, und dann wieder mit Courierpferden nach Ebernbach zurückzufahren. Egon war grade in dem ſtillen ungefährlichen Zuſtand der Reconvalescenz, der auf eine Kriſis folgte, und ſo glaubte ſie es der Schweſter ſchuldig zu ſein, die ſie rathlos wußte und als ſehr jugendlich unbedachtſam kannte.

„Liebe, liebſte Diane, was fehlt Dir!“ rief Renata halb beſorgt, halb erſtaunt Diane in der friſcheſten, roſigſten Blüte der Jugend und Schönheit zu finden.

„Du, Renata! o, nur Du! nur ein Menſch, mit dem ich täglich, ſtündlich umgehen kann! nur etwas Geſellſchaft, etwas Umgang, etwas Anſprache, etwas Leben und Bewegung außer mir, welche dem in mir entſprächen! ich bin nicht an dieſe Abgeſchiedenheit gewöhnt. Zu Hauſe war es nicht ſehr amüſant — o Gott nein! nicht im Mindeſten! — wir waren aber unter uns ſo Viele, und der Eine wollte dies, der Andre das, und der Dritte jenes, daß es doch im Grunde munter genug zwiſchen uns herging. Oder ſollte mir das jezt nur ſo vorkommen? Hier leb' ich mutterſeelenallein mit den Kindern und deren Bonne, bei der ich wenigſtens den Troſt habe, daß ich engliſch mit ihr ſprechen kann; und es vergehen Wochen, gar Monate, ohne mir ein fremdes Geſicht zu zeigen. Mein Mann aber amüſirt ſich während der Zeit in Wien, Berlin, was weiß ich wo! und ich vergehe in der unerhörteſten Langenweile. Ich

kann es nicht mehr ertragen! ich hab' ihn geheirathet, um bei ihm zu ſein und mit ihm zu leben, um ihn zu lieben und mich von ihm lieben zu laſſen" . . . . — —

Sie hatte mit fliegender Lebhaftigkeit geſprochen. Jezt brach die bebende Stimme in Thränen.

„Ich denke Du haſt geheirathet um neue Pflichten zu übernehmen, entgegnete Renata, und wenn es die Deinen mit ſich bringen, fern von Deinem Mann zu leben, ſo kannſt Du es wol beklagen, aber Dich deshalb doch nicht in Troſtloſigkeit verſenken. Und dann haſt Du ja die beiden niedlichen Knaben."

„Ach die fremden Kinder! rief Diane beinah unwillig; eigene will ich!"

Renata ſah ſie ſtarr an. Nie war dieſer Wunſch auch nur mit der leiſeſten Regung in ihr erwacht. Sie ſagte, durch ihre Gedanken zerſtreut:

„Eigene Kinder! das iſt freilich etwas Andres."

„Nicht wahr, meine liebe Renata! rief Diane mit ſtrömenden Thränen; o, etwas durch und durch Andres! das freut mich denn doch, daß Du das auch findeſt. Ja, ſiehſt Du! ich muß etwas zu lieben haben, und zwar etwas, wovon ich nicht laſſen kann; und das wäre doch nur mein eigenes Kind. Ich dachte wol früher, daß es mein Mann ſein ſollte . . . . allein er lebt ja recht gut ohne mich, da werde ich denn auch gleichgültiger. Die beiden Kinder ſind gar lieb und nett, und es giebt Augenblicke, in denen ich mich recht ſehr mit ihnen beſchäftigen kann; aber wären ſie nicht da, ſo würde ich mich leicht tröſten. Sie gehören nicht zu meinem Leben, zu meinem Herzen, ſie ſind keine Nothwendigkeit meiner Exiſtenz" . . . . —

Sie wurde durch einen Diener unterbrochen, der einen Brief und die Meldung brachte: der Bote warte auf Antwort. Während Diane las, verklärte sich ihr liebliches Gesicht dermaßen, daß Renata glauben mußte, Graf Regensberg kündige ihr seine baldige Ankunft oder sonst ein frohes Ereigniß an.

„Herrlich! rief Diane und tanzte zum Schreibtisch; ich nehme die Einladung an, und für Dich in Anspruch. Ein Ball! das kommt mir selten!"

Sie schrieb, während Renata sich mühsam von ihrem Erstaunen erholte. Jezt hatte Diane all' ihren Gram, all' ihre Liebesbedürftigkeit, ihren Mann, fremde und eigene Kinder nicht sowol vergessen, als vielmehr: sie bedurfte ihrer nicht, denn sie hatte Beschäftigung und anregende Gedanken. Dies war am Montag; Donnerstag sollte der Ball bei dem Präsidenten in Ratibor statt finden, und in der ganzen Zeit hörte Renata nicht eine Sylbe aus Dianens Munde, welche an die Klagen ihres ersten vertraulichen Gesprächs erinnert hätte. Renata zuckte heimlich die Achseln über eine solche Flatterhaftigkeit der Gefühle, und bereute fast die beschwerliche Reise so unnützer Weise unternommen zu haben. Indessen war es ihr doch tröstlich, aus eigener Anschauung die geringe Begründung von Dianens „Elend" erkannt zu haben, und beruhigt reis'te sie nach Ebernbach zurück.

Ihre Mutter hatte sie nicht gesehen seit sie verheirathet war. Gleich nach dem Tode ihrer Schwiegermutter hatte Gräfin Adlercron ihr geschrieben, sie sei bereit, um Renatas Einsamkeit zu erheitern, sich für den ganzen Winter bei ihr niederzulassen, und zwar mit ihren sämtlichen Kindern, so viel deren bei ihr waren. Renata schrieb augenblicklich zurück,

der Beſuch ihrer Mutter könne ihr nur Freude machen; doch müſſe ſie bitten, daß die jüngeren Geſchwiſter, und hauptſächlich die kleinſten Brüder, daheim in Augsburg blieben, weil Egon durchaus nicht an eine ſo geräuſchvolle Hausgeſellſchaft gewöhnt ſei. Gräfin Adlercron antwortete höchſt beleidigt: ob Renata ſie für eine Rabenmutter halte, die fähig ſei ihre Kinder ohne Aufſicht zurück zu laſſen; und ſie werde allein nicht kommen. Renata ſprach mit dem Hausarzt, der freilich ein ſehr vorſichtiger und ziemlich bejahrter Herr war, und daher nicht ohne Entſetzen an eine Schaar von fünf Knaben zwiſchen ſechs und zwölf Jahren, herumſauſend in dem ſtillen Ebernbach, denken konnte. Er erklärte, einer ſolchen unvermeidlichen Aufregung, ſei es auch eine angenehme durch die fröhliche Jugend — wie er verbindlich hinzufügte — wären Egons Nerven durchaus nicht gewachſen, und für die Kinder ſelbſt könne es ſchädlich ſein, wenn ſie Zeugen eines ſeiner Anfälle würden. Brächte doch um derſelben Urſach willen Frau von Werden ihre Tochter nicht mehr nach Ebernbach. Das ſchrieb Renata ihrer Mutter, und fügte die demüthige Bitte um ihren Beſuch hinzu. Doch Gräfin Adlercron nahm es ſehr übel, daß Renata wagte die Rückſicht auf ihren Mann dem Wunſch der Mutter entgegen zu ſtellen, kam nicht, und gab Geſchäfte vor. Inzwiſchen fanden ſich dieſe wirklich. Graf Sternfels war mit zwei anderen Herren nach München gekommen um die dortigen Pferderennen, und überhaupt die bairiſche Pferdezucht kennen zu lernen, und Ignaz, der in München ſtudirte, war mit den Fremden bekannt geworden. Er veranlaßte ſie zu einer Fahrt nach Augsburg und führte ſie bei ſeiner Mutter ein. Seine Schweſtern Euſebie und Florentine, ſiebzehn und

ſechszehn Jahr alt, waren noch ſchöner als Diane, und machten noch mehr Eindruck auf die Fremden, als die Münchner Schönheiten in der Ringelhaube bereits gemacht. Graf Sternfels, der ſich gern „ein alter Knabe" zu nennen pflegte, um ſeine joviale Lebensfriſche auf dieſer Folie funkeln zu laſſen, hielt ſeine Freiheit für ungefährdet, indem er ſeine Huldigungen zu Euſebiens Füßen niederlegte. Sie hätte dieſelben vielleicht nicht angenommen; allein Gräfin Adlercron that es ſtatt ihrer, und Graf Sternfels ſah ſich gefangen — was ihn ein wenig beängſtigte, wegen ſeines ſchwankenden Vermögens, aber ſeiner Eitelkeit ganz enorm ſchmeichelte. Nicht ſo ſchnell gelangte Gräfin Adlercron mit Graf Selden zum Ziel, der ein ernſter junger Mann und ohne geckenhafte eitle Verliebtheit war. Er empfand wahre Neigung zu Florentinen, und wollte daher gern an die ihre glauben, bevor er ihr ſeine Hand antrug. Eh' es dahin kam, litt Gräfin Adlercron namenloſe Angſt, denn dies war in jeder Beziehung eine ganz vortrefliche Heirath. Endlich kam ſie doch zu Stande! Beide Schweſtern wurden an demſelben Tage verheirathet, und reiſ'ten dann mit ihren Männern über Ebernbach nach Norddeutſchland. Renata machte die honneurs von Ebernbach anmuthig und unbefangen, und wie Alle, die ſie in ihren häuslichen Verhältniſſen ſahen, empfanden auch die Schweſtern und Schwäger wahre Hochachtung für ſie.

Ende des erſten Bandes.

Digitized by Google

Aus der Gesellschaft.

Gesammt-Ausgabe der Romane

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Achter Theil.

Cecil. Zweiter Band.

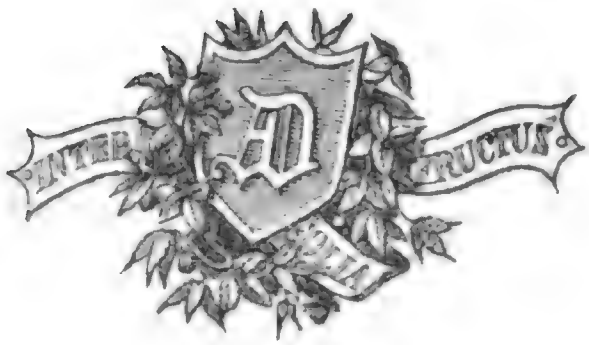
Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1845.

Cecil.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.



Zweite Auflage.

D. a.
41.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1845.

Digitized by Google

Vier Jahre hatte Renata in dieſer gleichförmigen durch keine Ereigniſſe unterbrochenen Stille gelebt, als der Tod des Hausarztes eine große Lücke in dem engen Kreiſe machte. Er hatte faſt ein Vierteljahrhundert im Schloß zu Ebernbach wie eine Auſter in der Schale geſeſſen, und fleißig aus Büchern, wenig aus Erfahrung gelernt — wie das die Verhältniſſe mit ſich brachten. Aber eben deren Enge begünſtigte auch ſein warmes inniges Anſchließen an die Familie, ſo daß er ſich als deren Mitglied betrachtete, und auch wiederum ganz ſo von ihr angeſehen wurde. Renata hatte die größten Aufmerkſamkeiten für ihn und pflegte ihn töchterlich in ſeiner letzten Krankheit. Die Sorge war groß ſeine Stelle gut zu beſetzen! Ein geſchickter Arzt würde ſich ſchwer für einen ſo geringen Wirkungskreis entſcheiden, und einen unerfahrnen wollte man nicht. Überdas iſt es immer beängſtigend ſich plötzlich zu einem Fremden in ſo nahe Berührung geſtellt zu ſehen, der als Arzt Vertrauen, Offenheit, Einweihung in traurige Geheimniſſe begehrt, und mit forſchendem Blick hinter Schleier dringt, die manche ungeahnte wunde Stelle verhüllen. Frau von Werden kam Renaten zu Hülfe; und da es in der Welt keine Bedürftigkeit

giebt, der nicht eine andere entgegen kommt, so daß sie sich ausgleichen und heben können, wenn ihnen das Glück wird, sich zu begegnen; und da die Reichen den großen Vorzug haben nach solchen Ausgleichungen, die häufig auf dem Gelde basiren, umherzusuchen: so fand sich denn wirklich nach mehren mißlungenen Vorschlägen ein Mann, der sich entschloß für ein enormes Gehalt, vorläufig auf ein Jahr, als Hausarzt nach Ebernbach zu gehen, um dort in seinen Mußestunden ein wissenschaftliches Werk über die Krankheitsformen der verschiedenen Zeiten auszuarbeiten.

Doctor Weinhold war ein gescheuter und gebildeter Mann, der zu sprechen wußte ohne plauderhaft zu sein: eine Klippe, an welcher die meisten Ärzte scheitern. Ohne sich in unerquickliche wissenschaftliche Spezialitäten zu vertiefen, und ohne Wunderthaten aus seiner eignen Praxis zu berichten, verstand er auch den Laien für seine Wissenschaft zu interessiren, weil er in ihr, wenn auch auf etwas materialistische Weise, den Grund oder das Resultat des geistigen Lebens der Menschen erblickte. Er war zu sehr aus der neuen Zeit um nicht der Bewegung anzugehören; aber zu besonnen um sie übereilen zu wollen. Das gefiel Renaten. Zwischen all' den bejahrten Leuten, die meistens aus den Zeiten ihrer Schwiegereltern stammten, und deren Meinung und Grundsätze aussprachen, hatte sie bisjezt als einsamer Stellvertreter der Jugend und der neuen Zeit gestanden, und häufig Widerspruch, immer nur leidenden Gehorsam für ihren ausdrücklichen Befehl, aber nie ein anregendes Verständniß gefunden. Wie alle junge Menschen wollte sie gern etwas thun, etwas gethan wissen. Auch für Egon. Ihr Vertrauen zu dem alten verstorbenen Doctor war so groß ge-

weſen, daß ſie ſich unzählige Mal von ihm hatte beſchwichtigen laſſen, wenn ſie Vorſchläge und Mittel, die ſie von dieſem und jenem gehört oder geleſen hatte, auch auf Egon angewendet wiſſen wollte. „Es iſt eitel Charlatanerie gegen dies Übel ein Mittel anwenden zu wollen!“ ſprach der alte Herr, und ſah ſie dazu unbeſchreiblich eindringlich mit ſeinen guten, klaren, kleinen Augen an; — „dagegen iſt wie gegen den Tod kein Kraut gewachſen.“

Doctor Weinhold ſprach nun zwar auch mit nichten von einem ſolchen Kraut, auch nicht von der Wahrſcheinlichkeit das Übel zu heben, aber doch von der Möglichkeit es zu lindern, indem man die Nerven und andere kränkelnde Organe zu ſtärken ſuche. In den letzten fünfundzwanzig Jahren, ſagte er, wären Heilquellen bekannt geworden, die man früher kaum dem Namen nach gekannt, und über deren Kräfte der verſtorbene Doctor daher unmöglich Erfahrungen habe machen können. Doch wiſſe man jezt ziemlich allgemein, welch' eine regenerirende Kraft in dem Gebrauch von Iſchl, Kreuznach und Gaſtein läge, und er halte es für ſeine Pflicht die Gräfin darauf aufmerkſam zu machen.

Renata überlegte lange dieſe Meinung, die ſehr mit ihrer eigenen übereinſtimmte. Welche Betrübniß, ja, welche Ungeduld hatte ſie empfunden, wenn der alte Doctor ihr auf ähnliche Äußerungen erwiderte: es ſei dennoch umſonſt. Dieſer kam ihnen entgegen, ſagte: vielleicht nicht ganz umſonſt! war ein anerkannt geſchickter und zuverläſſiger Mann, und doch graute ihr vor dem Entſchluß — weil ihr graute ſich mit Egon zwiſchen den Menſchen in der Fremde der bunten, lauten Welt zu zeigen. O pfui! ſprach ſie zu ſich ſelbſt, das iſt ja ganz erbärmlich vor der Neugier der Gleich-

gültigen ſich zu fürchten. — Ihn allein mit dem Arzte reiſen zu laſſen, wie ſie es wol heimlich wünſchte: daran war nicht zu denken! Egon hatte ſich zu ſehr an ſie gewöhnt; er hätte ſich nie freiwillig von ihr getrennt, und wenn er auch unbedingt ihren Vorſtellungen Folge leiſtete: ſo hatte ſie doch für ſein Warum in dieſem Falle keinen andern Grund als den, daß ſie ſich in der Welt ſeiner ſchämte. Jeder andere Grund wäre nur ein Vorwand geweſen, und darin war ſie nicht erfinderiſch — um ſo weniger, da ſie ſich auf der andern Seite freute die ſchöne Gebirgsnatur von Iſchl und Gaſtein kennen zu lernen.

Der Winter ging mit dieſen Berathungen hin, an denen auch zuweilen Egon in ſeiner Weiſe Theil nahm, indem er äußerte: für ſein Herbarium könnte die Reiſe intereſſant werden, weil die Alpenflora reicher als die des Speſſart ſei, und er freue ſich außerordentlich dort auf den Bergen zu botaniſiren. Er war in der letzten Zeit ein wenig kräftiger und aufgeweckter, wie es ſchien durch den Gebrauch der Soolbäder geworden, die Doctor Weinhold verordnet hatte; und dieſer machte Renata darauf aufmerkſam, daß deren Wirkung in Iſchl ſelbſt eine viel wolthätigere noch ſein müßte. So faßte ſie denn den Entſchluß dahin zu gehen. — „Ein ſehr kleiner, für unſre reiſeluſtige und reiſemuthige Zeit! ein ſehr großer, wenn ich unſer ſtilles friedliches Leben mit dem unbequemen Treiben eines Badeaufenthaltes vergleiche," ſagte Renata.

„Das Unbequeme des Badelebens, entgegnete Weinhold, macht ſich in Iſchl weniger fühlbar als in irgend einem Badeort! da giebt es keine kaſernenhaften Logishäuſer, in denen die Fremden zu Hunderten wohnen, keine geräuſchvolle

table d'hôte, keinen Spiel- und Converſationsſaal, keine Wandelbahn — folglich kein Gedränge. Man wohnt in kleinen, einfachen Häuſern, familienweiſe. Da man keinen Brunnen trinkt, ſo iſt man nicht gezwungen, wie in Ems, Kiſſingen oder Karlsbad, täglich auf demſelben Fleck einer Maſſe von Menſchen zu begegnen. Man lebt in unabhängiger Häuslichkeit, und liebt man die Geſellſchaft, ſo muß man Bekanntſchaften ſuchen; aufgezwängt werden ſie nicht. Das bringt ſchon die weitläuftige Räumlichkeit und die großartige Umgebung mit ſich."

Der Gedanke unbemerkt dort leben — und ſich ungeſtört den herrlichen Eindrücken der Natur hingeben zu können, war troſtreich für Renata, und Weinhold erhielt den Auftrag eine paſſende Wohnung auf drei Sommermonate für ſie zu beſtellen.

Mit wahrhaft kindiſchem Jubel trat Egon, mit unbegreiflich ſchwerem Herzen Renata die Reiſe an. Ihr war zu Muth, als ſcheide ſie mit dieſem Schritt aus einer Epoche ihrer Exiſtenz, aus der friedlichen und reſignirten, um in eine ungewiß hofnungsvolle überzugehen. Sie zürnte auf ſich ſelbſt wegen ihrer trüben Verzagtheit; ſie wiederholte ſich tauſendmal, daß ſie dieſe Veränderung nicht ihretwegen gewünſcht, ja, daß ſie auch für Egon nicht gewaltſam ſie herbeigeführt habe. Sie nahm ſich vor, die Menſchen weder zu fliehen noch zu ſuchen, und ihnen nie anders als mit ernſter Ruhe zu begegnen. So kam ſie nach Iſchl, und richtete ſich in ihrem kleinen Hauſe ſo bequem ein, wie es ſich mit den dortigen geringen Mitteln thun ließ. Ihr Leben war wenig verſchieden von dem zu Ebernbach, nur fehlte ihr Beſchäftigung. Sie war nicht daran gewöhnt ihre Zeit

mit Muſik, Büchern und Promenaden auszufüllen. Hätte ſie die Tage mit Streifereien in den Bergen zubringen dürfen, ſo hätte ſie ſich nicht gelangweilt; aber ſo ganz allein wagte ſie es nicht, und ſich von Weinhold begleiten zu laſſen wagte ſie noch weniger, weil er und ſie ſich beſtändig bei Egon abwechſelten, und ihn zu gleicher Zeit nie verließen. Mit Egon machte ſie zwar täglich Spazierfahrten und Gänge; allein grade dabei fühlte ſie ſich gedrückt wie der Vogel im Käfig zur Frühlingszeit! im Winter hat er die Gefangenſchaft ſtill ertragen, aber nun mögte er ſo gern, ſo gern! ins Weite und Freie, und fühlt ſich beängſtigend gelähmt! Mit Egon war kein Tauſch der Gedanken, kein Schritthalten der Gefühle, folglich neben ihm keine reine Freude möglich.

Doctor Weinhold hatte inzwiſchen die Bekanntſchaft eines Arztes gemacht, der zur Begleitung einer vornehmen ungariſchen Familie gehörte, und bald darauf auch von dieſer ſelbſt. In ihr waren Analogien mit den Verhältniſſen Egons und Renatas: ein Vater, dem Mutter und Sohn ihre ganze Liebe und Sorgfalt ausſchließlich opferten. Freilich ging die Aehnlichkeit nicht weiter, denn der alte Graf war zwar körperlich gelähmt, aber ſein Geiſt war friſch und munter; und auch erſt ſeit zwei Jahren war ſein rüſtiges Alter von dieſem Übel befallen. In Bädern iſt es etwas ſo Hergebrachtes Jammergeſtalten aller Art zu ſehen, daß ein beſonderes Intereſſe ſtatt finden muß, wenn man die Eine vor der Andern beachten ſoll. Das geſchah für Egon und den alten Grafen durch Vermittelung der beiden Ärzte: die Frauen intereſſirten ſich für einander, und Renata war erfreut als die alte Gräfin eines Morgens zu ihr kam, um ſie zu fra-

gen ob ſie zufrieden mit der Kur Egons ſei. Renata antwortete mit melancholiſcher Gelaſſenheit, und dieſe Ruhe, die doch keine Gleichgültigkeit war, überraſchte die Frau ganz ungemein, indem ſie ſelbſt in banger Unruhe zwiſchen Hoffnung und Muthloſigkeit hin und her geſchaukelt wurde. Heimkehrend erzählte ſie ihrem Manne und ihrem Sohne viel von dieſer ungewöhnlichen jungen Frau, und der leidenſchaftliche Emmerich rief:

„Ich liebe nicht ſolche Marmorſtatuen, bei denen das Herz zu klopfen und das Blut zu rinnen vergißt, Mutter! und ich geſtehe Dir, daß mich Deine Erzählung merkwürdig gegen ſie abkühlt, da ich doch ſchon auf gutem Wege war mich durch den Arzt für ſie enthuſiasmiren zu laſſen — was freilich ebenfalls merkwürdig genug iſt! durch einen Arzt! durch einen Mann der Wiſſenſchaft, der Beobachtung und der Erfahrung — lauter Dinge, die den Enthuſiasmus tödten.“

„Und ich ſage Dir Emmerich, erwiderte die Mutter, daß Gräfin Dobenegg grade Dir außerordentlich gefallen würde. Erinnerſt Du Dich Deines Stoßſeufzers, als Du aus Wien heimkehrteſt: „Wenn doch nur eine von all' den hübſchen Frauen ſo ausſähe, als ob ſie wüßte was ſie will.“

„O ja, ſagte Emmerich mit einem abermaligen Seufzer, die Dummen können es nicht wiſſen, und die Klugen könnten wol, aber all ihr Verſtand macht ſie konfus. Wolverſtanden, fügte er ſchnell hinzu, daß dies Alles nur bis zum dreißigſten Jahr einer Frau gilt, Mama. Über diejenigen, die darüber hinaus ſind, hab' ich noch nicht nachgedacht.“

„Ich wollte Du hätteſt es auch weniger über die andern,

lieber Emmerich. Jetzt tritt immer Dein kühles Räſonnement vor Dein warmes Herz, und macht Dich ungerecht gegen die Frauen.“

„Ich will mir Mühe geben, Herzensmama, es nicht gegen Gräfin Dobenegg zu ſein, weil ſie Dir ſo gefällt.“

Er war nicht ungerecht gegen die Frauen, der arme Emmerich! Er hatte nur in ſeiner erſten brauſenden Jugend gar theures Lehrgeld der Schmerzen für die Erfahrung gegeben, daß die Frauen häufig nicht recht klar über das ſind, was ſie eigentlich wollen, und daß ihre ſchönſten Eigenſchaften, gar ſie ſelbſt und die reichbegabteſten, oft in einer ſtrudelnden Nebelhaftigkeit untergehen. Sie wollen ſich opfern, aber auch vollſelig ſein; entſagen, aber keine Lücke fühlen; der Pflicht leben, aber ohne Beſchwerden; immer das thun wozu ſie Luſt haben, aber nie Tadel hören, und indem ſie Alles genießen und beſitzen, immer äußerſt tugendhaft bleiben. Schranken erſcheinen ihnen kleinlich und verächtlich, aber ſie zu überſpringen iſt ihnen ein Greuel. Wie ſoll man mit ſolchen Weſen fertig werden! So ſprach Emmerich.

Er war jetzt ſieben und zwanzig Jahr alt, das einzige und letzte Kind ſeines Hauſes, und zur großen Betrübniß ſeiner alten Eltern noch unvermält. Auf ihm lagen all' ihre Hofnungen, und er rechtfertigte ſie inſofern, als er der zärtlichſte Sohn und ein tüchtiger Menſch war; aber bis zu einer Heirath hatte er es ihnen zu Liebe noch nicht gebracht. Jezt fand er in der Pflege ſeines Vaters einen willkommnen Vorwand um ſich ihm ausſchließlich zu widmen. Das beglückte ihn. Sein abſoluter Character war durch und durch excluſiv. Er kannte nur Liebe oder ſtarre Gleichgültigkeit. Ein wenig Theilnahme, ein gelindes In-

teresse, ein mäßiges Wolwollen für Alle, und tausendfältig versplittert auf jeden Einzelnen, war ihm fremd. Auf einen Gegenstand konzentrirte er sein ganzes Wesen. Die Frauen sind so wenig von Seiten der Männer an eine solche Ausschließlichkeit gewöhnt, daß sie nicht mit ihr umzugehen wissen, und sie wie Eifersucht, Despotenlaune, Mißtrauen behandeln. So war er ein Paarmal tödtlich gekränkt, bis in die Seele hinein verwundet worden, und darum hielt er sich in scheuer Ferne von der Gefühlswelt im Verkehr mit Frauen. Sein Vater sagte oft zur Mutter:

„Aber sprich doch nicht immer mit Emmerich über die Verdienste und Vorzüge der Frauen! das reizt ihn zum Widerspruch und thut ihm weh auf den alten Wunden, die bei seinem gesunden Blut gewiß von selbst heilen werden."

Die Mutter aber hatte die Meinung, welche bei ihrem Geschlecht dominirt: Ermahnungen und vernünftige Vorstellungen könnten Bekehrungen zu ihrer Ansicht oder ihrem Glauben bewirken. Die Masse der Frauen sind geborne Prediger.

Es konnte ihr natürlich nicht einfallen ihrem Sohn ein besonderes Interesse für Renata einflößen zu wollen; nur für die Frauen im Allgemeinen suchte sie ihn zu gewinnen, indem sie die Einzelne pries. Es machte aber keine Wirkung auf Emmerich.

Renata kam nicht zur alten Gräfin. Diese hatte sie von dem hergebrachten Visitenceremoniel dispensirt, und ging zu ihr wenn sie grade Lust hatte. Beider Bekanntschaft war schon vierzehn Tage alt, ohne daß Emmerich Renata anders als von ferne im Wagen gesehen hätte. Was ihn weit mehr interessirte war eine gewisse Abendpromenade, die er täglich

zum großen Erſtaunen ſeiner Mutter in ſpäter Stunde machte. Dieſer Spaziergang führte ihn vor das kleine Haus, das Renata bewohnte, ohne daß er es wußte. Da ſetzte er ſich auf die Bank neben der Thür, und hörte ihrem Klavierſpiel zu. Er ſelbſt war ein ausgezeichneter Pianiſt, und um ſo mehr ergriff ihn ihr mächtiges Spiel. Er war zuerſt zweifelhaft ob er nicht einen Mann höre; er konnte nicht ins Fenſter ſehen, und unwillkürlich fiel ihm ein Baum ins Auge, der gegenüber ſtand und von dem aus man das ganze Zimmer überſehen mußte.

Das fehlte mir noch! ſprach er ſpöttiſch zu ſich ſelbſt. Aber aus dieſem tollen Einfall gewahre ich, daß ich den Pianiſten heimlich für ein Frauenzimmer halte; denn um einen Mann zu erblicken würde ich nicht ſolchen Unſinn begehen wollen.

Jeden Abend um eilf Uhr nahm er ſeinen Zuhörerplatz unter Renatas Fenſter ein, und immer mehr verwunderte er ſich über die einſame Seele, die da oben in ſolcher Abgeſchiedenheit ihre wundervolle Kunſt übe; — denn alle andern Fenſter des Hauſes waren dunkel, drinnen erſchallte kein Fußtritt, kein Wort, keine Bewegung, und wenn Renata ihren Flügel geſchloſſen und ihre Lichter gelöſcht hatte, ſo kam ihm das Haus wie ein Grab vor, um das ein guter Geiſt geſchwebt hatte, der nun entflohen war. Auf ſeine Erkundigungen, ob es irgend einen ausgezeichneten Klavierſpieler unter den Fremden in Iſchl gäbe, hatte man ihm drei genannt: einen ruſſiſchen Fürſten, eine Dame aus Dresden und vor Allem ein junges Mädchen von ſiebzehn Jahren aus Prag, die Tochter eines Banquiers, wunderſchön, ſehr reich und Jüdin. — Von Renaten wußte Niemand.

Alſo eine Jüdin! dachte Emmerich heimlich! das iſt ſeltſam! ich glaubte etwas von chriſtlicher Verklärung in dieſer Muſik zu hören. Doch ſo gut wie die Pſalmen, können auch dieſe Töne aus Iſrael ſtammen, und die Kunſt iſt ja allendlich die gemeinſame Religion aller Seelen. — Er war überzeugt, daß er die junge Jüdin höre, und glaubte nun etwas von orientaliſchem Schwung in ihrem Spiel zu erkennen. Die Energie könnte mir gefährlich werden, ſprach er zu ſich ſelbſt als er eines Abends lange nach Mitternacht heim ging. Ich denke aber, daß ſie vermuthlich ihren ganzen Vorrath in die Finger legt und im Herzen nichts übrig behält.

Seine Mutter hatte Renaten vorgeſchlagen einmal eine Spazierfahrt mit ihnen zu machen, und Emmerich war nicht wenig erſtaunt, als der Wagen Nachmittags vor dem Hauſe ſeiner vermeintlichen Jüdin hielt.

„Ich bitte Dich, geh der Gräfin Dobenegg entgegen, lieber Emmerich,“ bat ihn ſeine Mutter.

„Sehr gern, erwiderte er verwirrt; aber wo wohnt ſie denn?“

„Eine Treppe hoch! unten wohnt der Graf.“

Emmerich ſtieg aus; unter der Thür begegnete er ſchon Renaten.

„Ich habe doch nicht Ihre Frau Mutter warten laſſen?“ fragte ſie eilig.

Statt zu antworten fragte Emmerich mit dem vollen unbefangenen Erſtaunen einer angenehmen Ueberraſchung: „Alſo Sie ſind die Klavierſpielerin?“

„Welche?“ entgegnete Renata, und ſah ihn mit großen Augen nichts weniger als freundlich an.

Sie ſtieg in den Wagen und ſetzte ſich ſeinen Eltern gegenüber; er ſetzte ſich faſt verlegen neben ſie, und nachdem ſeine Mutter Mann und Sohn Renaten vorgeſtellt, unterhielt dieſe ſich mit den beiden alten Leuten, und bekümmerte ſich gar nicht um Emmerich, den ſie impertinent fand. Er hingegen wendete den Blick ſo wenig wie möglich, und die Gedanken gar nicht von ihr weg. Er wollte ihre Erſcheinung im vollen Einklang mit ihrem Spiel haben; und das gelang ihm nicht. In der Kunſtausübung fühlte ſie ſich in einer Sphäre, wo ſie die volle Energie, die mächtige Tiefe ihres Weſens furchtlos offenbaren durfte, wo es keine Grenzen der Sitte, der Pflicht, der Convenienz gab, wo alle Rückſichten aufhörten und alle Schranken vor dem Genius fielen, wo ſie frei, friſch, tief, aus voller Bruſt Athem holen konnte. Im Leben konnte ſie das nicht; die Verhältniſſe beengten ſie fürchterlich. Sie durfte es ſich aber nicht merken laſſen — ſagte ihr der Takt, welcher der Inſtinkt des Weibes iſt; und ſo kam etwas Gezwungenes in ſie, beſonders Männern gegenüber. Sie wollte verbergen, daß ſie im Grunde ein wenig Scheu vor ihnen hatte, und daß ſie zuweilen nur aus Schüchternheit abſtieß.

Sie ſprach nicht drei Worte mit Emmerich.

„Nun, Emmerich! was ſagſt Du zu meiner jungen Freundin?“ fragte ihn ſpäter ſeine Mutter.

„Was ſoll ich zu ihr ſagen, wenn ſie nichts zu mir ſagt, Mama!“ rief Emmerich luſtig.

„O Ihr Männer! ſagte die alte Gräfin ſcherzhaft, doch innerlich bedenklich; richtet ſich Euer Urtheil denn immer nach den Auszeichnungen, die eine Frau Euch geſchenkt hat?“

Emmerich war guter Laune. „Mama! entgegnete er, ich

will Dir unter der Bedingung daß Du mich nicht Ketzer schiltst etwas sagen."

„Nun das wird eine arge Ketzerei werden! aber ich will den Vorwurf höchstens denken, nicht aussprechen."

„Also: ich glaube, daß Du der Gräfin Dobenegg gewaltig imponirst und der Vater mit seinem weißen Haar und Adlerauge noch mehr. Mit mir allein würde sie weniger schüchtern sein."

Die Mama ballte schweigend ihr Taschentuch, und warf mit der kleinen zerfallenden Batistkugel nach Emmerich. Er fing es auf und sagte lächelnd:

„Wie das gefährlich ist den Damen eine abweichende Meinung vorzulegen."

Aber um eilf Uhr wickelte er sich in seinen Mantel — denn es regnete heftig — und ging auf seinen Posten. Hatte ich nicht Recht der Mama zu sagen, daß *sie* mit mir allein weniger schüchtern ist? murmelte er vor sich hin, als ihm Renata eine feurig jubelnde Improvisation entgegen warf. O! ich möchte sie kennen .... bis ins Herz!.... —

Er fing an sich so viel wie möglich dem Doctor Weinhold zu nähern, und ihn reden zu machen über Renata, ihre Verhältnisse, ihre Existenz zu Ebernbach; und Weinhold ging gern, jedoch mit schicklicher Zurückhaltung auf diese Gespräche ein. Manche Fragen Emmerichs konnte — andere wollte er nicht beantworten.

„Sein Sie doch nicht so zaghaft, Doctor; sagte Emmerich; erzählen Sie mir frischweg *wie* sich, oder eigentlich *wer* Gräfin Dobenegg's Heirath gemacht hat. Ich muß ehrlich Ihnen gestehen, ich finde ein solches Machwerk gewissenlos und ganz empörend."

„Ein Grund mehr für mich um darüber zu ſchweigen, Herr Graf! entgegnete Weinhold lächelnd; wenn Ihnen die Verſicherung meiner Unwiſſenheit in dieſem Punkt nicht genügt.“

Emmerich ſchüttelte halb unwillig den Kopf, und als ſeine Mutter eines Tages ganz entzückt von Renatas Klavierſpiel, das ſie zum erſtenmal gehört hatte, heimkehrte, ergriff er die günſtige Gelegenheit, und rief, den Unwiſſenden ſpielend:

„So muſikaliſch iſt ſie? O Mama, dann werd' ich Dich doch bitten mich einmal zu ihr zu führen.“

Er war es überdrüſſig Renata gleichſam nur in der Geiſterwelt zu kennen.

„Du darfſt zu ihr gehen, heut Nachmittag, während ich mit Deinem Vater ſpazieren fahre. Ich habe Dir ihre Erlaubniß erwirkt, und ich wiederhole Dir, Emmerich, daß Du mir dafür danken wirſt“ — ſagte Tags darauf ſeine Mutter. Und er küßte ihr im Voraus dankbar die Hand.

Jezt werd' ich ſie alſo in der Nähe hören und .... ſehen! dachte Emmerich, und nahm mit freudigem Herzklopfen ſeinen Hut. — Renata empfing ihn freundlich. Nie anders als mit Thränen im Auge hatte ſeine Mutter von ihm geſprochen, und nicht Worte genug gefunden um ſeine Zärtlichkeit, ſeine Geduld, ſeine unermüdliche Ausdauer und Sorgfalt für den Vater zu loben. Die Freude der Mutter und die Aufopferung des Sohnes begriff Renata. Im Verſtändniß eines edlen Gefühls begegnete ſie ſich mit Emmerich. Das war der Keim, aus dem ihre Liebe ſchön, hoch und edel wie eine Palme aufwuchs.

Emmerich ſagte ihr nach den erſten Begrüßungen daß

und wie er ihr ſeit mehren Wochen wahrhaft ſelige Stunden verdanke. Renata machte ein etwas ungläubiges Geſicht. Als er hinzufügte er habe nicht einmal gewußt wer dieſe zauberhafte Klavierſpielerin ſei, wurde das Geſicht gar ſpöttiſch und Renata ſagte:

„Dieſe nächtlichen Promenaden waren alſo außerordentlich romanesk, und nach Gebühr mit Geheimniß umgeben!“

„Ja, entgegnete Emmerich trocken, ich bin nun einmal romanesk.“

Renata lachte unwiderſtehlich hell auf. „So, fragte ſie, alſo Sie lieben Abentheuer?“

„Abentheuer? o nein, gnädige Gräfin! aber Dinge, Menſchen, Begebenheiten, die nicht alltäglich, und daher unerhört ſelten ſind; — Erſcheinungen, um die ſich ein kleiner Nimbus von innerer Herrlichkeit, von wunderbaren Gaben legt“ . . . . —

„O Schade! unterbrach ihn Renata. Dieſe Vorliebe iſt ſehr begreiflich und auch ſehr allgemein, ſollt' ich denken; nur aber gar nicht romanesk. Das Alltägliche in etwas Überirdiſches zu verwandeln, eine Dulcinea in die Herrin der Hulden, mein armes Klavierſpiel in Sphärenmuſik — das, Herr Graf, iſt romanesk. Sie haben kein Recht ſich ſo zu nennen.“

„Allerdings nicht nach Ihrer Definition . . . . aber nach der meinen.“

„Ah, Sie wollen durchaus für romanesk gelten! ich glaubte das wäre nicht Mode.“

„Ich will für nichts gelten, rief Emmerich eifrig, als für einen aufrichtigen Bewunderer Ihres herrlichen Spiels.

Darf ich?“ fügte er hinzu, öfnete den Flügel und verſuchte ihn — aber mit Meiſterhand.

„Das iſt freilich ein ganz anders durchgebildetes Spiel als das meine, ſagte Renata gelaſſen, als Emmerich nach fünf Minuten aufſprang. Ich begreife nicht, wie Sie mir haben zuhören mögen.“

„Wegen des Ausdrucks und der Seele in Ihrem Spiel! dadurch iſt es ganz eigenthümlich und über jedem Vergleich. O, ich bitte! ſpielen Sie.“

„Unter der Bedingung, daß hinfort die nächtlichen Promenaden aufhören, Herr Graf.“

Emmerich verbeugte ſich ſchweigend, und Renata ſpielte brillant äußerſt brillante Variationen auf eine ungariſche Volksmelodie.

„O, ich höre wieder heut Abend auf der Bank da draußen zu! rief Emmerich am Schluß. Ich hörte ſo eben eine Virtuoſin .... jedoch nicht Sie. Nein, Sie ſpielen ganz anders.“

„Nicht doch!“ erwiderte Renata mit Kälte, um ihre Verlegenheit zu verbergen, denn ſie wußte recht gut, daß Emmerich die Wahrheit geſagt, und wunderte ſich, daß er ſie ſo richtig erkannt hatte. Sie war nicht gewöhnt an ein ſolches Verſtändniß, und hatte faſt Luſt ſich vor ihm zu fürchten. Sie richtete einige gleichgültige Fragen an Emmerich über ſeine Lieblingscomponiſten. Als er gewahrte, daß ſie im Grunde nur noch abwehrend ſprach, nahm er Abſchied. Unten an der Treppe ſtieß er auf Egon, der ſich anſchickte Renata zum Spaziergang abzuholen. Da Weinhold ihn begleitete, grüßte Emmerich Beide, und fragte Egon wie er ſich befinde, und ob Iſchl ihm gefalle.

„Sehr gut! außerordentlich gut! erwiderte Egon mit ſeinem gewöhnlichen zerſtreuten Blick. Nirgends giebt es ſchönere Blumen .... und damit ſie nicht welken, pflücke ich ſie für mein Herbarium. Es giebt ein Pulver für ſie .... dann behalten ſie auch die Farben, die blaßrothen und violetten .... kennen Sie das?“

„Gewiß!“ entgegnete Emmerich ganz entſetzt über dieſe incohärente Rede, von der er nichts verſtanden hatte, und entfernte ſich ſchleunig.

„Mutter! rief er, als er in ihr Zimmer trat, es paſſiren Infamien in der Welt, deren Urheber gebrandmarkt werden müßten! Graf Dobenegg iſt ja total irrſinnig, redet von Blumen, die Pulver einnehmen müſſen um ſchön zu bleiben“ .... —

Der alte Herr lachte. Die Mutter ſagte:

„Du haſt ihn nicht verſtanden! Er meint ein gewiſſes Pulver, das man auf die getrockneten Blumen ſtreut, und das ihnen die zarten Farben erhält. Von ſchwachen Begriffen und konfuſen Reden iſt er allerdings!“

„Und dieſe Frau hat man an ihn verkuppelt! O, das iſt aber infam! Das müßte verboten — oder unmöglich gemacht werden. Solche Ehe iſt keine, und da ſie nie gültig war, kann ſie auch aufgelöſ't werden!“

„Emmerich! rief die Mutter, was fällt Dir ein! was geht Dich das an! — Ich bitte Dich, mache nur nie eine ähnliche, noch ſo leiſe Andeutung gegen die Gräfin. Es kränkt ſie tödtlich! leider iſt mir einmal dergleichen entſchlüpft. Der arme kranke Mann iſt nicht irrſinnig, nur ſchwach, und ſie pflegt ihn mit unermüdlicher Treue. Wenn ſie darin ihre Befriedigung findet, weshalb bemitleideſt Du ſie?“

„Du ſprichſt gegen Deine Überzeugung, Mama, erwiderte Emmerich. Bei ſechzig Jahren wäre es möglich, bei zwanzig nicht — auch nicht für die allertugendhafteſte und edelſte Frau, für die ich gern Gräfin Renata halte. Man erfüllt ſeine Pflicht, und hat folglich ein gutes Bewußtſein; aber das Leben iſt und bleibt leer.“

„Leer von den phantaſtiſchen und egoiſtiſchen Schmerzen und Wonnen Eurer Liebe, Eurer Leidenſchaft, ja, Emmerich! rief die Mutter; — aber erfüllt von guten Gedanken, von reinen Gefühlen, von frommen Handlungen! wie darfſt Du das leer nennen!“

„Gott behüte mich vor den Menſchen, die nichts geliebt haben als ihre Pflicht, entgegnete Emmerich gedankenvoll. Sie halten ſich für die Auserwählten, für die Starken, die Reinen. Kalt ſind ſie und ſtarr, ohne Nachſicht, ohne Zugänglichkeit für fremde Seelenzuſtände. Beherrſchung, Entſagung, Selbſtüberwindung ſind ihnen zur Natur geworden. Lieber lehnte ich mein Haupt auf einen Stein, als an die Bruſt eines ſolchen Menſchen.“

„Da haſt Du Unrecht, Emmerich! das wäre wirklich kein Menſch mehr, ſondern ein Heiliger.“

„Liebe Mutter! rief er freudig, nenne nicht die Heiligen, wenn Du Recht behalten willſt; denn die ſprechen für mich! Eine Magdalene, ein Auguſtin — haben ſie nie etwas Anderes geliebt als ihre Pflicht?“

„Würdeſt Du wünſchen eine Magdalene zu lieben?“ fragte die Mutter, und machte nach Frauenart die allgemeine Diskuſſion zu einer perſönlichen.

„Wünſchen? zu der Sphäre der Liebe fliegt ein ſo ganz beſtimmter und in eine Form gekleideter Wunſch nicht eher

empor, als bis man einen Gegenſtand im Auge hat. Aber ich weiß, Mama, daß ich mich eben ſo wenig über die Magdalene grämen würde, als Du Dich grämen würdeſt den St. Auguſtin geliebt zu haben, oder von ihm geliebt worden zu ſein. — Und was ſagſt Du dazu, lieber Vater?" wandte er ſich an den alten Herrn.

„Ich wundere mich, Emmerich, entgegnete der, daß Du noch immer unerfahren genug biſt um einer Dame zuzumuthen ehrlich und friſchweg von der Liebe zu ſprechen. Das iſt gegen die Natur der Frau! die Liebe iſt ihr Geheimniß."

Um eilf Uhr Abends ging Emmerich wie gewöhnlich bis vor Renatas Thür. Sie ſpielte prächtig, und nicht um ſich hören zu laſſen mit Haltung und Gemeſſenheit. Auf einmal fiel ihr mitten in der Paſſage ein, daß Emmerich geſagt hatte, er werde dennoch wieder zuhören, und um ſich davon zu überzeugen ſprang ſie blitzſchnell auf und ans Fenſter. Richtig! da ſaß ein Zuhörer unten auf der Bank: das war er! — Unſchlüſſig und ein wenig verdrießlich trat ſie zurück, wollte nicht mehr ſpielen, ſetzte ſich dennoch wieder hin, verſuchte es aber ohne Brio, und ſchloß endlich den Flügel mit den halblauten Worten: Es iſt aber unangenehm ſo belauſcht zu werden. — Emmerich begriff nicht was da oben geſchehen ſein könne. Die Muſik war abgebrochen und ertönte nicht wieder. Traurig ging er heim.

Renata bat ſeine Mutter im ſcherzhaften Ton, aber ganz ernſtlich, Emmerich möge ſo gut ſein und die Station unter ihrem Fenſter aufgeben. Dies heimliche Lauſchen genire ſie. Die alte Gräfin wußte nun auf einmal wohin ihr Sohn immer gegangen war. Sie neckte ihn ſehr mit ſeinen Mond-

ſcheinpromenaden à l'espagnole; aber Emmerich entgegnete kaltblütig: Renata dürfe nicht verlangen, daß er ſie aufgebe, es ſei ſein größtes Vergnügen in Iſchl und er äußre als Zuhörer kein ſtörendes Lebenszeichen. Die Mutter rieth ihm ſich mit Renata ſelbſt zu verſtändigen, und Emmerich ging zu ihr und trug ihr ſein Anliegen vor.

Erröthend entgegnete ſie: „Ich begreife Sie nicht. Setzen Sie Sich doch ſelbſt an Ihr Piano, dann werden Sie leicht jede andere Muſik vergeſſen.“

„Ich will ſie aber nicht vergeſſen! mich ſelbſt, den Gang meiner Gedanken, die Richtung meiner Gefühle, die beſtändige Verſchlingung und Entwickelung meines Innern kenne ich zur Genüge! meiner Wagniſſe bin ich überdrüſſig, meine Beſtrebungen gefallen mir nicht! Alles was ich leiſte, was ich bin, langweilt mich; ich mag nicht mehr an mir ſtudiren. Wie ein Anderer die Muſik handhabt, was er aus ihr macht, ob ſie ihm dient zu einem glänzenden Exercitium, ob er ihr dient wie ein freudiger Prieſter: das intereſſirt mich, gnädige Gräfin! und darum erlaube ich mir mit tiefer Theilnahme Ihren nächtlichen Phantaſien zuzuhören.“

„Ach, wenn ich es doch nie erfahren hätte! rief Renata; jezt bin ich nicht mehr unbefangen. Sie müſſen Sich nur vorſtellen, daß ich gar und gar nicht daran gewöhnt bin vor irgend Jemand zu ſpielen, um das zu begreifen. Mir iſt die Muſik ein Umgang geworden, eine Geſellſchaft. Wir ſind zu Zweien darin: ich frage, und bekomme Antwort; ich klage und finde Troſt; ich freue mich und begegne der Einſtimmung; ich zweifle und ſchwanke, und Glauben und Klarheit kommen über mich; es iſt Nacht um mich her,

und es wird Licht. Glühende Gebete, tiefernſte Geſpräche, lange ſüße Träumereien, Umgang mit höheren Geiſtern — Alles das iſt mir die Muſik, ein Seelenvertrauter, ein unerſchütterlicher Freund, der mich nie mißverſtehen, und nie verlaſſen wird. Daher gehe ich anders mit ihr um, als man ſonſt zu thun pflegt; doch nur unter vier Augen — grade ſo wie man einem Freund auch nur unter vier Augen Geheimniſſe anvertraut; begegnet man ihm unter Menſchen, ſo ſpricht man von gleichgültigen Dingen, denn man fürchtet die Profanation."

„Das iſt hart!" rief Emmerich.

„Es iſt doch ganz wahr," entgegnete ſie ſanft.

„Und in dieſem Sinn gleichgültigen Geplauders ſpielten Sie mir vorgeſtern die Variationen vor?"

„Ja!" ſagte ſie unbefangen.

„Und haben Sie nie den Wunſch gehabt und das Glück gekannt vor einem Menſchen aus Ihrem Innern heraus zu ſpielen?"

„Doch! rief ſie, und eine Thräne trat ihr plötzlich ins Auge; aber ſie zerdrückte ſie ſchnell. Egons Mutter — ja! der ſpielte ich meine ganze Seele vor — denn das war eine Seele! und jezt ſcheint mir oft als rede ich mit ihr über der Erde, wie ich ehedem auf der Erde that. — Ich hoffe, fuhr ſie gefaßter fort, Sie begreifen nun, weshalb ein Fremder mich ſtört."

„Vollkommen, ſagte Emmerich, und ich verſpreche Ihnen, daß ich es nicht mehr thun werde."

Er brachte das Geſpräch auf andere Dinge, dann allmälig wieder auf Muſik, und fragte endlich: ob ſie nicht mit Begleitung oder vierhändig ſpielen möge. Seit Augs-

burg, und mit ihrem Lehrer habe ſie leider keine Gelegenheit dazu gehabt, entgegnete Renata, und als Emmerich ihr vorſchlug ein Paar Beethovenſche Symphonien zu vier Händen arrangirt, die er zwiſchen ſeinen Noten habe, mit ihm zu ſpielen, nahm ſie es gern an und ſagte:

„Das wird eine excellente Übung für mich ſein; ich kann viel von Ihnen lernen.“

Emmerich ging fröhlich von dannen, erzählte der Mutter wie günſtig ſich die Dinge für ihn gewendet, und verſchrieb auf der Stelle eine Maſſe vierhändiger Muſikalien aus Wien. Seinem Worte getreu blieb er am Abend daheim. Es war eine heiße, ſchwüle Nacht, Gewitterwolken hingen am Himmel, und ſtumme Blitze flogen wie ſcheue Vögel am Horizont auf, um ſogleich wieder zu verſchwinden. Er öfnete ſeine Fenſter, ſetzte ſich an ſeinen Flügel und ſpielte, mit dem Gedanken an Renata. Es drang kein Ton bis zu ihrer Wohnung. Sie ſpielte auch, aber zerſtreut. Ob er ſein Wort hält? — Wie wird er nicht! — ſo ging es auf und ab in ihrer Seele. Sie ſprang zuletzt ganz ungeduldig auf und ans Fenſter. Es war ſchwarze Nacht, und der Platz auf der Bank leer. Ich wußte wol daß er ſein Wort halten würde! ſprach ſie zufrieden zu ſich ſelbſt, legte ſich in das geöfnete Fenſter, blickte träumeriſch in die Finſterniß hinein und ſchlug keinen Ton mehr an.

Am andern Nachmittag kam Emmerich mit ſeinen Symphonien. Am nächſten mit neuen Muſikalien; und fortan täglich. Da er weit beſſer als Renata ſpielte, was die Fingerfertigkeit betraf, ſo mußte ſie ſich enorm anſtrengen um einigermaßen Schritt zu halten. Das war ihr angenehm. In ihrer Einſamkeit hatte ſie ſo lange ſchon jeden Wetteifer

vermißt, welcher doch der reizende Sporn des Talents ist! Diese Neuheit gab ihr frische Anregung. Sie studirte, sie übte sich Schwierigkeiten zu überwinden. Sie bekam eine wahre Leidenschaft für das Piano. Ihre Abendmusik nahm aber einen andern Charakter an: es waren eben Etüden, nicht mehr der unbefangene Ausdruck der Seelenzustände und inneren Stimmungen. Ein tiefes und mächtiges Streben verkündete sich in ihnen, ein höherer und kühnerer Flug, als sie je genommen, und zuweilen eine unsägliche Abspannung. Neue Elemente regten sich, wie in der Natur, wenn es Frühling werden will.

Die Bäder bekamen dem armen Egon sehr gut, und die Bergluft, die Spaziergänge, die schöne Gegend erfreuten ihn etwa so, wie sie ein Kind erfreuen würden, dem etwas Neues immer etwas Angenehmes ist. Doctor Weinhold hoffte wirklich mit dieser Kur der krankhaften innerlichen Zerrüttung entgegen arbeiten zu können; Ischl hatte grade damals eine außerordentliche vogue und wahrhafte Wunderkuren gemacht. Renata gab sich freudigen Hofnungen hin. Sie fand Egon weniger zerstreut — wie sie mild seine geistige Abwesenheit zu nennen pflegte — fand ihn aufmerksamer, ruhiger; und fühlte sich selbst so glücklich, wie vielleicht noch nie. Emmerich fand dies Alles barbarisch und grausam. Er sagte zu Weinhold:

„Was bilden Sie Sich denn eigentlich ein, Doctor? daß der arme Dobenegg so wird wie unsereins? eine so kolossale Chimäre läßt Ihr gesunder Menschenverstand nicht aufkommen. Bei dreißig Jahren giebt es keine totale Regeneration mehr. Aber eine partielle Genesung bezwecken Sie? lieber Doctor, da sehen Sie Sich genau vor, was

Sie thun! Wenn der Leib ſtark und kräftig wird, ſo kann ſein Zuſtand in eine animaliſche Wildheit und Brutalität übergehen, die viel beängſtigender iſt als ſeine gegenwärtige, ich mögte ſagen vegetabiliſche Exiſtenz. Und wird der Geiſt klarer und feſter, ſo geräth der Ärmſte in den allerbeklagenswertheſten Zuſtand, weil ihm dann erſt recht ein Licht über ſein Schickſal, und über die Entbehrungen aufgeht, denen er ſich unterziehen muß. Ich finde es menſchlicher, ſowol für ihn als für die Gräfin, wenn man ihn in ſeinem traumbefangenen Schattenleben läßt."

„Nein, mein guter Doctor, rief Emmerichs Mutter, laſſen Sie Sich nicht abſchrecken! wer kann denn wiſſen, ob nicht Leib und Geiſt miteinander, wenn nicht ganz geneſen, aber doch ſich erkräftigen werden. Iſchl thut Wunder gegen Alles was Scrophel iſt, und dies Leiden iſt doch gewiß hier im Spiel, alſo kann es auch gewiß beſchwichtigt werden. Nein, nein! wer weiß ob Dobenegg nicht zum Gebrauch ſeiner Sinne kommt! wer weiß ob er nicht Kinder haben wird" . . . .

„Mama! rief Emmerich ſehr lebhaft, Du wirſt aus Theilnahme für Graf Dobenegg hyperbarbariſch."

„Warum? fragte Weinhold gelaſſen; Herr Graf, es giebt Fälle wo die Krankheit ſich nicht auf die Nachkommenſchaft vererbt hat; und es giebt Krankheiten, die eben ſo traurig ſind und ſich eben ſo leicht vererben, z. B. die Schwindſucht, und die doch Niemand von der Ehe zurückhalten. Wenn keine andere Menſchen heirathen dürften, als die, welche vollkommen geſund an Körper und Geiſt ſind, ſo würde in unſerer civiliſirten Zeit das Geſchlecht ausſterben."

„Sie treiben die Dinge auf die Spitze, lieber Doctor, entgegnete Emmerich; aber es ist dennoch meine aufrichtige Meinung: ich würde mit sehr ruhigem Gewissen die Familie Dobenegg aussterben lassen, und den Tod des Grafen Egon für kein so großes Unglück halten, als die Geburt seines Kindes. Was? nachdem die unglückliche Frau jahrelang das fürchterliche Schauspiel seiner Krankheit vor Augen gehabt hat, soll sie ihr Lebenlang zittern für dasselbe Elend bei ihrem Kinde? Nein! schon eine solche Möglichkeit darf nicht statt finden, und so wie Graf Dobenegg einigermaßen hergestellt werden sollte, muß die Gräfin sich von ihm trennen!"

„Aber Emmerich! sagte seine Mutter, ganz erstarrt über die fieberhafte Lebendigkeit, mit der er sprach; Du nimmst einen so ungewöhnlichen Antheil" . . . . —

„Schlimm genug, wenn er ungewöhnlich ist, gute Mutter, unterbrach Emmerich sehr sanft; ich meine, daß er nur menschlich genannt werden kann. Uns Allen flößt diese Frau das herzlichste Interesse ein, und da kann man wol warm werden, Jeder nach seiner Denkungsart, wenn von irgend einer Veränderung ihres Schicksals die Rede ist. Übrigens aber fürchte nichts! der Sohn meiner Mutter wird nicht der Rival eines . . . . Cretins."

Er stand auf und verließ das Zimmer. Doctor Weinhold unterhielt sich höchst gelassen mit seinem Collegen über das Forterben der Krankheiten in Familien, mit der räthselhaften Überspringung einer Generation; und die alte Gräfin dachte beängstigt den ganzen großen Kreis ihrer Bekanntschaft durch, um darin eine Frau für Emmerich

ausfindig zu machen — denn dies schien ihr plötzlich von der höchsten Nothwendigkeit.

Emmerich ging zu Renata; aber er fand sie nicht, sie war bei Egon. Der Diener wollte ihn unten bei dem Ehepaar melden, doch Emmerich verbat es. Er hatte nie Renata mit ihrem Mann anders als im Wagen gesehen, und ihm graute vor der häuslichen Umgebung eines Zimmers. Um sich zu zerstreuen lief er zum Kalvarienberg hinauf, und dabei überlegte er was aus Renata werden solle. Sein einziger Trost war seine Zuversicht, daß Egons Zustand unverbesserlich sei, was auch die Ärzte sagen mögten. Das beruhigte ihn, und endlich kehrte er gelassen heim, und fragte sich selbst ganz erstaunt, wie er in eine so leidenschaftliche Aufregung habe gerathen können für eine Frau die er nicht liebe, und in die er nicht einmal flüchtig verliebt sei. Ich habe nur ein so unsägliches Mitleid mit ihr — sagte er zuletzt.

Als er am andern Tag „zur Musikstunde," wie er es scherzhaft nannte, zu ihr kam, saß sie am Flügel und spielte eifrig. Er machte ihr ein Zeichen sich nicht stören zu lassen, und setzte sich ihr gegenüber. Zum ersten Mal fand er, daß sie gar lieblich aussehe. Bis dahin hatte er sie kaum hübsch gefunden, und sie war es auch nicht; ihre Züge hatten nichts Frappantes, und der Ausdruck derselben war so still und ruhig, daß man sich ihrem Antlitz gegenüber wie am Ufer eines stillen Wassers fragen konnte: aber wie sieht es denn eigentlich aus? Genug, Emmerich entdeckte plötzlich ganz ungeahnte Schönheiten in ihr, von denen er sich aber selbst nicht Rechenschaft geben konnte. Weil er sich so sehr für sie interessirte, fand er, daß sie interessanter als irgend

eine Frau sei. Sein Blick heftete sich mit unaussprechlichem Mitleid auf dies Wesen, das härter gefesselt war, als der Sträfling im Bagno, und das von allen Herrlichkeiten der Welt nichts kannte als — Entsagung. Sein Herz wurde immer schwerer, sein Blick immer trüber. Wird sie das einsame liebeleere Leben auf die Dauer ertragen? unmöglich! so lautete sein heimlicher Zwiesprach; und wenn nicht .... wird sie dann glücklich werden? — — Renata machte den Schluß, und sah ihn plötzlich mit ihrem klaren Augenaufschlag an. Ihm wurde ganz heiß; er schämte sich seiner Zweifel, und sagte sehr ernst:

„Sie sind bewundernswerth, gnädige Gräfin, und wahrlich weit tüchtiger als ich."

„Sie sagen das so feierlich, als ob es Ihnen Leid thäte, erwiderte Renata heiter. Regt sich vielleicht der Künstlerneid in Ihnen, mit dem alle großen Genies behaftet sein sollen?"

„Ich versichere Sie es ist nicht möglich gleichgültig zu bleiben, wenn man sich überflügelt sieht."

„Und ich habe gemeint das müsse der Triumph des Lehrers sein, solchen Schüler gebildet zu haben."

„Sie sind auch gar zu wenig egoistisch, Gräfin! mit so vollkommnen Charakteren ist für unsereins das Leben schwer!" rief Emmerich.

„Nun nun! sagte Renata mit einem gewissen kalten Ausdruck in Ton und Blick, der ihr häufig eigen war; wir vertragen uns doch recht gut nebeneinander — besonders am Piano."

Sie nahm ein vierhändiges Musikstück, dessen erste Partie

ſie ſpielte, rückte höher hinauf am Flügel, machte Emmerich Platz und ſagte ein wenig ſpöttiſch:

„Sehen Sie wie gut das geht! wir haben Alle Raum in der Welt.“

Emmerich ſchwieg. Er hatte Luſt ſich über ſich ſelbſt zu ärgern. Während er ſich ihre Schickſale aufs Innigſte zu Herzen nahm, ſpottete ſie! Nun, dachte er heimlich, ſo will ich mich denn auch nicht mehr um ſie grämen. Ohnehin ſieht ſie aus, als wiſſe ſie ſich recht gut gegen jede übertriebene Anmaßung zu vertheidigen.

Sein fortdauerndes Schweigen, auch in den Pauſen zwiſchen den verſchiedenen Sätzen, befremdete Renata. Sie hatte wenig Weltgewohnheit, weil ihr dazu die praktiſche Übung fehlte, daher nahm ſie zu ſchnell eine defenſive Stellung an: das fühlte ſie wol! hätte ſie beſtändig unter Menſchen, unter Ihresgleichen gelebt, ſo würde ſie ſich ſehr bald mit der unendlichen Gleichgültigkeit bekannt gemacht haben, welche hinter all' den theilnehmenden und charmanten Phraſen und Complimenten liegt, und ihnen keinen höheren Werth beigelegt haben, als jeder andern Salontoilette. Jezt war ihr das aber etwas Fremdes, und ſie meinte: wenn auch nur die Hälfte aller ſchönen Worte wahr ſei, ſo wäre das dennoch zu viel; — und dagegen vertheidigte ſie ſich. Sie fürchtete es möge zu ſcharf geweſen ſein, als ſie jezt Emmerich ungewöhnlich ſchweigſam ſah. Doch ſpielte ſie gelaſſen und auch ohne eine Sylbe zu reden das Conzert durch, und fragte dann:

„Iſt Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren?“

„Ja wol! entgegnete Emmerich; das Allerunangenehmſte!

ich habe einen Mißgriff gethan, und der klingt mir nun grell im Ohre fort.“

„Verſuchen Sie doch ihn harmoniſch aufzulöſen,“ ſagte Renata freundlich ohne eigentlich Emmerich zu verſtehen.

Ihr Lächeln, ſobald ſie aufrichtig aus wahrer Freude oder Freundlichkeit lächelte, war ſo treuherzig und kleidete ſie ſo gut, daß man nicht anders konnte, als Vertrauen zu ihr zu faſſen, und gleichſam befreit von ſchwerer Laſt antwortete Emmerich haſtig:

„Das muß vierhändig geſchehen.“

„Gut! ſagte ſie, ſo wollen wir noch einmal von vorn anfangen.“

Sie waren ganz vertieft in der Muſik, als Renatas Kammerjungfer mit Hut und Shawl eintrat und meldete, daß es fünf Uhr geſchlagen, der Graf bereit, und der Wagen vorgefahren ſei. Mitten im Takt brach Renata ab, ſtand auf, nahm ſich kaum Zeit den Hut aufzuſetzen, und lief die Treppe hinab. Emmerich folgte ihr ganz verwundert über dieſe monſtröſe Pünktlichkeit. Egon ſaß ſchon im Wagen, wie die Kinder, die auch nie den Moment der Abfahrt erwarten können, und da ſein Platz immer zur Linken war, ſo mußte Renata an ihm vorbei in die Kaleſche ſteigen. Das machte ihn verdrießlich und er murmelte etwas, das Niemand verſtehen konnte. Als der Wagenſchlag geſchloſſen werden ſollte, rief er haſtig:

„Nein nein! ich bitte ja daß Sie auch mitfahren.“

Emmerich, der Renaten die Hand zum Einſteigen gegeben hatte, ahnte nicht, daß dieſe Einladung ihm gelten könne, bis Egon abermals und ſehr ungeduldig ſagte:

„Nun? werden Sie mit uns fahren?“

Und bis Renata tieferröthend hinzufügte: „Würden Sie nicht die große Güte haben, Herr Graf?“ — Ihre Stimme zitterte. Emmerich ſetzte ſich geſchwind ihr gegenüber und Egon fing an:

„Ich habe neulich bemerkt, daß Sie ſich auch für die Botanik intereſſiren, und getrocknete Blumen lieber mögen als friſche; da werden meine Herbarien Ihnen gewiß gefallen.“

Emmerich hatte die größte Luſt zu dem Allen ein unumwundenes Nein zu ſagen, aber Renata winkte ihm leicht mit den Augen, und es verwandelte ſich in Ja.

„Dann werde ich mir die Erlaubniß nehmen Ihnen nächſtens meine Herbarien vorzuzeigen, Herr Graf,“ erwiderte Egon äußerſt höflich, lehnte ſich zurück und ſchwieg.

Renata nahm ſich zuſammen, überwand ihre momentane Verlegenheit, der ſie ſich, Fremden gegenüber, nicht auf der Stelle erwehren konnte, und ſagte ruhig:

„Es iſt Egons größtes Vergnügen ſeine Herbarien zu zeigen, und Sie könnten wol einmal freundlich genug ſein ihm dieſen Gefallen zu thun, lieber Graf.“

Emmerich verſprach es. Ihrer Ruhe gegenüber ſchwand auch ſeine Verlegenheit. Sie ſprachen miteinander, gleichſam tête à tête, denn Egon miſchte ſich nicht mehr in die Unterhaltung. — Man fuhr eine ſteile Höhe auf ſchmalem Wege hinan, längs dem ſchroffen Ufer eines reißenden Gebirgswaſſers. Ein Pferd ſtolperte, erſchrack, ging rückwärts; das andre konnte nicht allein den zurückgehenden Wagen aufhalten. Er drehte ſich, immer rückwärts gehend, dem Abgrunde zu. Der Diener ſprang hinten vom Lakaienſitz, und rannte nach vorn um die Pferde zu halten. Das

machte sich aber Alles geschwinder als der Gedanke, und ohne daß die im Wagen sitzenden Personen eine Ahnung von ihrer Gefahr hatten! Erst als Emmerich den vorbeischießenden Diener sah, ward er aufmerksam, und blitzschnell sprang er aus dem Wagen, und hielt ein Hinterrad auf, als es gerade mit der nächsten Umdrehung in den Abgrund hätte rollen müssen.

„Steigen Sie aus! geschwind, Gräfin, um Gotteswillen geschwind! rief er.

Renata war auch schon leicht wie ein Vogel auf der Erde; aber bevor Egon, ohne andere Hülfe als die Hand seiner Frau, mühsam den Tritt hinabgestiegen war — das dünkte Emmerich ein Jahrtausend. Kaum einen Zoll vom Abgrund stand er, und stemmte sich mit seiner ganzen eisernen Kraft gegen den Wagen, bis endlich die Pferde standen. Darauf legte er große Steine unter die Hinterräder, und sah sich nach Renata um. Sie hatte Egon zu einem Steinhaufen geführt, und hielt ihm englisches Riechsalz vor, denn er war höchst erschrocken über diese Begebenheit, und besonders über die ungewohnte Weise, in der er ausgestiegen war. Als Renata Emmerich sah, todtenbleich, den Schweiß auf der Stirn, verlor sie auf einmal alle Fassung und rief erblassend:

„O Himmel! was fehlt denn Ihnen!“ — Sie brach in Thränen aus.

„Nichts fehlt mir, entgegnete er ruhig; Gottlob, daß ich da war.“

„Gottlob, daß Sie da sind! o Gottlob!“ rief Renata fast jauchzend.

Digitized by Google

„Was iſt denn eigentlich geſchehen?“ fragte Egon beängſtigt.

„Ich habe meinen Hut verloren, weiter nichts,“ entgegnete Emmerich lachend.

Renata blickte über den Uferrand hinab, und ſah den Hut auf den Wellen tanzen.

„So leicht und nah war alſo Ihr Sturz!“ rief ſie, legte die Hand über die Augen und trat zurück. — Sie wollte nicht weiter fahren, ſondern umkehren. Emmerich bat ſie es nicht zu thun.

„Kehren Sie jezt um, ſo behalten Sie eine beſtändige Furcht, jedesmal wenn Sie einen Berg hinan fahren, ſagte er; fahren Sie aber jezt tapfer weiter, ſo geht die Erinnerung an den kurzen Schreck unter.“

„Ich bin nervos geworden,“ entgegnete ſie.

„Eben darum! rief Emmerich. Beſter Graf, wandte er ſich an Egon, laſſen Sie die Gräfin doch nicht umkehren.“

Egon ſtarrte ihn ganz verblüft über die unerhörte Zumuthung an, und ſagte langſam: „Wenn ſie aber will.“

„Ich glaube Sie haben Recht, guter Graf, ſagte jezt Renata gefaßt und beſonnen! nicht wahr, lieber Egon es wird beſſer ſein.“

„Ja, ja! es wird beſſer ſein!“ echote der, und man ſtieg wieder in den Wagen und ſetzte die Spazierfahrt fort. Emmerich machte Renata auf verſchiedene Dinge aufmerkſam: ſie müſſe nie ohne zwei Diener mit ihrem Mann ausfahren; ſie müſſe auf dieſen Gebirgswegen eine leichtere Kaleſche nehmen, oder dieſe mit vier Pferden beſpannen laſſen. Grade bei den Gelegenheiten, wo jeder Frau Hülfe und Beſonnenheit des Mannes ſo ganz nothwendig iſt, mußte

ihm Renata's Hülflosigkeit doppelt schmerzlich auffallen. Sie kannte nicht das erquickende Gefühl einen Andern ihretwegen besorgt zu sehen. Sie war immer die Sorgende. Ihre Untergebenen und Diener suchten wol ihren Wünschen zuvorzukommen; aber in dieser Sorgfalt, so erfreulich sie ist, liegt doch Pflichtgefühl oder Dankbarkeit. Zum ersten Mal im Leben begegnete ihr ein Mensch, dem der Unterschied zwischen einer leichten und schweren Kalesche ihretwegen hochwichtig war. Es legte sich ihr gleichsam eine warme Hand aufs Herz — so rührte sie das! Mit demüthiger Freude wurde sie gewahr, daß man sich auch für sie interessiren könne. Diese Überraschung, dies ungewohnte Glück, hauchten ein sanftes Rosenroth auf ihr Antlitz. Emmerich saß ihr gegenüber, ohne Hut; der Abendwind wehte ihm das Haar zurück, und bewegte es wie schwarze Flügel um sein Haupt. Die überstandene Emotion hatte seine Züge ruhig und ernst gemacht, die gewöhnlich etwas zu leidenschaftlich heftig im Ausdruck, jedoch in der Form immer ganz edel waren. Der stille Ernst stand ihnen um so besser, je seltener er war. Renata bemerkte es. Wie ein Todesengel! dachte sie, erschrack dann selbst über den unwillkürlichen Vergleich und suchte ihn in Zusammenhang mit der überstandenen Gefahr zu bringen. Aber sie blieb befangen, wagte nicht ihn anzusehen, und wußte nicht zu reden.

„Vergebung! sagte sie endlich; ich mache heute eine Erfahrung! Bis jezt hab' ich jeder Nervenschwäche unzugänglich zu sein gemeint, und nun bin ich so durchschüttert vom Schreck, daß ich mich gar nicht erholen kann."

„Ruhen Sie Sich aus, gnädige Gräfin;" sagte Emme-

rich und verſuchte nicht das Geſpräch fortzuſetzen. Es rollte ſich ihm ein Strom von Gedanken durch den Kopf, über all' die Gefahren, die Renaten möglicher Weiſe begegnen durften, ohne daß Egon im Stande war ihr Stütze, Hülfe oder Troſt zu gewähren — wie dieſe kleine Begebenheit ihm gezeigt hatte. Er mußte ſich Egons Zuſtand wol nicht ſo kläglich gedacht haben, als er ſich grade jezt offenbarte, denn ihm war zu Muth, als ſchaue er urplötzlich für Renata in einen Abgrund von Elend. — In tiefem Schweigen wurde die Spazierfahrt zurückgelegt. Aber für alle Angſt, die Emmerich ausgeſtanden, rächte er ſich an Doctor Weinhold, als er ihn am nächſten Morgen ſah, indem er ihn mit Vorwürfen überhäufte, die ſcherzhaft klangen und ſehr ernſtlich gemeint waren.

„Ja, ja! ſchloß er ſeine Diatribe, daß der Dobenegg nicht auf dem Krankenbette ſterbe, iſt Ihre Sorge, mein Doctor. Ob er ſich aber auf einer Promenade den Hals breche, und die Gräfin dazu — das geht Sie nichts an."

„Sie haben gut reden, Herr Graf! erwiderte der Doctor äußerſt gelaſſen. Ich beſchäftige mich damit, was meines Berufs iſt: Arzt bin ich, nicht Reiſemarſchall. In meiner beſtimmten Funktion kann ich meine Autorität gelten machen; in jeder andern würde man ſie beſtreiten, würde ſie Anmaßung, Eingriff in fremde Rechte nennen. Wenn Sie Sich das Mißtrauen, die Eiferſucht, die Aufſäſſigkeit vorſtellen, welche während einer Minorennität auf dem Thron zwiſchen den Vormündern obwalten: ſo gebe ich Ihnen mein Wort, daß Sie dieſelben Erſcheinungen im verkleinerten Maßſtab in einem Hauſe finden, deſſen Oberhaupt in einer permanenten Minorennität verbleibt."

„Sie ſind mir zu vorſichtig, Herr Doctor! rief Emmerich. Was! Eingriff in fremde Rechte? dem Kutſcher zu ſagen, daß er eine leichtere Kaleſche nehme!“

„Im Hauſe meines Vaters würde mir vielleicht ebenſo befehleriſch zu Muth ſein, als Ihnen. Im fremden Hauſe befehle ich nur da, wo mein Beruf es mit ſich bringt,“ ſagte Weinhold unerſchütterlich.

„Sie mögen Recht haben, erwiderte Emmerich, aber ich würde es doch anders machen!“

Die Folge des gehabten Schreckens war für Egon ein ſehr heftiger Anfall ſeines Übels, und Emmerich ſah Renata in fünf Tagen nicht. Sie dünkten ihn die ſchwerſten ſeines Lebens! Verzweifelter, elender, gereizter gegen das Schickſal, zerriſſener im Herzen, hatte er ſich gefühlt; aber ſo ſtill und tief traurig nie! aber ſo bekümmert in der innerſten Seele nie! Er nahm ſich vor den Eltern zuſammen, plauderte mit ihnen von gleichgültigen oder ſpaßhaften Dingen; doch ſein Lächeln war zerſtreut, und abweſend ſein Blick. Wie ſoll das in Zukunft werden, wenn ich ſie nie mehr ſehe? dieſe Frage beſchäftigte ihn hauptſächlich, und lag ſehr nah, weil allmälig die Saiſon zu Ende ging.

Als Renata endlich einmal zu ſeinen Eltern kam fühlte Emmerich ſich erlöſ't von einer namenloſen Qual.

„O Gott! rief er, wie iſt es ſchön wenn Sie da ſind!“

„Ja, es iſt ein gutes Zeichen!“ entgegnete Renata heiter.

Das meinte ich nicht! ſagte er heimlich zu ſich ſelbſt; und laut fragte er: „Darf ich denn nun zur Muſikſtunde wiederkommen? O wenn Sie wüßten, wie mir die Tage“ . . . . — er beſann ſich und ſagte: „die Nachmittage lang geworden ſind!“

„Man kann ſich unglaublich an eine Beſchäftigung zu gewiſſer Stunde gewöhnen, erwiderte Renata, und beſonders in der Muße des Badelebens: darum glaub' ich Ihnen ohne mir etwas darauf einzubilden."

Das war wieder ihr kleiner ſpöttiſch abwehrender Ton, und Emmerich fragte ſich, im Stillen ein wenig gekränkt, ob er denn immer eine ſolche Zurechtweiſung verdiene. Nein! ſagte er mit dem Blick in ſich ſelbſt. Doch ſobald er Renata anblickte, ſo überkam ihn ein unendliches Vertrauen zu ihr, und zwang ihn zu dem aufrichtigen, verſchwiegenen Geſtändniß: Sie wird wol Recht haben! dieſem Geſicht traue ich nichts Andres als Gutes zu — und das iſt doch ſchön für ein Menſchenantlitz! — — —

Wie ſonſt zuvor kam er zu ihr, und nahm ſich ſehr in Acht jenen Ton hervorzurufen, der ihm ſo weh that. Dadurch wurde Renata immer freundlicher, immer unbefangener. Die unwillkürliche Scheu, die er zuweilen in ihr geweckt hatte, verſchwand ganz. Sie gab ſich dem ihr ſo neuen Vergnügen eines Umgangs, der in jeder Beziehung ihres Gleichen war, ſorglos hin; Emmerich war im Grunde der erſte junge Mann, mit dem ſie in eine geſellige Berührung kam. Doctor Weinhold war freilich auch noch ziemlich jung, der Pfarrer in Ebernbach war es ſehr, und ſie waren auch Beide recht geſcheut und gebildet, ſo daß man ſich gern mit ihnen unterhielt, waren auch tüchtig genug um Achtung und Vertrauen einzuflößen; — aber es waren und blieben ihre Untergebenen, bei denen ſie vorausſetzen konnte, daß ſie auf das mehr oder minder gute Vernehmen mit ihr Gewicht legen dürften. Es war keine vollkommene Freiheit in dem Umgang! Grund genug für Renata zu

denken: Wer weiß, ob die beiden Männer je ein Wort mit mir reden würden, wenn nicht ihre Lage sie dazu nöthigte? — Das brauchte sie bei Emmerich nicht zu denken. Er war frei! suchte er sie auf, so that er das sich selbst, nicht ihr zu Gefallen. In jedem Weibe liegt ein instinktartiges Bewußtsein seiner geheimen Macht. Auch Renata hatte es! doch sie fühlte sich immer nur als die Gräfin auf Ebernbach damit begabt; nie als Renata. Für Emmerich aber war die Gräfin auf Ebernbach ganz natürlich von gar keiner Wichtigkeit; nur die Renata konnte ihm etwas gelten. In ihrem ganzen Leben war kein lieblicherer Gedanke ihr durch den Sinn gezogen. Sie fühlte sich eingewiegt von stillem, seligen Glück. Wie groß es war, hätte sie daraus ermessen können, daß sie ganz und gar für die Gegenwart und in ihr lebte, ohne Vergangenheit und ohne Zukunft. Das ist die Probe des reinen Glücks, und es hält sie selten aus; allein Renata hatte noch keinen Maßstab dafür. Sie hielt diese selige Zeit nicht für etwas so Außerordentliches, als sie in der That war; sie meinte, das könne so fortdauern ihr Lebelang. Eine Steigerung wünschte sie nicht, eine Verminderung fürchtete sie nicht; woher hätten ihr Besorgnisse kommen sollen? — Egon befand sich gut. Zwar war sein letzter Anfall heftig gewesen, allein er hatte sich schneller als gewöhnlich erholt: Beweis genug, daß seine Kräfte zunahmen. Sie wäre unter diesen Verhältnissen mit Freuden ihr ganzes Leben in Ischl geblieben, in dem kleinen engen Häuschen, in dem niedrigen Zimmer mit weiß übertünchten Wänden und mit Strohstühlen; versteht sich — auch mit einem Flügel.

Emmerich theilte diese friedliche Ruhe nicht mehr, weil

er immer daran dachte, wie das werden ſolle, wenn ſie in Ebernbach lebe und er in Peſth. Er zermarterte ſich die Gedanken um die Möglichkeit einer Annäherung zu bewerkſtelligen. Mit dem treuherzigſten Geſicht von der Welt hatte er dem Doctor Weinhold gerathen, ſeinen Patienten den Winter in Wien zubringen zu laſſen, wo er Conſultationen mit berühmten und geſchickten Ärzten haben könne. Doch eben ſo treuherzig hatte Weinhold erwidert: er halte das, für dieſen Winter wenigſtens, nicht für zweckmäßig: man müſſe jezt den möglichen Erfolg der Kur abwarten, und dem Kranken Zeit zur Erholung laſſen, indem ein ſolches Bad für den Augenblick ſehr angreife. Wie ſoll das werden? — dieſe vier Worte wichen nicht aus Emmerichs Sinn, und warfen wie ein böſer Zauberſpruch einen ſo beängſtigenden Schatten über ſeine Gegenwart, daß ſie nur in Renatas unmittelbarer Nähe, wie in der eines guten Geiſtes, ihre Macht verloren. Fiel die Thür zwiſchen ihnen zu, ſo fragte er ſich augenblicklich: Aber wie ſoll's werden? — Zuweilen gegenfragte die Vernunft: Und was denn eigentlich? — Nun, wie ſoll's mit ihr werden, daß ihr kein Leid geſchieht, kein Unheil ſie trift, daß ſie nicht kläglich untergeht in ihrer grabähnlichen Einſamkeit! antwortete ſein Herz.

Der Tag von Egons und Renatas Abreiſe kam näher und immer näher, und immer tiefer gerieth Emmerich in die allerqualvollſte Seelenſtimmung. Wie heiter ſie iſt! ſprach er zuweilen faſt erbittert mit ſich ſelbſt; ohne Unruh, ohne Schwankung, ohne Bangigkeit! klar und licht wie der Himmel .... rein wie er! Das iſt's! O sancta Renata, ora pro me! — — Sein Zorn ging unter in der andächtigſten Liebe, oder wendete ſich gegen ihn ſelbſt. Ich habe wol

schon thörichte Leidenschaften gekannt, warf er sich vor, jedoch eine so thörichte noch nie; denn es ist grade so, als hätte jener Stern da oben mich verzaubert, mich durch unirdische Kräfte an seine Sphäre gefesselt, mir die Erde drückend und den Himmel doch nicht zur Heimat gemacht. O welche Thorheit, Emmerich! noch immer Leidenschaft für ein Weib? und gar .... was man eine unglückliche zu nennen pflegt? — Er nahm sich vor von eiserner Festigkeit zu sein, während er vor dem Abschied zitterte.

Übermorgen war der Reisetag; dann war er morgen. Als Renata erwachte und zu sich selbst sprach: morgen! und heut ist der letzte Tag! .... da war ihr zu Muth, als werde ihr das Herz in der Brust zerknickt, und sie drückte die Hände vor die Augen um diesen „letzten Tag" nicht zu sehen. Schnell raffte sie sich jedoch auf, schellte ihrer Kammerfrau, und sagte entschlossen: Nicht doch! es wird noch mancher Tag kommen und gehen. — Sie ließ packen, ließ die Rechnungen einfodern, ordnete Alles an, was einer Abreise nach einem Aufenthalt von drittehalb Monaten vorhergeht. Dann ging sie zu Emmerichs Eltern um von ihnen Abschied zu nehmen, und da erst kam sie wieder zur Besinnung und mit ihr zum tiefen Schmerz. Emmerich war da als sie kam, allein er verließ bald das Zimmer; er konnte nicht einstimmen in das freundliche Geplauder seiner Mutter, auch nicht in die ernstere Theilnahme des Vaters. Ihm fehlten die Gedanken, die Worte, der Laut. Er hätte schreien können, sprechen nicht. Renaten war es lieb, daß er ging. Seine traurigen auf sie gehefteten Augen zehrten an ihrer Kraft. Nun blieb sie standhaft, auch beim Abschied von den Eltern; und so groß war die Macht ihrer ernsten Ge-

Digitized by Google

wöhnung, daß sie ganz wie sonst mit Egon speis'te und spazieren fuhr, ohne sich zu erlauben auf Emmerich zu warten, der zur hergebrachten „Musikstunde" nicht kam.

Es dunkelte bereits als sie heimkehrten. Mit unsäglicher Beklemmung betrat sie ihr Zimmer. Halb und halb hofte und fürchtete sie zugleich, Emmerich könne sie erwarten. Er war nicht da, und das Zimmer unbehaglich leer wie am Vorabend einer Abreise. Nichts bot sich ihr zur Zerstreuung dar, als der geliebte Flügel. Sie griff einen harten Akkord, der fast wie ein Schrei klang; dann legte sie sich mit dem Kopf und mit beiden Armen über den Flügel, und weinte wie sie in ihrem Leben nicht geweint, als ob sie ihre Seele aushauchen wollte. — Ein Diener schreckte sie auf, der Licht brachte und zugleich Emmerich meldete, welcher auf dem Fuß folgte. Renata hatte nicht den Muth ihn mit ihren verweinten Augen anzusehen. Um sich eine gewisse Haltung zu geben spielte sie .... aber wie mit zerbrochenen Fingern.

„Sie sind recht ermüdet! man hört es dem Spiel an," sagte Emmerich nach einer Weile.

„Ja, das bin ich," sprach sie und ließ die Hände sinken.

„Es würde übel sein .... wenn Sie es blieben," hub Emmerich nach einer Pause wieder an.

„Das fürchte ich nicht, entgegnete Renata, die sich zu sammeln suchte. In den alten Umgebungen werden die alten Gewohnheiten ihr Recht behaupten, meine Thätigkeit in Anspruch nehmen, meine ruhigen, gleichförmigen, zuweilen gar ein bischen langweiligen Beschäftigungen mir wiedergeben, und mir die Überzeugung lassen, daß wir uns doch noch wieder im Leben begegnen werden."

„Gott ſegne Sie dafür!“ rief Emmerich mit einem Ausbruch des Entzückens, und ſank zu ihren Füßen nieder.

„Nein! ſagte ſie ſanft, ſo nicht! ſo nicht!“

„Ja, rief er, grade ſo, nur ſo, ewig ſo!“

„Dann wankt meine Überzeugung, weil mein Wunſch ſie nicht länger unterſtützen darf.“

Emmerich ſtand auf, und ſagte ſanft wie Renata: „Ich würde gern einige Fragen an Sie richten, Gräfin ....“—

„Nein! erwiderte ſie, ſolch inquiſitoriſches Verfahren peinigt mich. Was können Sie wiſſen wollen? iſt es nicht genug mit dem, was ich Ihnen aufrichtig und ehrlich geſagt habe?“

„Aufrichtig und ehrlich? wiederholte Emmerich, iſt denn das ein Weib? und warum fürchten Sie meine Fragen, wenn Sie nicht fürchteten mir die Wahrheit zu ſagen?“

„So fragen Sie,“ ſprach Renata mild.

Aber ſtatt zu fragen ſank Emmerich wieder wortlos, athemlos zu ihren Füßen hin.

„Sie martern mich,“ ſagte ſie dumpf und wollte aufſtehen. Er hielt ſie feſt an der Hand und ſagte entſchloſſen:

„Die Stellung erſchrecke Sie nicht, Gräfin! ich liege nicht zu Ihren Füßen um Sie um Ihre Liebe zu bitten; ich kniee vor Ihnen, weil das der wahre Ausdruck meiner .... Anbetung für Sie iſt. Laſſen Sie Sich dadurch nicht ſtören! gehen Sie fort auf Ihrem Wege! denken Sie an mich wie an einen Menſchen, der Ihnen gränzenlos ergeben iſt, und gebieten Sie in jedem Augenblick meines Lebens in dieſem Sinn über mich. Ich fing damit an Sie zu bemitleiden. Lächeln Sie, Gräfin! Ja, ich bemitleidete Sie, der Menſch den Engel! Mit dem Leid, das ich Ihretwegen

trug, verſank ich immer tiefer in Ihre Weſenheit, ſo tief, daß ich nur endlich, nur ganz ſpät gewahrte, dies ſei kein Mitleid mehr, ſondern Adoration; kein dornenwundes Weib ſtehe vor mir, ſondern eine ſtarke Heilige . . . .“ —

„Freveln Sie nicht!“ rief Renata entſetzt.

„Klar im Willen, feſt im aufopfernden Handeln, rein im Herzen — was ſind die Heiligen mehr? Wehe Ihnen, Renata, wenn Sie je dieſe Krone der Ehren niederlegen könnten, und wehe mir! Ich glaube an Sie, ich hoffe auf Sie, denn . . . . ich liebe Dich, Renata, aber ſo wie man das Heil ſeiner Seele liebt!“

Vor dieſer Liebeserklärung, die mehr wie eine feierliche Beſchwörung klang, erbleichte Renata. Ihr ward zu Muth wie einem Opfer, das der Prieſter dem Tode, aber zu Ehren der Götter weiht. Kalt und ſtarr ſaß ſie da; nur ihre Hände und Lippen zitterten, ſonſt gab ſie kein Lebenszeichen. Emmerich ſah ſie eine Weile ſchweigend an, und verſuchte ihre Hände in die ſeinen zu nehmen. Doch Renata zog ſie haſtig zurück und rief:

„O laſſen Sie mich! lieben Sie mich nur nicht! denn ich will Sie nicht und Niemand lieben! Liebe thut weh.“

„Das weiß der Himmel: Liebe thut weh! rief Emmerich. Nun gut: ſo lieben Sie mich nicht; aber dann . . . . auch keinen Anderen! Keinen, Renata!“

„O nein, Keinen!“ ſprach ſie erſchöpft. Sie ſaß auf dem Sopha und legte ihren Kopf rückwärts an die kalte, nackte Mauer, denn eine Ohnmacht wollte ihr langſam zum Herzen kriechen. Emmerich ſprang auf, legte ſeine Hand zwiſchen ihren Kopf und die Wand, und betrachtete mit einem Gemiſch von glühender Liebe und bitterer Trauer dies

arme junge Haupt, das so ruhig durch die kühle Morgendämmerung des Lebens getragen worden war, und jezt unter dem ersten Gewitter sich senkte. Ihre Augen waren geschlossen; ihr Haar rieselte ihm ungestört über den Arm herab. Liebe thut weh! sagte er halblaut, und setzte dann rasch hinzu: Blasphemie! bei ihr ist die Seligkeit! — Hastig bog er sich zu Renata herab um sie zu küssen, aber von seiner raschen Bewegung erschreckt fuhr sie auf, sammelte sich, und sagte traurig:

„O lassen Sie mich, sprechen Sie nicht so zu mir! nicht mit diesen Worten und mit diesem Ton. Sie sehen ja, ich kann's nicht ertragen. Dergleichen Erschütterungen sind nicht für mich." — Sie wechselte die Farbe, und ihr Gesicht war lieblich durch den Ausdruck von weicher, fast zärtlicher Schüchternheit, die, ihr unbewußt, ihren gewohnten stillen Ernst verdrängte.

Emmerich betrachtete sie mit unaussprechlichem Entzücken. O, sie liebt mich! sie wird mich lieben! jauchzte sein Herz. Ohne auf ihre demüthige Bitte Rücksicht zu nehmen, mit der vollen Barbarei einer egoistischen Liebe, sagte er: „Wir trennen uns Renata; wir sehen uns vielleicht nie wieder! geben Sie mir ihre Hand .... zum Abschied" .... —

Sie senkte das Haupt um ihre hervorquellenden Thränen zu verbergen, und gab ihm langsam und zaghaft die Hand, die nie in der starken eines Mannes gelegen hatte. Emmerich legte auch seine andre Hand über die ihre, als wollte er sie, wie ein Kleinod, verwahren und ewig halten. Aber die kleine Hand zitterte zwischen der seinen wie ein scheues gefangenes Vögelchen. Er sagte beklommen und leise:

„Wir sehen uns nicht wieder .... einen Kuß, Renata."

Aber Renata zog haſtig ihre Hand zurück, warf das Haar von der Stirn und die Thräne vom Auge und ſagte feſt: „Genug! hören Sie auf. Ich verſtehe Sie nicht mehr, weiß auch nicht ob Sie Sich Selbſt — weiß jedoch hinlänglich, daß Sie nicht mich verſtehen — wenigſtens jezt nicht. Vielleicht bin ich Schuld daran. Aber beſinnen Sie Sich wie Sie mich dieſe ganze Zeit hindurch gekannt haben; beſinnen Sie Sich auf Ihre eigenen Worte, die Sie zuerſt vorhin zu mir ſprachen; ſo bin ich! und ſo will ich bleiben, wenn Gott mir gnädig iſt. Ich weinte, ich wurde traurig und ängſtlich, weil mir bei Ihren Worten ich weiß nicht was für fremde, heiße Schmerzen durch die Seele gingen; und es iſt höchſt Unrecht von Ihnen, daß Sie mich noch weicher machen wollten, als ich es, ſehr unnützer Weiſe! bereits war."

Emmerich war vollkommen wieder zur Beſinnung und zur Selbſtbeherrſchung gelangt, und ſagte demüthig:

„Wol iſt's Unrecht! Vergebung, meine Heilige."

Renata fühlte inſtinktmäßig, daß er ihr weit gefährlicher in ſeiner Unterwürfigkeit ſei, und antwortete ſchnell:

„Von ganzem Herzen! und nun — Adieu, Graf!"

„Sie ſchicken mich fort und ich bin kaum eine halbe Stunde bei Ihnen geweſen, während heut Nachmittag ein langweiliger Beſuch mich die ſchöne Muſikſtunde verſäumen machte."

„Wir könnten wieder in einen gewiſſen wehmütigen Ton verfallen, der uns Beiden nichts taugt!" ſagte Renata mit mühſam erhaltener Faſſung.

„Die Wehmuth wird mich doch in Zukunft nimmer ver-

laſſen; warum wollen Sie ihr jezt kein Plätzchen und kein Wörtchen gönnen!“ entgegnete er.

„O Himmel! rief Renata ſehr heftig und mit gefalteten Händen; — wenn alle Männer ſo zu martern verſtehen ſo iſt's ja ein Fluch ihnen zu begegnen!“ und raſch wollte ſie das Zimmer verlaſſen.

Emmerich ſtürzte ihr in den Weg und breitete die Arme aus um ihr den Ausgang zu ſperren. Sie wich zurück.

„Gnade! rief er und ſank auf die Knie; — keinen Zorn! ich verdiene ihn nicht. Das Gefühl iſt mächtiger als meine Kraft! die Worte drängen ſich gewaltſam auf meine Lippen .... mir iſt als ginge mir das Leben verloren .... in ſolchen Momenten redet man wie's einem ums Herz iſt! und warum laſſen denn Sie Sich dadurch erſchüttern, da Sie doch feſt und kühl wie ein Marmorbild ſind?“

„Er fragt warum?“ rief die arme Renata mit gerungenen Händen.

Da ſprang Emmerich auf, ſchloß Renata mit verzweiflungsvoller Liebe in die Arme und ſagte:

„Lebwohl! Lebwohl! o mein ewiggeliebter Engel, lebe wohl!“ — drückte einen brennenden Kuß auf ihre Lippen, und verſchwand.

Entſetzt, beſeligt, durchſtürmt von Grauen und Entzücken, blieb Renata wie eingewurzelt auf demſelben Fleck ſtehen. Die eine Hand auf dem Herzen, die andere an der Stirn, fragte ſie — was? forſchte ſie — wonach? horchte ſie — worauf? Zitternder Roſenduft, Roſenglanz ſchien um ſie zu ſchweben, die Erde verwandelt zu ſein in ein goldenes Gewölk, das ſchaukelnd ſie trug, der Himmel in eine Sonne welche ſie durchglühte.

„Emmerich!“ rief ſie plötzlich und breitete mit verklärtem Lächeln die Arme nach ſeinem Schatten aus. Doch ſie ſanken matt herab. Aus ihrer Ekſtaſe fiel ſie zurück in die grauſame Wirklichkeit. Wie ein Gefangener, der friſche Luft eingeathmet und in der Seligkeit ſeinen Kerker vergeſſen hat, und nun doch wieder deſſen Mauern erblickt, verzagt, geknickt, zerbrochen: ſo trat ſie wieder unter das Joch ihrer fürchterlichen Verhältniſſe, mit dem demüthigen Gebet: „Lehre mich vergeſſen, mein Herr und Gott! — — —

Aber es war zu ſpät! ſie vergaß nicht mehr! — Nach Ebernbach zurückgekehrt, fiel ihr ein, wie ungern ſie die Reiſe nach Iſchl unternommen, wie ſie ſich dagegem geſträubt hatte. Es hat ſo ſein ſollen, ſagte ſie mit dumpfem Schmerz zu ſich ſelbſt; Gott will daß ich nicht im ſtumpfen, ſondern im ſchwer errungenen Frieden meinen Weg finden ſoll. — Aber der Frieden . . . . wo war er? — — Mit der opferbereiten Hingebung der erſten Jugend, die ſo reich an Kraft und Muth iſt, daß ſie wähnt bis zum Grabe damit genug zu haben, warf Renata ſich in ihre hergebrachten, durch dreimonatliche Abweſenheit vermehrten Beſchäftigungen, inſpizirte die Ausführung ihrer Anordnungen, die Vollſtreckung ihrer Befehle; ſchuf ſich neue Gegenſtände der Fürſorge, indem ſie unter Doctor Weinholds Leitung ein Krankenhaus ſtiftete, und für Egon ein neues und größeres Gewächshaus bauen, und die Parkanlagen erweitern ließ. Sie wurde von einer Milde, einer Güte ohne Gleichen. So weit ihre Hand reichte, ging ihre Barmherzigkeit; ſo weit ihr Blick reichte, ihre Nachſicht. Sie wollte alles Glück, alle Freude, alle Zufriedenheit, die ſie für ſich ſelbſt ſo ſchmerzlich entbehren mußte, bei Andern ſehen, ihnen gönnen, ihnen bereiten,

wenn ſie konnte. Vom Morgen bis zum Abend war ſie thätig, aber anders thätig als die Frauen zu ſein pflegen, die ſich Wunder was! auf ihre edlen Beſchäftigungen einbilden, wenn ſie ein hübſches Talent cultiviren und eine ſchöne Handarbeit für einen Wolthätigkeitsverein machen. Alle Geſchäftsbriefe, alle Verwaltungsbücher, alle Rechnungen gingen durch ihre Hand. Alle Verbeſſerungen, Neuerungen, und ſonſtige Einrichtungen, welche bei einem großen Güterbeſitz immer zu machen ſind, kamen aus ihrem Kopf oder gingen durch ihn mit reiflicher Ueberlegung und mit Rückſicht auf fremde Rathſchläge und fremde Erfahrung. Jedem Baum, der im Garten gepflanzt wurde, wies ſie ſeine Stelle an; alle Hülfsbedürftige ſuchte ſie auf um zu ſehen wo es ihnen fehle; in alle perſönlichen Verhältniſſe ihrer Untergebenen und Diener ging ſie gerade weit genug ein um Jedem ihre Theilnahme beweiſen zu können, und nie ſo weit um ihn durch drückende Einmiſchung zu beläſtigen. An Egons kindiſchen Unterhaltungen nahm ſie das Intereſſe, das ihn erfreute, mit immer gleicher und linder Gelaſſenheit. Ihre Tage waren übervoll, und ſie fand Zeit für Alle und Alles, da ſie ſich nie einem Gedanken für ſich ſelbſt, und der daraus erwachſenden abmattenden und ſtörenden Träumerei hingab. Doch auf jeden Tag folgte ein Abend, und ſie waren ſchwer, dieſe langen, ſtillen, einſamen Abende! Um neun Uhr ging Egon ſchlafen, und Renata in ihre Zimmer. Da gab es keine Geſchäfte mehr! da hatte ſie keine Pflicht zu überdenken! da war ſie allein mit ſich ſelbſt, und ſo wie das menſchliche Weſen es mit ſich bringt, ſchmachtend nach Verſtändniß, nach Ermunterung, nach Anſprache! da rief ſie oft in troſtloſer Verzweiflung: Aber ich!

aber ich! o, ich habe auch ein Ich, das nach Glück durstet! ich sorge für Andre; und wer sorgt für mich? — — Weil sie so stark war, wurde auch ihre Liebe stark, denn sie nährt sich vom besten Herzblut und vom feinsten Lebensmark, von der höchsten und reinsten Blüte der ganzen Wesenheit. Je unentwickelter und stumpfer der Mensch, um so weniger ist er der Liebe fähig, um so niedriger ist die Stufe auf der sie stehen bleibt; und je schwächer der Mensch, um so wirkungsloser ist die Liebe in ihm. Sie kann ihn hinreißen, doch ausbilden, ausprägen — nie! Darum scheint es mir eine seltsame, auf Täuschung oder Unkenntniß beruhende Zumuthung, daß die kräftigeren Charaktere die Liebe von sich abzuschütteln hätten, wie Staub, der ihnen von außen angeflogen kommt; während sie hingegen in der allertiefsten Innerlichkeit von ihnen empfangen wird, Wurzel schlägt, sich nährt, und verzweigt mit der ganzen Seelen- und Geistesrichtung emporwächst.

So war es wenigstens bei Renata, und schnell zur Erkenntniß gelangt, ohne sich täuschen zu wollen, versuchte sie nie gegen diese Liebe zu kämpfen. Möge sie da sein wie die Sonne mir zu Häupten, die mir mein Tagewerk erleuchtet und mir die Welt lieblich macht! — so sagte sie entschlossen; — möge sie mir, auch wie die Sonne, bisweilen brennend heiß über der müden Stirn glühen: so werde ich denn leiden! Aber ich kann nicht beständig mich gegen ein Gefühl vertheidigen, das mich in jedem Augenblick an seine Existenz mahnen würde, wenn ich in keinem Augenblick etwas Andres dächte, als es zu besiegen. Erst will ich alles Gute und Schöne thun und denken, und was kann mir dann die Liebe schaden? — — Jezt wurde sie nur durch sie entwickelt.

Gar aus ihren tiefen Troſtloſigkeiten, aus ihren dumpfen, verſchwiegenen, nur von Gott gehörten Klagen, rang ſich der Glaube immer unerſchütterlicher auf, daß ſie beſſer werden müſſe um glücklicher zu werden; und ihr ernſtes, nüchternes, pflichtgetreues und ſegenbringendes Leben behütete ſie vor aller Empfindelei, und zum Glück noch mehr vor all der raſtloſen Leidenſchaftlichkeit unſrer Tage, von der die Frauen der höhern Stände wahrhaft zerrieben werden. Denn ſie können ſich nicht entſchließen ſich mit einer mäßig befriedigenden Stellung zu begnügen; ja, nicht einmal an einem tiefen Leid im Herzen, oder an einer hohen Leidenſchaft ſich genügen zu laſſen. Sie arbeiten ſich ab, ſie überanſtrengen ſich, ſie überreizen ſich, mit Zerſtreuungen der Welt die Einen, mit Studien und einer gewiſſen Werkthätigkeit die Andern. Aber zu innerer Ruhe, zur Sammlung und Einkehr in ſich ſelbſt, können ſie nicht kommen vor lauter Jagen danach. So zerfallen die Frauen in drei Abtheilungen: ein Drittel iſt pietiſtiſch, ein Drittel nervenkrank, ein Drittel frivol. Hie und da taucht eine Ausnahme empor, und Nüancen von einer Abtheilung in die andre hinüber giebt es auch, ſo daß Verſchmelzungen von Nervenſchwäche und Pietismus, und von Frivolität und Nervoſität ſtatt finden. Im Allgemeinen aber behaupten ſich jene drei Heere, unter deren Fahnen die Frauen Zuflucht, wenn auch keine Hülfe finden. Wolverſtanden bei den Frauen der höhern Stände! Im Mittelſtand mag es anders ſein. Da ſind wirklich noch tüchtigere und geſundere Elemente! da muß man ſich kümmern um Küch' und Keller, um Kinder und Dienſtboten, im Hauſe Hand anlegen, mit gutem Beiſpiel des Fleißes vorangehen. Die Frauen der Beamten, der Gelehrten, der unendlichen Menge

von Angeſtellten, die meiſtens nur von der Beſoldung ihrer Männer leben, haben weder Zeit noch Geld um ſich müſſigen Träumereien hinzugeben, und wo eine Wirthſchaft und eine Familie ſparſam und ordentlich verſorgt und beſtellt werden müſſen, da giebt es keinen Platz für die Nervenſchwäche. So hoffe ich. Übrigens, bei dem allgemeinen Treiben vorwärts, bei der allgemeinen Sucht vornehm zu thun, iſt immerhin zu erwarten, daß auch die Frauen des Mittelſtandes ſuchen werden ſich dies Privilegium der höhern Stände nach beſten Kräften zuzueignen.

Traum des höchſten Glücks war für Renata: von Emmerich zu hören. Bei ihrer gänzlichen Verbindungsloſigkeit mit einer andern Welt als der von Ebernbach, war das ſchwer zu realiſiren; doch geſchah es auf die allernatürlichſte Weiſe. Sie erhielt einen Brief von ihm, aus Peſth, am Neujahrstage geſchrieben, der ihr ſeine und ſeiner Eltern Glückwünſche zu Füßen legte; und allerdings kam ſie ſich im Beſitz dieſes Briefes ſo unerhört ſelig vor, daß ſie gern die Gratulation der ganzen Welt dafür in Empfang genommen hätte. Emmerich ſchrieb ihr in demſelben Ton wie er mit ihr zu ſprechen pflegte, und ohne Erinnerung an die leidenſchaftliche Glut des letzten Abends, munter, unbefangen, herzlich theilnehmend. Mit dieſem Brief zog ein unbekanntes Glück für Renata unter das Dach von Ebernbach. Sie war nicht mehr allein! ſie fühlte ſich nicht mehr verlaſſen! keine bange Beklemmung befiel ſie, wenn ſie am Abend ihr Zimmer betrat. Ein befreundeter Geiſt empfing ſie, hieß ſie traulich willkommen, grüßte ſie mit guten und innigen Worten. Es war Emmerichs Brief, den ſie allabendlich las. Bis dahin hatte ſie ſich nur mühſam gezwungen an den Flügel

geſetzt, und ihn nie ohne Thränen verlaſſen. Jezt legte ſie den Brief neben ſich hin, und ſpielte mit Luſt und Freudigkeit unter Emmerichs Augen und für ſein Ohr. Sie dankte Gott inbrünſtig für dieſe Gnade. Sie glaubte ihr Lebenlang daran zehren zu können. Ihre Antwort an Emmerich war in dieſem frohen, freien Geiſt geſchrieben. Nach vier Wochen ſchrieb Emmerich wieder, wie er ſagte im Namen ſeiner Eltern, um Renata zu fragen, ob ſie abermals einen Sommeraufenthalt in Iſchl beabſichtige; ſie würden von Ende Junius an dort ſein.

Ich freue mich wol aber zu ſehr! ſprach Renata faſt ängſtlich zu ſich ſelbſt. — Es war jezt Anfang März. Doctor Weinhold hatte öfter von einer Wiederholung der Kur geſprochen, und ſie war nie darauf eingegangen unter dem Vorwand es ſei noch zu früh im Jahr um dergleichen zu beſchließen; eigentlich aber, weil ſie wollte, daß Weinhold durchaus auf der Nothwendigkeit der Reiſe beſtehen, und ſie nicht etwa nur ihr zum Vergnügen anordnen ſollte. Nun ſprach ſie ernſtlich mit ihm darüber, und als er ſich entſchieden für die Wiederholung ausſprach, erklärte ſie ſich damit einverſtanden, und trug ihm auf zu rechter Zeit die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Das ſchrieb ſie an Emmerich; — und damit hatte ihre Correſpondenz ein Ende. Er wollte ihr auf keine Weiſe läſtig oder zudringlich erſcheinen, oder gar ſie beunruhigen; er war begnügt in der Hofnung des Wiederſehens, fühlte daß auch Renata es ſei, und ſchrieb nicht mehr, ſo ſchwer ihm dieſe Enthaltſamkeit auch wurde. Sie war zu ſeinem Glück! Renata rechnete ſie ihm hoch an, als Berückſichtigung ihrer Verhältniſſe, als Beweis wie fein er mit ihr umzugehen wiſſe, als ein Zei-

chen des richtigsten Taktes. Überdas wehten von andrer Seite her Stürme durch diesen Frühling, welche sie eines Theils schwer beängstigten und beugten, andern Theils Emmerichs ruhig edles Benehmen doppelt glänzend hervorhoben.

Diane wollte sich scheiden lassen. Während des letzten langen traurigen Winters in Regensberg hatte sie sich aus schlaffer Unthätigkeit sowol als aus einem unbestimmten Liebesdrang in den Hofmeister ihrer Stiefsöhne verliebt. Das war der gutmüthigste Mensch von der Welt, der die Knaben, mit Diane um die Wette, aufs Zärtlichste in langen und schweren Scharlachfieber pflegte, und ebenso unbesonnen und heißblütig als sie, sich mit ihr in ein Liebesverhältniß verstrickt sah, dessen Ausgang er nicht ahnte. Diane glaubte wirklich, leichtsinnig und romanesk wie sie war, eine mächtige Liebe zu empfinden, die ihr ganzes Schicksal umgestalten und sie in Verhältnisse bringen müsse, nach denen sie sich längst gesehnt: in einfache, idyllische. Als daher ihr Mann im Frühling nach viermonatlicher Abwesenheit aus Berlin zurückkam, erklärte sie ihm ziemlich trocken daß und weshalb sie sich scheiden, und den Herrn Hellmuth heirathen wolle. Graf Regensberg gerieth weder in Zorn, noch Trauer, noch Ärger, noch Erstaunen, wie das jedem Mann, der nur ein Fünkchen von Theilnahme für seine Frau hat, einem so überraschenden Entschluß gegenüber denn doch geschehen würde. Er machte ihr ein spöttisches Compliment über ihren guten Geschmack, erklärte sich bereit zur Scheidung, sobald ihrer Liebe und ihrem Glück dadurch Thür und Thor geöfnet sei, ja, versprach sogar seine vielfachen Connexionen zu benutzen, um für Herrn Hellmuth irgend eine Anstellung zu ermitteln,

wo möglich eine Landpfarre, das Ideal von Dianens Wünschen. Dieſe wunderſame Zuvorkommenheit hatte ihren Grund darin, daß Graf Regensbergs älteſter Sohn ſeiner Majorennität ganz nahe war, und dann ſein Erbe antrat, wie die ſterbende Mutter es angeordnet hatte, da ſie die Spiel- und Verſchwendungsſucht ihres Gemals nur zu genau kannte. Graf Regensberg, ohne einen Heller eigenen Vermögens, war ſein Lebenlang mit dem Gelde umgegangen als ob ihm Millionen zu Gebot ſtänden. Der Gedanke auf eine mäßige Rente reduzirt zu werden war ihm unerträglich. Während des letzten Winters hatte er mit beſonderem Eifer ſich beſtrebt ſein Vermögen zu verbeſſern — wie er es nannte — und zwar durch Spiel, mit einigen enorm reichen Ruſſen. Doch umſonſt! Er verlor beträchtliche Summen! Sei es nun um ſich zu zerſtreuen, ſei es in einer ſpekulativen Abſicht: genug, er nahm ſeine ganze, über ein halbes Jahrhundert alte Liebenswürdigkeit zuſammen, ſetzte ihr ſeine uralte Grafenkrone auf, und nahte ſich in dieſer blendenden Herrlichkeit der Tochter eines jüdiſchen Banquiers, die ſehr bereitwillig die Huldigungen annahm, welche eigentlich ihrer Mitgift galten. Wie ein Don Juan, wie ein Lovelace verließ Graf Regensberg Berlin, und ſann ſchon auf alle möglichen Intriguen und Romane um Diane zur Scheidung zu bewegen, als dieſe ihm mit ihrer unerwarteten Erklärung entgegenkam. Er hatte Mühe ſeine Freude zu verbergen, leitete auf der Stelle die Scheidung ein, und reiſ'te ſchleunigſt nach Berlin zurück, angeblich um für Hellmuth etwas wirken zu können, doch ebenfalls um ſeine Roſe von Saron durch die Ausſicht auf die baldige Vermälung zu beſchwichtigen, und wo möglich den zukünftigen Schwiegerpapa zur

vorläufigen Herausgabe einer brillanten Mitgift zu bewegen. Diane und Hellmuth, gute gedankenloſe Seelen, ohne Arg und ohne Hinterliſt, weinten faſt vor Dankbarkeit und Rührung, und gelobten ſich einander ein ganz überſchwengliches Glück zu bereiten und ſeliger als die Engel im Himmel zu leben.

So weit ging Alles vortreflich. Aber der heimliche Scandal wurde ein öffentlicher, als Dianens Familie thörichter Weiſe Lärm anhub. Gräfin Adlercron verbot ihrer Tochter ohne Weiteres Hellmuth zu heirathen; und Gräfin Euſebie Sternfels, die einen Theil des Winters in Berlin zugebracht und ihres Schwagers Treiben beobachtet hatte, warf ihm vor, Diane abſichtlich in die Intrigue mit Hellmuth verwickelt — um das Recht zu haben, ſie wie eine Magd aus ſeinem Hauſe zu verſtoßen. Sie begehrte eine Rente für ihre Schweſter, damit dieſe anſtändig leben könne, und den Hellmuth nicht zu heirathen brauche. Graf Regensberg zuckte die Achſeln über Euſebiens Beſchuldigung, berief ſich auf den Ehecontrakt, in welchem kein Scheidungsfall bedacht war, ihren Foderungen gegenüber, und verſicherte, daß er, der gekränkte Gatte, warlich höchſt großmüthig handle, indem er der treuloſen Frau und dem glücklichen Rival die Zukunft zu ſichern ſtrebe. Euſebie gerieth außer ſich über die Niederträchtigkeit ihres Schwagers und machte ihm die heftigſten Vorwürfe über ſeine eigene Intrigue mit der Jüdin. Er zuckte wie immer die Achſeln und fragte nach Beweiſen, die freilich Euſebie nicht — wol aber er gegen Diane hatte.

„Theuerſte Schwägerin, ſagte er gleißneriſch boshaft bei einer Zuſammenkunft, die ſie wegen dieſer Angelegenheit in

Berlin hatten, es iſt ſehr edel und lobenswerth von Ihnen, daß Sie, Dianens Characterloſigkeit kennend, gleichſam als Vormund für ſie auftreten und Sich mit Verhältniſſen bekannt machen, welche Ihre zarte und tugendhafte Geſinnung grauſam verletzen müſſen; — jedoch beſchwöre ich Sie der Scheidung nicht nur nichts in den Weg zu legen, ſondern alle Anſprüche an mich fallen zu laſſen, und mir lieber bei der eiligen Betreibung behülflich zu ſein — damit die arme Diane nicht in die bittere Verlegenheit geſetzt werde . . . . als Amme ſich mit Hellmuth trauen zu laſſen."

Es lag eine ſo kalte Bosheit in ſeinem Ton und Geſicht, daß Euſebie empört ausrief:

„Und wenn auch bettelarm und beſchimpft: ſo iſt es dennoch ein Glück für Diane von Ihnen erlöſ't zu werden!"

„So beſchleunigen Sie es, theuerſte Schwägerin," bat Regensberg ſpöttiſch.

Es blieb auch freilich nichts Andres übrig. Nur war die Sache ſo öffentlich, und durch die gegenſeitige Erbitterung beider Parteien, welche es nicht an ärgerlichen Geſchichten fehlen ließen, ſo ſcandalös geworden, daß ein förmliches Zetergeſchrei vier Wochen lang währte, welches dann in dumpfes Murren unterging, dann in Pauſen wieder anhub, und endlich ganz verhallte, als der allgemeinen Neugier und Klatſchwuth neue Opfer gebracht wurden.

Renata fiel aus dem Himmel ihrer hohen Liebe auf die platte und gemeine Erde, als die ſonſt ſpärlichen Briefe ihrer Mutter und Euſebiens jezt faſt poſttäglich kamen, um ihr die genaueſten Nachrichten über Dianens Scheidung mitzutheilen. Diane ſelbſt hatte ihr nur einmal geſchrieben, und eine ſolche Fülle von Hofnung auf Liebe und Glück

ausgesprochen, nebenbei Hellmuth mit so idealischen Farben gemalt, daß Renata, welche Dianens traurige, und im Grunde zwecklose, weil ihrer Eigenthümlichkeit heterogene Existenz wol kannte — kaum den Muth hatte gegen die Scheidung, und noch weniger gegen die zweite Heirath zu sein. Sie suchte Gräfin Adlercron zu besänftigen, welche nie wieder von der ungerathenen Tochter hören wollte, und schrieb an Diane ernst und ermahnend, aber ohne Zorn. Als nun aber Eusebiens Briefe kamen, welche, durch ihren Unwillen auf Diane und ihre Erbitterung gegen Regensberg stimulirt, der Sache kein Mäntelchen umhing, und die Dinge bei ihrem wahren Namen nannte, und manchen Seitenblick in die Gemeinheit und Frevelhaftigkeit der Welt thun ließ: da entsetzte sich Renata vor dem Abgrund in welchen Diane gefallen, und wiederum schrieb sie ihr: fortan müßten ihre Wege sich nicht begegnen. Das machte wenig Eindruck auf Diane, die sich der Scheidung und der darauf folgenden Verbindung mit Hellmuth nahe sah, weil Regensberg wirklich durch seine Verbindungen ihm eine Pfarre verschafft hatte, zwar nicht auf dem Lande, aber als Nachmittagsprediger in einem kleinen pommerschen Städtchen.

„Da kennt uns Niemand! jubelte Diane, da fangen wir unser Leben an, ohne daß man uns nach der Vergangenheit fragt! und wenn ich nur recht glücklich werde, so wird sich auch meine Familie allmälig mit mir versöhnen, der ich ohnehin seit meiner unseligen Heirath dermaßen entfremdet bin, daß sie warlich nicht wissen kann, wie mir jezt zu Muth ist.“

Hellmuth stimmte in diesen Jubel ein. Er, der blutarme Mensch, der sich kümmerlich durch die harten Schul-

Digitized by Google

und Universitätsjahre bis zum Wartegeldposten eines Hofmeisters durchgearbeitet hatte, sah sich plötzlich bei noch nicht 30 Jahren durch den Zauberstab der Liebesgöttin in das Eldorado jedes Hofmeisters, in den Besitz einer Pfarre und einer wunderhübschen guten jungen Frau versetzt. Gäbe es für zwei Eheleute nichts auf der Welt zu thun als sich zu küssen, und einander kleine bescheidene Wünsche an den Augen abzusehen: so wären Diane und Hellmuth unstreitig die glückseligsten geworden. Sie vermeinten nichts andres, vollzogen im Lauf des Sommers ihre Heirath, und gingen ihrem Bestimmungsort zu.

Diese Begebenheit machte einen eben so heftigen als schmerzlichen Eindruck auf Renata. „Und all' der Treubruch und Wortbruch, und all' die sündhaft zerrissenen und leichtsinnig geknüpften Bande, und all' dies Ärgerniß vor den Menschen und Schuld vor Gott — geschieht im Namen der Liebe!" sprach sie mit bitterer Trauer. „Herabgewürdigt, mißbraucht, entweiht, in den Staub getreten wird sie, die Königin der Seele! Nein! das will ich nicht .... ich nicht, er nicht! und ist denn das unmöglich? ja, ist es nur schwer?" — — Aber je ernster Renata wurde, um desto ernster wurde auch ihre Liebe.

Sie kam nach Ischl, einen Tag vor Emmerichs und seiner Eltern Ankunft. Sie hatte ihre alte Wohnung, und erfuhr, daß Emmerich das gegenüber liegende Haus genommen. Dieser Tag war vielleicht der glücklichste ihres Lebens; sie erwartete in freudiger klarer Zuversicht, ohne in heißer Unruh qualvoll zu warten. Sie wußte daß er kommen, daß die Sonne nicht untergehen würde bevor sie ihn gesehen.

Sie ruhte in dieſer Gewißheit, wie auf leichten Wolken, die ſie über der Erde hielten.

„Mein Gott! wie unbegreiflich ſchön iſt Iſchl!“ ſagte ſie ein Paarmal ganz hingeriſſen, als ſie gegen Abend mit Egon ſpazieren fuhr.

„Es freut mich recht, daß Du es auch findeſt, entgegnete Egon, denn ich habe beſchloſſen jeden Sommer drei Monat hier zuzubringen. Ich kenne keinen Ort, der mir beſſer gefiele, und glaube wirklich, daß mir nicht einmal in Ebernbach die Luft ſo zuträglich iſt.“

Als ſie heimkehrten ſtand Emmerich in ſeiner Hausthür ſpähend ob ſie denn noch immer nicht kämen.

„Grüß Sie Gott, Gräfin! Grüß Sie Gott!“ rief er, ſein kleines ſteyriſches Hütchen ſchwenkend, das er in Iſchl zu tragen pflegte, und ſprang an die Kaleſche um ihr beim Ausſteigen behülflich zu ſein. „Da bin ich wieder, Ihr unterthänigſter Sclav!“ — Er ſprach in dem allerheiterſten Ton, doch der feuchte Glanz ſeines Auges verrieth eine tiefere Bewegung. „Haben Sie denn gar kein gutes Wort für mich?“ fragte er, weil ſie ſchwieg in der Furcht durch ihre bebende Stimme zuviel zu ſagen.

„Nein! wozu? ſprach ſie endlich mühſam gefaßt und ſcheinbar heiter wie er; — Sie wiſſen ja, daß ich nicht von vielen Worten bin.“

So, ſchwebend, ſcherzend, aber mit ſehr ernſten Herzen, ſahen ſie ſich wieder. In Emmerich war während dieſes Jahrs ein Entſchluß gereift. Da er ſie in keinem Augenblick hatte vergeſſen können, da ſie ſich immer tiefer ſeiner Erinnerung bemächtigte und immer ſtärker ſeine Innerlichkeit beherrſchte: ſo wollte er die äußerlichen Ereigniſſe zwin-

gen ihm das höchste Glück zu gewähren. Nur aber nicht heimlich, nicht verbotener diebischer Weise! Liebte Renata ihn wirklich so, wie er es zu hoffen wagte, so fühlte er sich nicht blos kräftig, sondern auch geduldig genug sie dem Schicksal abzuverlangen. Seine Eltern hatten sehr gewünscht im Lauf des Winters ihn zu verheirathen. Auch jezt waren einige junge Mädchen in Ischl, die sie gern zu Schwiegertöchtern gehabt. Doch Emmerich wies standhaft jede Andeutung der Art zurück. Er beschäftigte sich nur mit Renata, aber auf eine so ungezwungene Weise, mit so ruhig behaupteter Überzeugung, daß nur ihr seine Huldigung gehören könne, als ob er die ganze Welt ebenfalls davon überzeugen wolle. Er sah Renata täglich, fast zu allen Stunden; die bessere Gesundheit seines Vaters gestattete ihm mehr Freiheit. Jedoch nie ließ er sich zu einem Wort oder einer Handlung hinreißen, durch welche sie hätte verschüchtert oder aus ihrem ruhigen Vertrauen aufgescheucht werden dürfen. Er ging anders mit ihr um, als er es sonst mit Frauen, hingerissen von seiner stürmischen Leidenschaftlichkeit, gethan. Hier war es keine Leidenschaftlichkeit mehr, sondern Leidenschaft, und diese um so stummer, als sie unüberwindlicher war. Er brauchte sie nicht auszusprechen, denn sein ganzes Leben lag vor ihm, um sie zu beweisen und zu bewähren. In dieser flammenden Atmosphäre stand Renata, wie unter dem glühendblauen, sonnendurchfunkelten, tropischen Himmel. Da keine Wolken am Horizont aufzogen, kein Wetterleuchten die Schwüle kund gab, kein Donnerschlag den süßen Frieden verscheuchte: so acclimatisirte sie sich in dieser wundervollen Temperatur, und blühete schöner darin auf, als es bisher unter dem kargen, frostigen Himmel ihres

Lebens möglich geweſen war. Sie wurde ſogar ſchön, glanzvoll das Auge, triumphirend die Stirn, fein und graziös der Ausdruck des Mundes. Mit dem grauen Schleier, den das Schickſal von ihrer Exiſtenz wegnahm, ſchien ein ähnlicher von ihren Zügen herabzuſinken, und dieſe in einer bis dahin ungeahnten Friſche und Anmuth zu zeigen. Sie ſah viel Geſellſchaft bei Emmerichs Eltern, welche in dieſem Jahr die ganze haute volée bei ſich verſammelten. Sie wurde weltvertraut und ſalongewandt, ſoweit es die freie ſtolze Seele zuließ, die nie an der Form haften blieb, d. h. ſie ſpielte nie Comödie, drapirte ſich nie als zärtliche Gattin, nie als rührendes Opfer, nie als Verfechterin der Tugend, zuckte nie die Achſeln über das Verderben der ſittenloſen Welt unſrer Tage, fühlte ſich nie berufen den Leuten erbauliche Phraſen einzuimpfen, und verübte nie die geringſte von den tauſend kleinen Niedrigkeiten, welche die meiſten Menſchen mit gutem Gewiſſen, ſo zu ſagen; vollführen, um ſich zu erheben und andre in den Staub zu drücken.

Dafür fand man denn, daß die Kur, welche der Graf Dobenegg gebraucht, die Gräfin auf eine bewundernswerthe Weiſe degourdirt habe. In der vorigen Saiſon ſei ſie „ein Bild ohne Gnad'" — wie der gebräuchliche und äußerſt bezeichnende Ausdruck iſt — geweſen, doch jezt habe, wahrſcheinlich um eines Gerechten willen, die Welt vor ihr Gnade gefunden.

Doctor Weinhold erhielt in Iſchl aus ſeiner Heimath die Aufforderung an einem großen Spital eine Stelle zu übernehmen. Dies war ein ganz andrer Wirkungskreis als der zu Ebernbach, und mit Freuden nahm er den Vor-

ſchlag an. Renata bot ihm zwar an, ſeine Beſoldung höher zu ſtellen, als er ſie bei der angetragenen Stelle zu erwarten habe; fand es jedoch ganz natürlich, daß er den Platz vorziehe, der ſeiner Thätigkeit den größten Spielraum gönne, und berieth ſich hauptſächlich nur mit ihm, um einen tüchtigen und geſchickten Nachfolger zu ermitteln. Sie hatte inzwiſchen den berühmteſten Wiener Arzt in Iſchl kennen gelernt, und als ſie auch ihn zu Rath zog, machte er ihr den Vorſchlag, im Herbſt ſtatt nach Ebernbach — nach Wien zu gehen. Er würde alsdann Egon behandeln, ſeine Natur und ſein Leiden kennen lernen, vielleicht im Stande ſein ihm wo nicht zu helfen, doch zu nützen, und in jedem Fall bis zum nächſten Frühling Jemand ermitteln, den er ihr mit Fug und Recht als einen würdigen Nachfolger des Doctor Weinhold empfehlen dürfe. Es blieb ihr nichts übrig als darauf einzugehen. Weinholds Entfernung kam zu plötzlich, als daß man ſchon vorläufig an einen andern Hausarzt hätte denken können. Renata ſchrieb zwar wieder nach Frankfurt an Frau von Werden; erhielt aber die Antwort: die Weinholds wären dort ebenſo ſelten wie anderswo, und ſie, die Schweſter, ſei ganz entſchieden für einen Winteraufenthalt in Wien, unter Aufſicht und Leitung der berühmteſten Ärzte, was doch eine große Beruhigung ſei. Egon ſelbſt, der immerfort hörte Wien und abermals Wien, und der aus Mangel an eigenem Wunſch und Willen, gewöhnlich den ſeiner Umgebung blindlings annahm — erklärte ſich ebenfalls mit aller ihm zu Gebot ſtehenden Lebhaftigkeit für Wien, allerdings erſt nachdem Renata ſich dafür entſchieden hatte. Denn obwol ſie ihm unter vier Augen ſtets die unſchuldige Freude machte, ihm den Schein

des letzten Entſchluſſes zu gönnen: ſo trieb ſie doch nie vor der Welt dies Gaukelſpiel, das doch in manchen Ehen, wo der Mann noch lange kein Egon, ſehr gebräuchlich iſt, und wo die Frau ſich ſcheinbar zu etwas zwingen läßt, was ſie zu thun vor Begier brennt, und heimlich eingeleitet hat. Renata ſagte gelaſſen:

„Ich hab' es ſchwer: auf mich fällt alle Verantwortung. Ich muß entſcheiden für Egon und mich."

Aber ſie ſagte das ohne Klage und ohne falſche Demuth, ganz wie etwas, das die Verhältniſſe erheiſchten.

Sie fühlte ſich ſehr glücklich durch die Ausſicht auf den Winter. Ohne Emmerich gefragt zu haben, war ſie überzeugt, daß er gewiß einen Theil deſſelben gleichfalls in Wien zubringen würde. Sie hatte in Iſchl eine Menge Wiener kennen gelernt, die ihr alle einen höchſt angenehmen Aufenthalt verſprachen. Sie war ſo leichten und glücklichen Herzens, daß ſie aufrichtige Freude an muntrer Geſelligkeit hatte. Es war ihr etwas Neues und durch ihre perſönlichen Gaben etwas Leichtes. — Die einzige Perſon, die nicht mit dieſer Einrichtung zufrieden war, war Emmerichs Mutter. Er wird nie heirathen ſo lange er dies Attachement hat, ſprach ſie höchſt mißvergnügt zu ſich ſelbſt; allein wie iſt es zu hintertreiben .... zu löſen? — Sie wußte es nicht. In ihrer mütterlichen Sorge fiel ihr nichts Andres ein, als das Allerungeſchickteſte, nämlich ihren Sohn auf jedes junge Mädchen aufmerkſam zu machen, wie auf eine Grazie und Muſe, das nur halbwegs leidlich ausſah.

„Es wundert mich recht, Mama, ſagte Emmerich eines Tages tödtlich gelangweilt, aber gezwungen ſcherzend, daß Du in Deiner Gemäldegallerie von Iſchler Schönheiten

grade zwei vergeſſen haſt, die unſtreitig zuerſt dahin gehören.“

Sie ſah ihn mit großen Augen erwartungsvoll an, während er kaltblütig fortfuhr:

„Das Veverl aus dem Zillerthal mein' ich, das da unten Handſchuh verkauft, und Fräulein Gumpelheimer aus Prag, die reizende Jüdin, die pikante Jeſſica“ . . . .

„Die ich nicht kenne!“ unterbrach ihn trocken die Mama.

Das iſt warlich Schade! keine unſrer Damen iſt ſchöner, und nur das Veverl macht ihr die Palme des Sieges ſtreitig . . . . freilich in andrer Art, denn das Veverl ſieht aus wie ein Kirchenengel“ . . . . —

„Emmerich, gieb Dir doch keine unnütze Mühe, ich bitt' Dich! Jezt willſt Du mir weiß machen die kleine Tirolerin hätte Dirs angethan, und noch eben, heute früh, hat ſie mir geklagt, daß Du ihr nie ein einziges Paar Handſchuh abgekauft haſt.“

„Weil ſie nichts taugen, entgegnete er mit großer Seelenruhe. Übrigens geſteh ich gern, daß ich weder ans Veverl noch an die Jeſſica mein Herz verloren habe. Nur wollt' ich Dir beweiſen, daß ich meinerſeits wol hübſche Geſichter in Iſchl zu finden weiß.“

„Fi donc! eine Jüdin! ſagte ſie wegwerfend, und dann mit einiger Schadenfreude weil ſie geärgert war: Eine Jüdin! . . . . das iſt ja faſt ſo arg wie eine Ketzerin.“

„Ich dächte nicht, daß ein wenig Heidenthum die Schönheit beeinträchtigte, erwiderte Emmerich ohne auf die Ketzerei einzugehen, das hab ich in Italien an den Venus- und Pſyche-Geſtalten der alten blinden Heiden geſehen.“

„Ah bah! rief ſie ungeduldig. Ich ſpreche nicht von Mar-

morſiguren, ſondern von lebenden Frauenzimmern, und zwar von ſolchen, Emmerich, zwiſchen denen ich eine Schwiegertochter finden könnte; folglich müſſen da Zillerthalerinnen ſo gut wie Ketzerinnen aus dem Spiel bleiben."

Emmerich wurde todtenbleich, ſeine Lippen zitterten und ſeine Augen blitzten, aber ſchnell gefaßt ſagte er ganz ruhig: „Mama! ich weiß Ketzerinnen . . . oder um deutlicher zu reden: ich weiß eine Ketzerin, die wird gradeswegs in den Himmel kommen, während Tauſende von Rechtgläubigen tauſend Jahr am Paradieſespförtlein um Einlaß betteln dürfen."

„Davor mögen uns die lieben Heiligen bewahren!" rief die Mutter ſehr entrüſtet.

„Ja, Mutter! das iſt mein unwiderruflicher Glaube," bekräftigte er.

„Alſo iſt es ſchon ſo weit! jammerte ſie; zum Ketzer hat ſie Dich alſo ſchon gemacht, zum Irr- und Unglauben Dich verführt!"

„Sprichſt Du denn wirklich von . . . Gräfin Dobenegg?" fragte er langſam.

„Von wem ſonſt!" klagte ſie.

„Nun, liebe Mutter, dann beruhige Dich! Ein Irr- oder Ungläubiger mag ich ehedem geweſen ſein und Dir in dieſem Punkt Beſorgniſſe gemacht haben. Doch jezt laß ſie fahren, ich bitte Dich! denn jezt glaub' ich an ſie, wie an meine Schutzpatronin und heilige Fürbitterin."

Und ehe die entſetzte Mutter Worte fand, hatte Emmerich ihre Hand geküßt und das Zimmer verlaſſen. Sie ſchlich niedergebeugt zu ihrem Gatten und jammerte wie das werden ſolle mit Emmerich! nicht nur daß Renata ihn von

jedem Gedanken an eine Heirath zurückhalte: ſo ſuche ſie auch noch ihn zum Lutherthume herüber zu ziehen. Worauf der alte Herr ganz gefaßt erwiderte:

„Was das Erſte betrift, ſo muß man der Sache ihren Verlauf laſſen. Gegen eine Paſſion richten Ermahnungen nichts aus, ſind wie Waſſertropfen auf einem heißen Eiſen, im Nu ſpurlos verſchwunden, nur durch ein fatales ziſchendes Geräuſch bemerkbar. Zorn iſt nun gar vom Übel, reizt in ſolchem Fall immer zum Widerſtand. Laß den Emmerich! ſekkir' ihn nicht. Und was Deine Angſt vor dem Lutherthume betrifft, ſo machſt Du mich lachen! Für Thorheiten und Tollheiten iſt bei einem jungen Mann nie einzuſtehen; die paſſiren Jedem, und er iſt drum nicht ſchlimmer, wenn auch die Mamas ein wenig die Köpfe ſchütteln. Nur aber Dummheiten zu machen, die das ganze Leben ruiniren — da leg' ich meine Hand für den Emmerich ins Feuer! die begeht er nicht. Ein Abtrünniger vom Glauben der Väter wird er nicht, und darauf legt's die Frau auch nicht an. Ich mögt' eher glauben, daß ſie überginge in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche."

Mit wahrem Entzücken und mit urplötzlicher Beruhigung wurde dieſe flüchtige Äußerung, die der Vater im tiefen Vertrauen auf Emmerichs Geſinnung machte, von der Mutter aufgenommen. Vielleicht konnte dieſe Liebe Renatas Seelenheil bewirken! Sie beſchloß fortan Emmerich nicht mehr mit ihren verſteckt feinſollenden Redensarten zu necken, ſondern ihn höchſtens dann und wann aufmerkſam zu machen auf das heilige Werk zu dem er berufen ſei.

Inzwiſchen hatte er keine Ahnungen von den frommen Hofnungen ſeiner Mutter, und hätte er: ſo würde er mit-

leidig gelächelt haben. Bekehren zum Glauben und zur Liebe? ja, das iſt die Miſſion der Liebe. Bekehren zu irgend einer Confeſſion — das iſt die Sache der Geiſtlichen, denen ihre verſchiedenen Kirchen am Herzen liegen. Dies war ſeine Überzeugung. Da es ihm zur lieben und unerläßlichen Gewohnheit geworden war, alle Zuſtände und Angelegenheiten des innern wie des äußern Lebens mit Renata zu beſprechen, ſo kam denn auch die Verſchiedenheit der Confeſſionen an die Reihe.

„Ich glaube an keinen ehrlichen Übertritt," ſagte Renata.

„Sie ſprechen apodiktiſch!" rief Emmerich.

„Ich glaube nun einmal nicht daran! wiederholte ſie. Wer geduldig iſt und feſt zum Himmel aufſchaut, dem wird die Gnade Gottes begegnen, und das iſt das alleinzige was wir von der Religion zu erſehnen und zu erlangen haben, und was wir in jeder Confeſſion finden können. Doch der, deſſen Blick zwiſchen Himmel und Erde herumſchwankt, der mit einem Aug' zu ihm auf- und mit dem andern zu ihr herabblinzelt: der wird auch von einer Confeſſion in die andre ſchwanken können, und in keiner Befriedigung finden; denn die liegt nicht in der Form, ſondern im Weſen, und das Weſen liegt in Gott."

„Ihre Reden klingen wie die der alten Myſtiker, ſo dunkel und doch ſo klar, ſagte Emmerich nachdenklich; und als ſie ihn neckend und lächelnd anſah: Ja ja! dunkel und klar, wie die ſternendurchwebte Nacht . . . oder wie . . . Ihr Auge."

Das iſt die Eigenthümlichkeit der Liebe: von dem Flug durch die Welten, von der Forſchung durch die Zeiten, von der Beſchäftigung mit den fremdartigſten Dingen, kehrt ſie

ſich urplötzlich und ganz von ſelbſt zur Betrachtung des geliebten Gegenſtandes hin.

„Dunkel, apodiktiſch, klar! — wie wollen Sie Zuſammenhang in dieſe verſchiedenen Behauptungen bringen!“ rief Renata.

„Ich? fragte Emmerich: nein, Gräfin, ich würde das gewiß nicht können, aber Sie verſtehen es, denn Sie thun Mirakel.“

„O mein lieber Graf! ſagte Renata, ich bin eine Frau: folglich laſſe ich mir mit großem Wolbehagen eine anſehnliche Menge der allerſchönſten Complimente gefallen; nur aber jezt werden Sie zu hyperboliſch.“

„Iſt denn das kein Mirakel bei einem ſo einfachen Menſchen wie ich bin?“ fragte Emmerich.

So verkehrten ſie mit einander. Es war der feinſte, der graziöſeſte Umgang, der je zwiſchen einem Mann und einer Frau ſtatt gefunden haben mag. Mit der Kraft, die nur aus einer phönixſeltnen Liebe entſpringt, zerdrückte Emmerich jeden Wunſch, jede Sehnſucht, jedes Verlangen, die ihm wie Meeresflut durch die Seele gingen. Wenigſtens that er es Renaten gegenüber, weil ihm immer ein guter Geiſt zuflüſterte: Jezt nicht! o warte noch! du verlierſt ſie! — Aber von Tag zu Tag fühlte er deutlicher, daß dieſe immer zurückgedrängten Fluten denn doch einmal in brauſenden Wellen den Damm überſtürzen würden. Da faßte er ſein Herz mit beiden Händen zuſammen, und ſagte eines Tages zu Renata, er müſſe in Geſchäften nach Wien und werde, wenn es ihr recht ſei, nebenbei eine Wohnung für ſie beſorgen. Sie nahm es dankbar an, und er verließ Iſchl auf acht Tage. Aber aus dieſen acht Tagen wurden

allmälig vierzehn, ohne daß er wiederkam, und ohne daß er ſchrieb. Renata verging faſt in tödtlicher Angſt, die um ſo nagender war, je weniger ſie ſich ausſprechen durfte; denn Emmerichs Vater ſagte einmal mit der größten Seelenruhe:

„Mein Sohn ſchreibt faſt nie; in drei Monaten bekommt man höchſtens einen Brief von ihm. Das iſt ſo ſeine Gewohnheit.“

Und die Mutter blieb auch vollkommen gelaſſen, weil ſie dachte: wo Emmerich auch ſein möge, nirgends drohe ihm größere Gefahr als bei Renaten. Weil dieſe gar nicht wußte was ſie denken ſollte, ſo verfiel ſie auf Unſinn, z. B. Emmerich könnte eine Frau entführt haben, oder ins Kloſter gegangen ſein, oder ſonſt etwas Extraordinäres, wofür es noch gar kein Beiſpiel auf der Welt gebe, unternommen haben. In ſolchem Fall wo die Gedanken nicht ausreichen, nimmt man die Phantaſie zu Hülfe, deren Eigenthümlichkeit es iſt das Abentheuerlichſte auszubrüten, weil die Wirklichkeit ihr Reich nicht iſt.

Am Tage vor der Abreiſe ſeiner Eltern war Emmerich plötzlich wieder da um ſie zu begleiten, und erzählte eine lange und bewegliche Geſchichte von einem Freunde, den er leidend in Wien getroffen, und bis Peſth gebracht habe. Dieſer Freund war aber Niemand als er ſelbſt — was er jedoch verſchwieg. Renata ſagte als ſie ihn überraſcht vor ſich ſah:

„Hören Sie! wenn Sie künftig für todt oder begraben oder verſchwunden gelten wollen, ſo ſagen Sie es vorher, oder ſchreiben Sie es. Dieſe Ungewißheit iſt eine Marter.“

„Für wen denn?“ fragte Emmerich zagend.

„O für mich! sprach sie entschlossen; ich kann nicht Comödie mit Ihnen und mit mir spielen. Ja, für mich!“

„Renata, seufzte Emmerich, mit zwei Worten machen Sie mein Opfer von zwei ewigschweren Wochen nutzlos.“

„Also darum?“ sagte sie erblassend und warf mit trostloser Bewegung die Hände vor's Gesicht.

„Warum betrübt Sie das so sehr?“ fragte er und zog sanft ihre Hände herab um ihr in's Auge zu sehen.

„Weil ich unglücklich bin, sobald Ihnen das Leben mit mir eine Last ist,“ antwortete sie ohne sich zu besinnen, und sah ihn fest an.

„Eine Last ist es nicht, Renata; aber wol ein Schmerz, und ein Schmerz . . . . den Sie theilen, den Sie verstehen werden — vielleicht jezt noch nicht, aber bald.“

„O so lassen Sie mich jezt noch glücklich sein, recht herzensglücklich, weil Sie wieder da sind!“ rief sie.

„Gern, mein Engel! o wie gern! mögten Sie ewig glücklich sein!“ sagte Emmerich bewegt, und legte ihre Hände so lange auf seine Lippen, bis sie erröthend und hastig sie fortzog. —

„Daß ich nur immer wissen möge wo er ist und wie es ihm geht, wenn ich ihn nicht immer sehen kann: so will ich zufrieden sein und nichts weiter begehren, mein Gott!“ betete Renata in nächtlicher Einsamkeit. Aber nicht nach den Wünschen, sondern nach den Kräften der Menschen, richtet Gott seine Schickungen ein.

Noch waren sie lieblich für Renata. Sie kam nach Wien; sie fand eine bequeme Wohnung in der Leopoldstadt vor, dem Prater nah — wie sie es Egons wegen gewünscht, und wie Emmerich es ihr sorglich eingerichtet hatte. Em=

merichs Mutter führte ſie in der Geſellſchaft ein; die Bekannten aus Iſchl ſuchten ſie auf. Sie hätte ganz und glänzend in der Welt leben können, allein ſie that es nur grade genug um nicht durch einſiedleriſche Neigungen aufzufallen. Weder mied noch ſuchte ſie Geſellſchaft. Muſik trieb ſie eifrig. Neben Egon ſitzend las oder arbeitete ſie nach gewohnter Weiſe, fuhr mit ihm ein Paar Stunden täglich ſpazieren und ging in Soireen, wenn er zu Bett; ins Schauſpiel ſelten, auf Bälle nie. Sie blieb bei ihren ruhigen Gewohnheiten, die ihr den Kopf klar, und das Herz unzerſtreut ließen. Zuweilen ſehnte ſie ſich heftig nach Ebernbach und ihrer größeren Thätigkeit. Sie ſuchte freilich dort ihre Abweſenheit durch Briefe zu erſetzen, fühlte aber wol deren Unzulänglichkeit, und kam ſich in jeder Weiſe ängſtlich beſchränkt vor — von der kleineren ſtädtiſchen Wohnung an, bis zu dem dürftigen Stückchen Himmel hinauf, der über den Dächern zu erſpähen war; von dem Mangel an ſchaffender und lebendiger Thätigkeit, wie durch die täglichen Praterfahrten. Wenn Emmerich in Wien war, ſo machte ſeine Anweſenheit ihr mit dem himmliſchen Vorrecht der Liebe die Tage leicht und roſenfarben. Aber er begleitete die Eltern nach Peſth, er beſuchte ſie, es vergingen dann Wochen in denen ſie ihn nicht ſah; dann wurde ihr die Enge ihrer Exiſtenz, an der Seite eines Menſchen mit dem geiſtigen Horizont eines Kindes, fürchterlich ſchwer; gleichſam erſtickend, und ſie empfing dann den rückkehrenden Emmerich wie einen Erlöſer. Die Ärzte gaben ihr redlich genug nicht die mindeſte Hofnung zu irgend einer Beſſerung in Egons Zuſtand, nachdem ſie ihn ein Paar Monate beobachtet hatten; riethen ihr jedoch, jezt, im Winter, ruhig

mit ihm in Wien bleiben, im Frühling nach Ebernbach zurückzugehen, und ihn künftig dort unter ärzlicher Aufsicht leben und gewähren zu lassen, ohne ferner Brunnen=Bäder= oder sonstige Kuren mit ihm zu versuchen. Dann könne er ein hohes und friedliches Alter erreichen, wohingegen jede Kur ihm mehr oder minder schädlich sei, indem sie seine schwache Natur erst überreize und dann erschöpfe. Obgleich Renata wol nie auf einen durchgreifenden Erfolg gerechnet, so hatte sie doch aus Weinholds Ansichten einige Hofnung und mithin auch einigen Muth geschöpft; denn so lange man etwas thun und versuchen kann, ist man in einer gewissen Spannung, die sich durch wolthätige Regsamkeit äußert. Fehlt die, so kommt es leicht dahin, daß die besten Kräfte brach liegen bleiben. Diese Entscheidung klang ihr wie ein Urtheil, das sie für immer zu einer Danaïdenarbeit verdammte, verbunden mit der Tantalusqual Emmerich nicht wieder zu sehen und es ewig zu wünschen.

Ist das nicht zu viel für eine und dieselbe Kreatur, mein Herr und Gott? fragte sie im stummen, ächzenden Gebet. Und der Geist, zu dem sie emporstrebte mit ihren Schmerzen, antwortete ihr vernehmlich: Nicht zu viel für dich, meine Tochter! — Aber sie verhüllte ihr Antlitz und jammerte: Zu viel! o Gott, zu viel! — — —

„Jesus Maria! wie sehen Sie aus!“ rief Emmerich, als er später zu ihr kam. Der volle Sturm einer starken und vehementen Natur war zum ersten Mal in seiner ganzen Gewalt vernichtend, wie es für eine solche nicht anders sein kann, in ihr ausgebrochen. „Wie von den Todten erstanden sehen Sie aus.“

„Ich dächte eher wie eine Begrabene, sagte sie, denn

mir iſt zu Muth als thue ſich die Gruft auf, mir .... bei lebendigem Leibe; — als ſtände ich an Dante's Höllenpforte, über der ich leſe: **Lascia ogni speranza.** Denn ſo ſtehen jezt unwiderruflich die Sachen.“ Und ſie theilte ihm das Reſultat der letzten ärztlichen Conſultation mit.

Emmerich hörte ihr theilnehmend, aber gelaſſen zu.

„Es konnte nicht anders kommen, entgegnete er darauf. Eine ſo unvollſtändige Organiſation ergänzt die menſchliche Hülfe nicht. Ich hab's dem Weinhold ſchon vor anderthalb Jahren, bei Ihrem erſten Aufenthalt in Iſchl geſagt. Sie haben nun das Ihre gethan.“

„O, könnt' ich mehr thun!“ rief ſie in Thränen.

„Für Egon nichts! es iſt Alles! Alles! und aber Alles! umſonſt. Das halten Sie feſt.“

„Wollen Sie mir dieſe Gewißheit wie mit langſamen Hammerſchlägen in die Seele prägen?“

„Ja, Renata, davon müſſen Sie Sich zuerſt überzeugen, um hernach Sich entſchließen zu können.“

„Wozu?“ fragte ſie befremdet und ſah ihn ſtarr an.

Er antwortete nicht darauf, ſondern fragte ſeinerſeits:

„Renata, wiſſen Sie noch daß ich damals in Iſchl, bei unſerm erſten Abſchied, überwältigt von Schmerz und Freude, zu Ihnen ſprach: ich liebe Dich?“

„Ja,“ entgegnete ſie mit tiefem Ernſt.

„Was ich Einmal geſagt, aus tiefſter Überzeugung geſchöpft und bekräftigt habe: das, und wenn ich's auch nimmer wiederhole, iſt ſo gut als hätte ich es tauſendmal geſagt. Glauben Sie das von mir?“

„Ja.“

„Damals erwiderten Sie mir im Schreck, im Zorn,

im Widerwillen, was weiß ich! — „ich will Niemand lieben, auch Sie nicht.“ Damals hatten Sie ganz Recht! was ich Ihnen auch ſagen mogte, dennoch wähnte ich in Ihnen auf einem Punkt die Schwäche des Weibes zu finden. Seitdem hab' ich Sie in jeder Stunde meines Lebens ſo feſt und nah vor Augen und in der Seele gehalten, beobachtet, zergliedert, daß Sie Sich in Atome hätten auflöſen müſſen, wenn nicht in Ihnen, wie in der Sonne, ein Kern wäre, der feſter, reiner, mächtiger als meine Zerſetzungskünſte, Ihr Weſen zu einem Prachtgebilde in Gottes Schöpfung macht. Da hab' ich gelernt Sie übermenſchlich zu lieben! . . . . verzeihen Sie das ſtolze Wort! ich meine nur: anders als man Frauen zu lieben pflegt. Glauben Sie das?“

„Ja.“

„Und iſt Ihr Wort von damals jezt noch wahr?“

„Nein. Ich liebe Sie. Niemand wollt' ich lieben und Niemand werd' ich lieben! . . . . aber bei Ihnen reichte der Wille nicht aus . . . . oder ich wendete ihn nicht an. Genug, ich liebe Sie, und wenn ich das ſage, ſo geſchieht das nur um Ihrer Frage zu genügen, nicht um Ihnen etwas Überraſchendes zu geſtehen.“

„Geben Sie mir Ihre Hand, Renata!“ — und als ſie es that, fuhr er fort: „Willſt Du mein ſein, ganz und aufrichtig?“

„Ich lüge nie, Emmerich, nicht durch Wort noch That.“

„O mein Engel! rief er und ſchloß ſie in ſeine Arme, jezt iſt der rechte Augenblick gekommen, wo die Erkenntniß Deiner Beſtimmung Dir entgegentritt. Die iſt nicht an der Seite des greiſenhaften Kindes, das Dein Leben verzehrt

ohne es zu genießen, ſondern an der meinen, des liebenden und geliebten Mannes. Wie ein Engel mit zuſammengefalteten Flügeln, biſt Du mühſelig und beladen bisjezt durch die Pein und Beſchwerde des Erdenlebens gepilgert, und haſt nichts üben können von all' Deinen himmliſchen Gaben, als Geduld und Reſignation. Jezt entfalte die Schwingen, fliege höher auf, meine Renata, über die Ängſte des Lebens hinauf in die Regionen des Glücks! .... nicht des Glücks, wie die Welt es verſteht, geſchminkt roſenfarben, oberflächlich vergoldet, ohne Schmerz und ohne Herz. Nein, Renata, das biete ich Dir nicht an! ſondern ein Glück, wie es zwiſchen zwei ernſten Menſchen ſtatt findet, ganz innerlich, die höchſten und feinſten Fähigkeiten entfaltend, und reich an Freude, an Leid — wie Gott will! aber reich, Renata, nicht dürftig, darbend, arm, bettelarm, wie wir jezt leben! o nein! überreich." — Er hatte ſeine Hände über ihrem Haupt gefaltet, und drückte es ſanft an ſeine Bruſt. „Antworte mir doch!" bat er.

„Sprich weiter, Emmerich, entgegnete ſie, ich habe nie die Stimme eines ſeligen, liebesfreudigen Menſchen gehört, und ſie klingt doch ganz göttlich ſchön.... Deine Stimme!"

„O Kind, Du weißt nichts von der Liebe, wenn Du ihr noch Worte geben willſt! flüſterte er. Das Schweigen iſt beredter, ſieh mich nur an."

Langſam hob ſie den Kopf von ſeinem Buſen auf.

„Renata! rief er entſezt, warum ſiehſt Du ſo fürchterlich traurig aus? Du erſchreckſt mich .... Du vernichteſt mich. Sprich! Du liebſt mich? ja? nun, mehr begehr' ich nicht!"

„Du begehrſt nicht, daß ich Egon Deinetwegen verlaſſe?

fragte ſie tonlos; nicht, daß ich handle wie die arme Diane? nicht, daß ich meineidig werde vor Gott? nicht, daß ich feig von dem Platz entfliehe, den er mir angewieſen hat, weil ich, grade ich, ihn ausfüllen kann? Das Alles begehrſt Du nicht, Emmerich?"

„Ja! rief er im Ausbruch der Verzweiflung, das Alles begehr' ich! genau das! Nur aber biſt Du nicht treulos, nicht armſelig, nicht feig, wenn Du das thuſt; denn ein Band wie zwiſchen Dir und Egon iſt keins; hat nicht die Baſis der Gegenſeitigkeit, welche allein zwiſchen Menſchen gültiges Geſetz aufrecht halten kann; macht Dich zu ſeiner Wärterin, ſeinem Geſchäftsführer, ſeinem Secretär, ſeinem Geſpielen, nur nicht zu dem, was Du Deiner irdiſchen und himmliſchen Beſtimmung gemäß ſein ſollſt und ſein kannſt: nicht zu ſeinem Weibe. Du frevelſt gegen Dich und gegen mich, wenn Du nicht zu dieſer Erkenntniß gelangſt, denn ich bin ohne Dich tauſendmal elender, als Egon es je werden kann."

„Ich will mich darauf beſinnen, Emmerich, ſagte ſie ſanft; ich mögte gern das Rechte thun."

„Das weiß ich, o meine Heilige! ſprach er aufgelöſ't in Wehmuth; Du kannſt ſogar nicht anders als es thun. Deine Natur gleicht jenem reinen Kriſtall, der augenblicklich zerſpringt, wenn ein Tropfen Gift in ſeinen Kelch fällt. Unrecht iſt Gift für Dich. Aber Glück und Unrecht iſt nicht gleichbedeutend. Im Gegentheil! es geht und geht nun einmal nicht Hand in Hand. Dein Fall iſt ein ganz exceptioneller: — da giebt es kein Unrecht mehr, wo man außerhalb der Geſetze ſteht."

„Sophiſt!" ſagte ſie melancholiſch lächelnd.

„Widerlege mich," bat er.

„Nun denn: Verſucher! ſprach ſie mit unerhörter Schwermuth. Ich finde ja keine Gedanken, keine Worte um Dich zu widerlegen; aber, mein Emmerich, ich bin traurig .... o traurig bis in den Tod."

Sie ging langſam durchs Zimmer, auf und ab. Da fiel ihr Blick auf ein Buch, ſie ergriff und küßte es.

„Emmerich! rief ſie lebhaft, ich will Dir etwas vorleſen." Sie ſchlug das Buch auf.

Er ſetzte ſich ihr gegenüber und ſie las: „Und der Teu„fel führte ihn mit ſich auf einen ſehr hohen Berg, und „zeigete ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, und „ſprach zu ihm: Dies Alles will ich Dir geben, ſo Du nie„derfälleſt und mich anbeteſt. Da ſprach Jeſus zu ihm: „Hebe Dich weg von mir, Satan! denn es ſtehet geſchrie„ben: Du ſollſt anbeten Gott Deinen Herrn, und ihm allein „dienen. Da verließ ihn der Teufel; und ſiehe, da traten „die Engel zu ihm, und dieneten ihm."

Renata ſchloß die Bibel. Emmerich aber ſank zu ihren Füßen nieder, und rief:

„Dich hält der Himmel feſt, Renata, und er thut Recht daran. Wär' ich der Himmel .... ich gäbe Dich auch nimmer heraus."

Sie legte die Hand auf ſein Haupt und wiederholte:

„Siehe, da traten die Engel zu ihm und dieneten ihm." Und in Emmerichs Seele flammte etwas auf, wie glühende Sehnſucht nach Gebet.

Da ſchmetterten plötzlich ein Paar ſcharfe Schellenzüge alle Qualen der Welt in dieſe Verklärung des Himmels hinein.

„O mein Gott! Egon iſt krank!“ rief Renata beſtürzt und flog aus dem Zimmer. Er war es wirklich geworden, und nicht mehr noch weniger als gewöhnlich; aber daß es in dieſem Augenblick grade geſchah, daß ſie aus dem Paradieſe, welches Emmerichs Liebe ihr erſchloß, hinunter mußte in ihr grauſes, finſtres Gefängniß, an's ſchauerliche Krankenbett eines Weſens, deſſen ſtumpfer Geiſt ahnungslos für ihre Martern blieb, während ſie ſich ſeinetwegen in Qualen, die er nicht verſtand, verzehrte: das erſchien ihr wie eine grauſame Ungerechtigkeit. Doch, wie immer, wich ſie nicht von ſeinem Lager, und um ſo weniger, da Weinhold ihr fehlte; konnte ſie auch weiter nichts thun, ſo wollte ſie doch die Diener nicht aus den Augen laſſen, und ſie durchwachte die Nacht neben Egon.

Das war eine Nacht! hatte ſie gedauert die Länge einer Nacht, oder einer Minute, oder eines Jahrhunderts — Renata wußte es nicht, als die trübe Winterſonne am ſpäten Morgen in's Fenſter ſchien .... ſo ganz hatte ſie die Zeit und das Zeitliche vergeſſen, und nur Emmerich, und in ſeiner Liebe die Ewigkeit geſehen. Sie war müde an Leib und Seele, zerknickt von Kämpfen und Erſchütterungen. Sie ſtand auf um in ihr Zimmer, und wo möglich ſchlafen zu gehen. Als ſie nun langſam und leiſe der Thür zuging, fuhr Egon aus ſeiner Lethargie auf, und rief bewildert und angſtvoll:

„Renata! bitte, bitte, Renata! geh' nicht fort.“

Sein Ton war der eines Kindes, das darauf gerechnet hat die Mutter werde an ſeinem Bettchen ſitzen bleiben bis es eingeſchlafen iſt, weil es ſich in der einſamen Dunkelheit fürchtet, und das ſich ängſtigt die Mutter zu verlieren.

„Nein, lieber Egon, ich gehe nicht fort, ſagte ſie umkehrend, ich wollte mich nur .... bequemer kleiden. Es hat aber Zeit.“

„Nein, nein! es hat nicht Zeit! ſagte er eifrig; geh' denn .... aber komm' wieder .... ganz gewiß wieder.“

„Ganz gewiß wieder, lieber Egon,“ ſprach ſie ſanft.

„Gieb mir die Hand darauf, und ſage: bei Gott!“ bat er mit der vollen Zudringlichkeit eines Kindes.

„Bei Gott! lieber Egon!“ entgegnete ſie, und legte ihre ſchöne edle Hand in ſeine hagere, kalte, kindiſch unausgebildete.

„So! ſprach er beruhigt; Du haſt bei Gott! geſagt, nun *mußt* Du wiederkommen.“

O wol! wol! nun muß ich wiederkommen, nun kann ich nicht fort! flüſterte Renata vor ſich hin, als ſie in ihr Gemach ging. Was im Namen Gottes begonnen iſt, muß auch in ſeinem Namen durch- und zu Ende geführt werden. — In ihr Kabinet tretend, fand ſie auf ihrem Schreibtiſch einen großen Strauß von Kamelien. Sie liebte leidenſchaftlich dieſe ſchöne Blume, die vom Schmetterling die Zartheit, vom Edelſtein die Feſtigkeit, und von beiden den Schmelz hat. Emmerich hatte nicht die Gewohnheit der kleinen Aufmerkſamkeiten. Er war dermaßen mit tiefſter Seele immer in den Tiefen der Seele, daß er für die Oberfläche keinen Blick hatte; — jedoch nicht aus Mangel, ſondern aus Übermaß an Theilnahme. Daher rührte es Renata doppelt, daß er grade jezt, auf dem Höhepunkt der Leidenſchaft, an einen Blumenſtrauß hatte denken mögen. Sie betrachtete einzeln jede Kamelie mit zärtlichem Blick, berührte ſie ſchmeichelnd und koſend mit Lippen und Wan-

gen, und vertändelte in ihrem Anſchauen eine lange Weile voll heimlichem Geplauder und ſtillem Dank für Emmerich. Doch als ſie die Augen von ihren Kleinodien aufſchlug, fielen ſie auf die Uhr, und ſie rief entſetzt und laut:

„Aber ich muß ja wiederkommen! .... Nun, ſo will ich denn auch!“

Sie ſchellte der Kammerfrau, kleidete ſich um, nahm entſchloſſen den Strauß, kehrte damit zu Egon zurück, wol wiſſend welche Freude er an jeder Blume hatte, und gab ihn an Egon mit einem Gefühl, als lege ſie ihr gebrochenes Herz vor ihm hin. Und bewußtlos wie das Opfer ihres Herzens nahm er auch das der Blumen an.

„Die ſind ſchön! tauſend Dank, Renata! die werden prächtig in meinem Herbarium ausſehen .... ganz lebendig!.... Ich werde ein beſondres für die Kamelien machen laſſen .... grüner Saffian-Einband ... meinſt Du nicht?“

Und er verfiel in den ſchweren Schlaf, der ſeinen Anfällen zu folgen pflegte, hielt jedoch den Strauß feſt in der Rechten. Renata ſah ihn kummervoll an und dachte bei ſich ſelbſt: Ja, ſo iſt es! genau wie dies Bild! .... die ſchönſten Blüten ſeines und meines Lebens zerdrückt Egon im Schlaf. — —

„Wie geht es, Renata?“ fragte Emmerich, als er ſpäter zu ihr kam.

„Schlecht!“ ſagte ſie beinah finſter.

Sie ſahen ſich an mit ſtummer Troſtloſigkeit, und gewahrten Beide andre Spuren als die einer durchwachten Nacht im Antlitz des Andern. Der Gram arbeitet mit ſchärferer Feile als die Schlafloſigkeit.

„Wollen wir einmal verſtändig mit einander reden, hub

Emmerich an; ſo wie ehedem .... wie ſonſt; vielleicht wie wir vorgeſtern noch geredet haben. Aber zwiſchen vorgeſtern und heute liegt ich weiß nicht was für eine ungeheuere Kluft, was für ein ungeheures Ereigniß .... ein Himmelsflug, eine Höllenfahrt, eine Viſion des Paradieſes, eine Walpurgisnacht! und im Grunde iſt's doch weiter nichts als geſtern. Das iſt doch ſeltſam bis zur Unbegreiflichkeit!"

„Und das iſt gar nicht verſtändig geredet!" unterbrach ihn Renata.

„Das iſt wahr! rief er. Aber ſehen Sie: im Kopf geht es mir wie ein ſchwerer Pendel, auf und ab, und ab und auf. Ja? Nein! — Nein? Ja! — und das mit ſolcher Vehemenz, daß mir zu Zeiten ein dicker ſchwarzer Schleier über die Augen ſinkt, das Hirn zu wirbeln ſcheint, und ich taumelnd auf den Füßen ſtehe. Damit iſt es ſchwer verſtändig zu reden."

„O, ich bin elend!" brach Renata aus.

„Nicht ſo elend wie ich!"

„Mehr! denn ich zeige Ihnen mein Leid nicht, und Sie zeigen mir das Ihre bis in ſeinen Urtiefen."

„Es ſoll Sie nicht elend machen, ſondern nur Ihr Mitleid wecken. Das Mitleid jedes andern Menſchen würde ich mit ſtaunender Verachtung zu Boden fallen laſſen; doch Ihr Mitleid thut mir wol, wie das eines höhern Geiſtes. Es deckt mein Herz mit Taubenflügeln zu, ſo lind, ſo warm, ſo weich. Man kommt weit mit Ihrem Mitleid, Renata, das ſehe ich bei Egon, und ich meine, Sie müſſen es dem lieben Gott ſelbſt abgelauſcht haben, in deſſen Barmherzigkeit der ſchwache Menſch ſich ſo gern verſenkt, weil er Alles von ihr zu hoffen hat. Wenn Sie recht klar erkennen wie

elend ich bin, ſo wird Ihre Liebe mich begnadigen. Nur ſei es bald .... ich bin ſterbensmüde."

„Martern Sie mich doch nicht! ſagte Renata beinah hart. Und ſprechen Sie nicht ſo gottesläſterlich! Das Leben iſt viel werth; die Liebe tauſendmal mehr; am meiſten denn aber doch, daß wir rechtſchaffene Menſchen bleiben, aber rechtſchaffen, bis in's Mark der Seele hinein. Verſtehen Sie das?"

„Ja, mein Engel!" ſprach er ſanft, und allmälig legte ſich eine himmliſche Beruhigung auf ſein edles, zergrämtes Antlitz. „Dich verſtehe ich."

„O Emmerich! fuhr ſie fort, und die Härte zerſchmolz und machte der tiefſten Begeiſterung Platz, daß ich Dich liebe hab' ich Dir geſagt; wie ich Dich liebe werd' ich Dir nie ſagen können, weil dafür noch keine Worte erfunden ſind. Doch ſei es ſo tief, ſo heiß, ſo gewaltig, wie es von Millionen nicht empfunden wird: dennoch werd' ich nie begreifen, daß wir um der Liebe willen miſerabel ſein müſſen! Handeln Andre ſo, ſo iſt es Irrthum, Schwäche, Unglück, ich bin nicht ihr Richter, ich kann ihnen nicht in den Herzen leſen: folglich gehen ſie mich nichts an. Aber da ich nun einmal einen andern Begriff von der Liebe habe, ſo kann ich nicht handeln wie Jene! laß uns doch verſuchen um der Liebe willen gut zu werden, beſſer als wir ſind.... und nicht ſchlechter — nicht ſo ſchwach, ſo muth- und troſtlos, ſo feig, ſo heftig. Willſt Du, Emmerich?"

Er rief: „Gieb mir Deine Liebe, aber ganz, aber ohne Rückhalt, ſo werden all' die Fehler von ſelbſt verſchwinden, die du mir vorwirfſt; ſo werd' ich ſtark, zuverſichtlich, muthig und gelaſſen ſein."

„Du biſt bequem! ſagte ſie mit traurigem Spott. Du weißt doch, daß ich dieſe Macht nicht habe.“

„Du hätteſt ſie, wenn Du mich liebteſt.“

„Ich habe Dir geſagt, daß ich die Liebe nicht als einen Freibrief verſtehe um Schlechtigkeiten zu begehen. Wer bei den gemeinſten Angelegenheiten des Lebens ſein Wort nicht hält, wer von der Fahne deſertirt, zu der er geſchworen, iſt entehrt, gilt für niederträchtig; und ich ſollte ehrlos mein Wort brechen, weil ich Dich liebe? .... Das iſt Unſinn, Emmerich!“

„Es iſt Unſinn, rief er wieder ſehr heftig, ſein Wort Jemandem zu verpfänden, der nicht im Stand iſt, deſſen Wichtigkeit zu ermeſſen. Was haſt Du ihm denn gelobt, Deinem Gemal? Gehorſam? .... und blindlings folgt er wie ein Kind Deiner Einſicht und Entſcheidung! Treue?....“—

„Nicht ihm, dem Unmündigen, unterbrach Renata, hab' ich das gelobt; denn er verſteht es nicht! aber Gott, und der verſteht es. Gehorſam, Treue, Geduld, Beharrlichkeit bis in den Tod, hab' ich verſprochen und muß ich demnach halten, wie man eine Feſtung nicht blos in Friedenszeit, ſondern auch in der ſchwerſten Belagerung halten muß. Von Liebe war die Rede nicht! die iſt mein Eigenthum geblieben und Dein geworden.“

„In Deiner tiefen Abgeſchiedenheit, Renata, unkundig der Menſchen, fremd der Welt, nur Deiner Pflicht lebend, ganz Deinem Wirkungskreis Jugend, Kraft und Schönheit opfernd, haſt Du Dich in der Einſamkeit exaltirt, um aus dem Fanatismus Stärke zu ſchöpfen. Aber der hält nicht Stand, verſchwindet mehr von Jahr zu Jahr, zeigt Dir immer deutlicher die jammervolle Realität, in welcher Du

alle Roſen Deines Daſeins vor einem Todtengerippe welken und zerfallen läßt. Das Herz will Nahrung haben, will an einem andern Herzen klopfen bald und bald ruhen. Fehlt ihm dieſe Bedingung zur Lebensfriſche, ſo erlahmt es allmälig, verliert ſeinen ſtarken Schwung, mit ihm die Thatkraft. Es erſtarrt und ſtirbt ab, lange vor der Zeit, und bei lebendigem Leibe. Das wird Dein Schickſal ſein."

„Sei es ſo!" ſprach ſie finſter.

„O Du .... Unweib! rief er in Verzweiflung, wie konnte ich an Dein Marmorherz mein flammendes verlieren?"

„Das weiß ich nicht!" entgegnete ſie kalt.

„Du biſt zu ſtark, Renata, zu Deinem und meinem Unheil zu ſtark. Ich würd' es eigenſinnig nennen, wenn es nicht ſublim wäre. Aber der Augenblick kann kommen, wo denn doch die Stärke unter ihrem eigenen Gewicht erliegt. Dann werd' ich kommen und Dich fragen: willſt Du mein ſein? .... Egon iſt ſterblich ...." — —

„Wie Du und ich!" unterbrach ſie ihn.

„Gleichviel! ich warte."

Sie machte eine heftig verneinende Bewegung. Sprechen konnte ſie nicht mehr vor Erſchöpfung und Übermaß der Emotion.

„Ich bin auch ſtarr," ſetzte er mit traurigem Lächeln hinzu.

„Liebe thut weh!" ſeufzte Renata halb bewußtlos und ihre Augen ſchloſſen ſich matt.

Emmerich drückte die geliebte Geſtalt an ſein Herz, aber als Renata aus ihrer Betäubung erwachte, war ſie allein. Zwei Stunden ſpäter empfing ſie ein kurzes Billet von ihm, worin er nur ſagte: er ginge zu ſeinen Eltern nach Peſth,

und würde im April, vor Renata's Abreiſe, nach Wien zurückkehren. Weiter nichts.

Er iſt fort! ich hab' es ſo gewollt! ſagte ſie. Fortan war ihr zu Muth als ſtehe ſie unter einer Taucherglocke, abgeſchieden vom Leben der Menſchen, in tiefer Verlaſſenheit, und der Raum ſei ihr für den Athem zu eng. Sie warf ſich in die Geſellſchaft, in den Glanz und Tumult des Carnevals; nicht zerſtreuen, nur betäuben wollte ſie ſich. Statt der Betäubung trat Langeweile bis zum Überdruß ein. Das ging ſo fort, lange Wochen. Da kam wieder ein Brief von Emmerich, in den letzten Tagen des März geſchrieben, lakoniſch nur die nothwendigſten Worte ſagend:

„Am 28. April früh neun Uhr werde ich bei Ihnen ſein.
„Dieſe Nachricht, damit Sie mich nicht etwa ſchon vom
„1ſten an Tag für Tag erwarten, Renata."

Das hätte ich allerdings gethan, ſeufzte ſie; alſo noch vier volle Wochen, dann ſehe ich ihn acht Tage, und dann? . . . . — Sie trat unter ihre Taucherglocke zurück, und verließ ſie für lange, ewige Jahre nur noch in der kurzen Zeit, die ihrer Abreiſe von Wien vorherging, als Emmerich zur beſtimmten Stunde bei ihr erſchien. Sie hatte Mühe ihm nicht entgegen zu fliegen, nicht jauchzend in ſeine Arme zu fallen. Sie that es nicht, weil er es für ein ſtummes Ja hätte nehmen dürfen. Aber er ſah ihr das höchſte Entzücken wol an.

„Alſo liebſt Du mich doch wirklich?" fragte er gerührt.

„Emmerich! o mein . . . . mein Emmerich!" rief ſie mit der vibrirenden Stimme und den ekſtatiſchen Gebärden, die in ihrer wundervollen Schönheit nur der Liebe eigen ſind.

„O Du Einzige!" rief er und umſchlang ſie, als wolle

er für die Ewigkeit ſie an ſich feſſeln; und unüberwindlich ſanken ihre Lippen an einander.

„Schweig'! ſagte er, als ſie eine leiſe Bewegung machte, um aller Heiligen willen, ſchweig Renata! erinnere mich nicht an die Zeit, an die Welt, an die Erde! laß mich im Himmel .... ſtill bei Dir."

Thränen ſtanden in ſeinen großen, feurigen, ſammetſchwarzen Augen.

„Nun ſo bleibe bei mir," ſagte Renata bebend.

Da trat einer von Egons Kammerdienern ein und meldete, daß der Herr Graf Luſt habe des ſchönen Wetters wegen eine Stunde früher als gewöhnlich ſpazieren zu fahren, wenn es der Frau Gräfin nicht unbequem ſei.

„Laſſen Sie ſogleich anſpannen," entgegnete Renata.

„Die Erde hat uns wieder!" ſeufzte Emmerich.

Mogte jedoch dieſe Zeit reich an Qualen ſein, ſo war ſie es auch an Entzückungen; ein wogendes Meer, hochauf brauſend und ſchäumend, dann wieder lieblich träumeriſch Wellen ſchlagend; aufgewühlt vom Scirocco der Leidenſchaft, beruhigt vom linden Abendwind ſanfter Sehnſucht; phantaſtiſch wilde Geſtalten im Schooß verbergend und reizende Göttergebilde aus ihm hervorhebend. Eine göttliche Oaſis: Palmenſchatten, Silberquellen, ewig blauer Himmel; und rund umher die Wüſte, drohend mit dem langen Wanderzug durch dieſelbe, und mit Verſchmachten im tiefen Sande, ohne Kühlung, ohne Labetrunk, ohne friſche Luft. Aber ſie glitten zuſammen über dies Meer; aber ſie ruhten zuſammen in dieſer Oaſis; wie hätte die Zeit nicht eine ſelige ſein ſollen?

Da war es, als Cecil Renata zum zweiten Mal ſah.

„Ich nehme nicht Abſchied, Renata, ſprach Emmerich zu ihr, als es nun endlich zur Trennung kam. Es iſt eine durch den Mißbrauch mattgewordene Phraſe, daß meine Seele bei Ihnen bleibt; und doch iſt es nicht anders! ſie bleibt bei Ihnen, unzerſtreut. Sie, das weiß ich, werden Sich ſehr zerſtreuen, mit Ihren Schulen, Ihren Armen, Ihren Gartenanlagen“ . . . . —

Sie ſah ihn mit traurigem Vorwurf ſchweigend an.

„Mit Allem, mein' ich, was Ihre Verhältniſſe Ihnen zur Pflicht machen, fuhr er ſanft fort, denn Ihre barmherzige und thätige Hand kann nicht ruhen, iſt nun einmal ſo wundervoll begabt, daß ſie immer an etwas Gutem oder etwas Schönem arbeiten muß.“

„Das kann Jeder!“ unterbrach ſie ihn.

„Der die Vocation dazu hat, ſetzte er hinzu. Nicht blos zum Kloſterleben gehört ein ingeborner, entſchiedener Beruf, wenn es mit Kraft durchgeführt werden ſoll: ſondern auch zu einem Leben, das ganz den Nebenmenſchen ſich widmet. Dort wie hier iſt es ein Opfer aller Gedanken, aller Beſtrebungen und des ganzen Willens, auf einem unirdiſchen Altar, der entweder gradezu Gott — oder den Menſchen um Gottes Willen gewidmet iſt. Das kann nicht Jeder, denn nicht Jedem „dienen die Engel,“ ſo wie Ihnen. Dazu gehören ganz beſonders reine, ſtarke Herzen. Ich kann es nicht. Ich treibe meine Geſchäfte und beſorge meine Obliegenheiten pünktlich und treu; reiſe alljährlich im Herbſt ins Banat und im Frühling an die ſteyriſche Grenze um mich zu überzeugen daß Alles wol geht und ſteht auf den Herrſchaften; und lebe dann bei den Eltern, wo und wie es ihnen Freude macht. Ich thue das gern! ich könnte nicht

anders! Nur aber ſagen, daß mein Herz ſeine ganze Befriedigung darin findet, und für ewig abgethan hat mit Wunſch, Hofnung, Sehnſucht und Verlangen — oder ſagen, daß all' dieſe Regungen, wenn ſie erwachen, ſchnell erſtickt würden vom Bewußtſein der Pflichterfüllung — das kann ich nicht! da würd' ich lügen. Mich beglückt nur die Liebe, die Eine ausſchließliche Liebe, und darum kann ich nicht glücklich ſein, wenn Sie ſie nicht erwidern. — Nicht ebenſo ausſchließlich erwidern, ſetzte er raſch hinzu, als Renata ihn unterbrechen wollte. Aber Sie werden es dennoch einſt .... und darauf warte ich! Sie werden müde werden Ihrer Schulen und Ihrer Blumen, und wenn Sie es ſind, werden Sie mich rufen."

Renata war unfähig zu ſprechen. Ihr war zu Muth als ſollte ſie eingeſargt und begraben werden. Sie konnte nicht überlegen, noch nachdenken, noch reden, und in ſtumpfer Betäubung hörte ſie ihm zu. Ihre Züge waren ſtarr, ihre Lippen trocken, ihre Augen glanzlos, als ſei ihr ſchon das Leben entwichen; und ſie fühlte, wie es ihr immer mehr und mehr entwich.

„Ein Jahr iſt lang, Renata, ſagte Emmerich, hat weiß Gott wie viel Tage und Stunden, die alle durchlebt ſein wollen! und in jeder Minute dieſer unzähligen Stunden hat man Zeit und Veranlaſſung die Exiſtenz zu ſegnen oder zu verfluchen. Wenn dies Jahr um ſein wird, werden Sie einen Brief von mir bekommen nur die zwei Worte enthaltend: „Liebſt Du mich noch, und willſt Du mein ſein?" Schreibſt Du mir Ja! ſo iſt es Dir ſehr leicht Deine Scheinehe zu löſen. Darauf warte ich."

„Warte nicht," flüſterte ſie.

„Ich glaube warlich Du ließeſt Dich lieber ſterben!“ rief er mit Bitterkeit.

Zwei Thränen ſchlichen langſam über Renatas bleiche kalte Wangen.

„Und doch liebſt Du mich! rief er und umſchlang ſie leidenſchaftlich. Meinſt Du etwa es ſei zu viel Dein ganzes Weſen einem Mann zu ſchenken, und giebſt Du deshalb dem Einen Dein Mitleid, dem Andern Deine Liebe? O thu' es nicht! Die Sterblichen, welche eine Göttin liebte, wurden auch zu Göttern, befähigt zu unſterblichem, überirdiſchen Glück.“

„Sag' mir nur das Eine, ſprach Renata mühſam, was ſoll aus Egon werden ohne mich?“

„Nun! rief er, ſo will ich Dir Deinen Kampf nicht erſchweren! Thue Du, ewiggeliebtes Geſchöpf, was Gott Dich thun heißt: dann werden wir Alle wolberathen ſein.“ — —

Matter, ſtummer, ſchweigſamer noch als Egon, lag Renata neben ihm im Wagen, und fuhr gleichgültig durch den lieblichen Frühling der Heimat zu. Als ſie das Thal von Ebernbach gewahrte, ſchnürte eine heftige Beklemmung ihre Bruſt zuſammen; die Berge rings umher ſahen aus wie die Wälle einer Feſtung. Mein Kerker! ſeufzte ſie dumpf. — Wer die himmliſche Freiheit im Herzen trägt, für den giebt es keinen Kerker, Renata! flüſterte ein guter Geiſt ihr tröſtend zu. — Vielleicht waren es Emmerichs Gedanken! wer kennt den myſteriöſen Zuſammenhang der Geiſter? mit dem allerinnerlichſten Schwung unſrer Gedanken, mit dem Gebet, dringen wir zu Gott und hoffen von ihm gehört, gar erhört zu werden. Wenn unſre Gedanken ſich zu ihm, dem

höchſten Geiſt, erheben und ſich ihm verſtändlich machen können, warum ſollte uns nicht daſſelbe bei unſers Gleichen, bei befreundeten und geliebten Geiſtern gelingen? — Das iſt ein lieblicher und frommer Glaube, zu dem ſich derjenige gern bekennen wird, der fern von ſeiner Liebe leben muß.

Das Netz ihrer ſtillen gleichförmigen Tage umſpann wieder Renata. Sie lebte wieder ausſchließlich mit Menſchen, die ihr untergeben oder ihr anvertraut waren. Sie fand daß ſie gar viel weniger zu thun habe, als in früheren Jahren! es gab nicht immer etwas Neues anzuordnen und zu unternehmen, und das Alte ging nun ſchon im ſichern Gleis der Gewohnheit ſeinen feſten Schritt. In den erſten Jahren waren manche alte Diener geſtorben oder in den Ruheſtand verſetzt, und ſtatt ihrer neue genommen, jüngere, die anfänglich eingeübt und beobachtet werden mußten, aber nun für das nächſte Vierteljahrhundert ihrer Stelle oder oder ihrem Geſchäft gewachſen waren. Der Park konnte nicht vergrößert werden — er kletterte ja bereits in die Berge hinein! Zu neuen Bauten gab es keine Veranlaſſung, für neue Pflanzungen keinen Raum. Es wäre ein recht glücklicher Moment für einen glücklichen Menſchen geweſen, der ſich leichten und zufriedenen Herzens in ſeiner Schöpfung umgeſchaut, ſich ihres Gedeihens gefreut, und ſeine Thätigkeit einem andern Wirkungskreis zugewendet hätte. Aber ſo bequem macht es das Schickſal ſeinen Auserwählten nicht.

Renata hatte jezt volle Muße ungeſtört zu empfinden wie bitter der Gram iſt und wie weh das Leid thut. Schon damals, in jenem Winter, der zwiſchen den beiden Reiſen nach Iſchl lag, hatte ſie gewähnt an der Grenze des Schmerzes zu ſtehen. O wie weit war dieſe Grenze ſeitdem ver-

rückt! . . . Welche Zuverſicht Emmerich beglücken zu können, hatte ſich ſeitdem in ihr feſtgeſetzt! welch' Vertrauen zu ſeinem Charakter! welche Erwiderung ſeiner Leidenſchaft! welche Sehnſucht nach ſeinem Beſitz! Alles was damals Keim — war jezt Blüte geworden, flammend, berauſchend, verzehrend, das Leben bis zum Zenith des Verlangens nach Glück und der Erkenntniß deſſelben emportreibend. In ihren wachen Träumen und in ihren endloſen Unterhaltungen mit Emmerichs Gemälde, das er für ſie in Wien hatte machen laſſen, behielt immer der Gedanke die Oberhand, ſie wolle ihm angehören, doch ein Blick in die Wirklichkeit, auf Egon, den ſie verlaſſen, den ſie ohne Schutz und Aufſicht ſeinen Dienern überlaſſen müßte: — eine Erinnerung an ihr Gelübde auf der Leiche ſeiner Mutter — und dahin waren ihre ekſtatiſchen Träume! und ſie fühlte, daß der Gedanke an Egon ein Geſpenſt, ein Schreckbild ſein, und ſie in Emmerichs Armen, in dem Zauberkreis ſeiner Liebe ereilen und aufſcheuchen würde. Und mit einer ſolchen am Herzen nagenden Natter könnt' ich nimmermehr ihn beglücken! ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Ja, wäre Egon ein Mann wie ſie alle ſind, könnte er für ſich ſelbſt ſorgen, denken, handeln, könnte er ſich umſchauen nach einem neuen Glück, wär' er nicht gar ſo hülflos und meiner Hand anvertraut wie ein Kind das man leiten muß: o Emmerich! Emmerich! ſo wär ich ſchon längſt bei Dir! ſo würde ich es kaum anders machen, als die arme, hartgetadelte Diane, auf die ich wähnte herabblicken zu dürfen; würde wol auch Recht und Pflicht verletzen; — aber jezt iſt es allzu gewiſſenlos! —

Je näher der Jahrestag ihrer Abreiſe von Wien kam, deſto heftigere Martern erlitt ſie. Wird er mir ſchreiben?

denkt er noch an mich? liebt er mich noch? und werd' ich die übermenſchliche Kraft haben Nein zu ſagen? — Dieſe Fragen waren wie eine Tretmühle ihrer Gedanken.

Am Jahrestag erhielt ſie pünktlich ſeinen Brief. Nichts empfand ſie bei deſſen Anblick als die allerunerhörteſte Freude, nicht Zweifel, noch Trauer, noch Unruh, noch Gram. Die Gewißheit ſeiner Liebe verſchlang die Gewißheit der Trübſal. Sie blickte in dieſen Himmel hinüber wie die Seele aus dem Purgatorium in das dereinſtige, verheißene Paradies.

Der Brief war aus Peſth, er enthielt wirklich nur die Worte:

„Hat Gott Dein Herz mir zugelenkt, und willſt Du die „Meine ſein, Renata? — Ich liebe Dich nach alter Weiſe, „und wie es ſich geziemt für den Ewig-Deinen."

Nun! ſagte Renata, als ſie ſich an den Schreibtiſch ſetzte, ich bin ein Ungeheuer und er wird mich haſſen. Gott tröſte ihn und ſtärke mich! — Sie ſchrieb:

„Du wirſt's mir wol kaum glauben, aber ich liebe „Dich, Emmerich, und kann nicht Dein werden. Laß mich! „gieb mich auf! laß mich leben oder ſterben .... einerlei."

Ein grauenhaftes Entſetzen überfiel ſie, als hierauf eine Antwort von Emmerich erfolgte. Sie hatte kaum die Kraft den Brief zu öfnen, der wieder nur drei Zeilen enthielt:

„Du darfſt nicht ſterben; nicht daran denken zu ſter„ben! ich vergäb es nimmer, wenn göttliche Kraft auch nur „momentan feig wäre. Und beſinne Dich noch ein Jahr, „Renata."

Wie dieſe fürchterlich kurzen Briefe, in denen die Quinteſſenz der Schmerzen zu einem Tropfen zuſammengepreßt

war, mögen die ſchauerlich kurzen Antworten geweſen ſein, welche diejenigen gaben, die auf der Folterbank befragt wurden.

Noch ein Jahr! ſprach Renata zu ſich ſelbſt; o Emmerich, dieſe Treue iſt mehr als menſchlich! — Aber je höher ihre Liebe für ihn ſich bis zur Anbetung ſteigerte, um deſto unglücklicher fühlte ſie ſich nothwendig in ihrer Lage. Der bleierne Druck welcher durch den beſtändigen Umgang mit einem ſchwachſinnigen Menſchen hervorgerufen, wie ein dumpfes geiſtiges Unbehagen auf ſeiner ganzen Umgebung laſtet, und auf die nächſte ſo unbezwinglich einwirkt, daß ſie ſich einer gewiſſen Lähmung der Intelligenz oder einer Zerrüttung der Nerven ſelten entzieht: machte ſich ihr von Jahr zu Jahr fühlbarer, wie ein chroniſches Übel. In der erſten Jugend, voll der überſprudelnden Lebensfülle, die ihr eigen iſt, und die ſich faſt bewußtlos, nur im Drang ihrer Kräfte, auf die Gegenſtände wirft, ſie umſchlingt, ſich für ſie exaltirt, und nicht ſowol mit Begeiſterung, als in dem lieblichen Rauſch handelt, welcher der Jugend ſo wol ſteht: da wiegt die Laſt nicht ſchwer, welche das Schickſal Jedem für ſeinen Lebensweg auf die Schultern legt. Das iſt grade ſo, wie wenn man am frühen Morgen auswandert um einen Berg zu erklimmen. Gott, welch Vergnügen, ein wahres Feſt iſt ja die Wanderung! und die Luft, wie friſch! die Füße, wie behende, das Ränzelchen, wie leicht! Ja, wenn's nur ſo bliebe. Aber es bleibt nie ſo. Je länger man ſteigt, und je höher die Sonne ſteigt, deſto mühſeliger wird der Marſch, und hundertmal denkt man, zerbrochen und erſchöpft: O, hätt' ich's doch nie unternommen! — Und dann *muß* man vorwärts, denn hier iſt keine Herberge,

kein Schatten, kein Ruheplatz. Doch ſetzt man ſich zuweilen nieder, auf einem harten Stein, im vollen Sonnenbrand, ſchwindelnd vor Ermüdung; und Gott weiß in welchem Zuſtand man endlich Abends oben anlangt, und nichts begehrt, als nur recht lange, recht tief zu ſchlafen. Am andern Morgen, das iſt wahr, freut man ſich denn doch es ſo weit gebracht zu haben. Nicht anders geht es in unſerm innern Leben zu! aber ob dieſe Freude ſchon an dem irdiſchen Abſchnitt unſerer Exiſtenz beginnt, oder ob ſie in demſelben nur ein graues Samenkörnchen bleibt, das in einem andern Abſchnitt erſt zur Blüte kommt: iſt nur von jedem Einzelnen ſelbſt zu entſcheiden.

Renata war im heißen Mittag ihrer Wanderung. Ihr ſtarkes Herz, ihr feiner Verſtand, ihre mächtige Seele — all' ihre Fähigkeiten, die vor acht Jahren nur in der Anlage und chaotiſch ſich zeigten, hatten ſich jezt abgeklärt wie gährender Wein; begehrten nun ſämtlich eine Sphäre um ſich auszuprägen, und bebten zurück vor den Wällen von Erz, die ſie rings umgaben. Wäre ſie geweſen eine dürftige Organiſation, hätte ſie Behagen gefunden am Wolleben, an ſchönen Kleidern, an häuslicher Herrſchaft, an den Bequemlichkeiten und Genüſſen des Reichthums, zu denen etwas Wolthätigkeit und etwas Beſchäftigung mit irgend einem Talent weſentlich gehört: ſo wäre ſie minder elend geweſen. Jezt fühlte ſie ſich nicht blos unglücklich, ſondern ſie machte ſich auch aus dieſem Gefühl einen bittern Vorwurf.

„O! rief ſie oftmals in heißen Thränen, nicht ſo hab' ich der geliebten Todten verſprochen ihrem Sohn zur Seite zu ſtehen — nicht mit dieſer innerlichen Kälte und dieſer mechaniſchen Gleichgültigkeit, die mich ihm gegenüber zu

einem vorſorglichen und aufmerkſamen Automat machen, aber nicht zu einem Weſen, das ihm das Mutterherz erſetzt! — Dann gab es jedoch auch wieder manche Stunden in denen ſie zu ſich ſelber ſagte: Ich opfre ihm mein ganzes Leben, und das iſt mehr als die Mutter gethan, die eine ſchöne Jugend voll Glück und Liebe genoſſen hat, und die in ihm eine arme, jedoch durch Erinnerung geheiligte Reliquie einer ſeligen Vergangenheit lieben konnte.

Frau von Werden kam nur noch ſelten und flüchtig nach Ebernbach, weil ſie ſich ungern von Adolfine trennte und ſich doch nicht entſchließen konnte ſie mitzunehmen aus Furcht vor Egons Zuſtand. Sie war grade anweſend, als Renata am zweiten Jahrestag ihrer Abreiſe von Wien einen Brief von Emmerich empfing. Sie ſah einen Krampf über Renata's Züge gleiten, Leichenbläſſe ſie bedecken; ſie hörte wie ihre Zähne fiebernd aneinander ſchlugen; ſie bemerkte das beängſtigende Flattern der Hände, das ſich immer einſtellt, wenn das Herz in Convulſionen liegt.

„Einzigliebe Renata, was fehlt Dir?“ rief ſie mitleidig.

„Warte!“ ſagte Renata mit trocknen Lippen, mit ſtarrem Auge, und ging in ihr Schreibzimmer. Nach fünf Minuten kam ſie zurück, mit derſelben gewaltſamen Faſſung, reichte ihrer Schwägerin einen Brief und ſagte:

„Lies!“

Frau von Werden zitterte auch als ſie nichts fand als die Worte: „Das Jahr iſt um. Liebſt Du mich noch und „willſt Du mein ſein, Renata?“

Das Blatt entfiel ihrer Hand. Renata ergriff es, verwahrte es im Buſen, gab ihr ein andres und ſprach:

„Lies auch meine Antwort!“

Faſt mit Entſetzen las Frau von Werden auf dem großen weißen Blatt nur die zwei Worte:

„Emmerich! . . . . Nein.“

„Lies auch das!“ ſagte Renata, und reichte ihr einen Briefumſchlag, auf den ſie Emmerichs vollſtändige Adreſſe geſchrieben hatte, und in den ſie den für ihn beſtimmten Brief ſchob, als Frau von Werden ihn zurückgab.

„So! ſagte Renata und ſah ihre Schwägerin feſt an. So iſt's! Du weißt nun Alles! Kein Wort jezt, keine Frage! Still, ſtill! . . . . o ſtill!“

Wie ein Geiſt glitt ſie aus dem Zimmer und ließ Frau von Werden angſtvoll und beklommen zurück, wie es Jeder einem ſtummen und gewichtigen Leid gegenüber wird. Renata kam an dieſem Tage nicht mehr zum Vorſchein, und am nächſten mit ihrer gewohnten melancholiſchen Haltung, ſcheinbar gefaßt, als ſei ihr nichts begegnet. Aus dieſer unerhörten Selbſtbeherrſchung, welche der Frau von Werden ſo mirakulös vorkam, daß ſie faſt an der geſtrigen Szene gezweifelt haben würde, hätte ſie nicht auf ſie ſelbſt einen ſo heftigen Eindruck gemacht — erkannte ſie durch welche verborgenen Kämpfe und Siege Renata bereits gegangen ſein mußte, und mit einer Aufwallung heißer Bewunderung ſprach ſie beim Abſchied:

„Über Geſchöpfe wie Du biſt, muß Gott ſich freuen.“

„Nein, er muß ſie ſtark machen,“ antwortete Renata.

Diesmal kam kein Brief von Emmerich, der Renaten wieder ein Jahr Bedenkzeit gegeben hätte. Halb und halb mogte ſie ihn erwartet, und es ſich doch nicht eingeſtanden haben. Woher ſonſt die Spannung, wenn man ihr einen Brief brachte? die Gleichgültigkeit, womit ſie ihn erbrach?

woher die Gedankenanfänge: So ist's besser! oder: jezt ist es vorbei! welche zuweilen wie Blitze durch die Wolken ihrer Seele zuckten? — Ja, sprach sie nach längerer Zeit zu sich selbst, es ist nun wirklich entschieden! er hat mich aufgegeben, Gottlob! denn ich würde es auch nicht mehr vermogt haben Nein zu sagen. Die Kräfte sind hin, der Wille ist erschöpft, und Gott ist gnädig daß er mir die Versuchung spart.

Ihre Tage verliefen wie in einem beständigen Nebel, grau, gleichmäßig, kühl. Kein Ereigniß, das einige Abwechselung gebracht — keine Erscheinung, welche Widerspruch gemacht hätte! Nie erheischte eine Stellung mehr Kraft als die Renata's, und nie bot sie weniger Mittel dar um sie auszubilden! Es gab keine Schwierigkeiten zu überwinden, noch Kämpfe zu bestehen, noch Rechte zu behaupten; Niemand trat ihr in den Weg, Niemand foderte Rechenschaft von ihr; sie war unumschränkt in ihren Handlungen und ihrem Willen; aber eben dadurch war ihr Leben wie ein Schiff auf dem Meer bei einer Windstille. Kein Lüftchen regt sich um es von der Stelle zu bewegen. Zu Allem was Renata that und nicht that, mußte sie aus sich selbst den Impuls schöpfen, mußte beständig wollen und zwar mit einem wunden Herzen. Wer da weiß, was es heißt wollen, nicht etwa Einmal eine große That wollen, nicht etwa ein glänzendes Ziel erreichen, oder etwas recht Herrliches vollführen wollen, sondern Tag für Tag, Jahraus Jahrein, in einem unscheinbaren Kreise und immer ganz schlecht und recht die vorliegende Pflicht, das einfach Gute wollen: der weiß auch, daß daran Menschen scheitern, denen schöne und große Handlungen gelungen sind. Und nun gar

mit einem wunden Herzen, mit der hofnungslos brennenden Sehnsucht nach Vertrauen, Verständniß und Liebe, aus diesem nämlichen wunden Herzen die Energie schöpfen zu müssen, um der Befriedigung dieser Sehnsucht zu widerstehen: daran scheitern noch mehr Menschen, wenigstens insofern, daß sie sich bei diesem Widerstand körperlich oder geistig aufreiben. Das geschah Renaten nicht. Sie wurde weder krank, noch kränklich; nicht nervos, nicht zerstreut, nicht reizbar, nicht gedächtnißschwach. Sie verlor nur in den wenigen Jahren ihre ganze Jugendblüte, die Frische, die Rundung, den Schmelz, welche den höchsten Reiz des Weibes ausmachen. Der Glanz entschwand aus dem Auge, von Wangen und Lippen; einzelne Silberfaden zogen sich, als frühzeitige Vorboten des Herbstes, durch ihr braunes Haar. Vielleicht dadurch, daß die Schönheit des Körpers zu Grunde ging, behielt er seine Kraft. Der Schmerz zernagte die Züge, nicht die inneren Organe.

Wenn's das nicht wäre — sprach Renata in ihren guten Stunden voll entschlossener Resignation zu sich selbst — daß ich die feste Überzeugung habe, aus den Wunden unsers Herzens müsse das böse Blut unsrer Thorheit und Sünde abfließen, damit wir sie hernach wie die Auster durch ächte Perlen verschließen können — ja, wenn's das nicht wäre .... o wie kühl müßt' es irgendwo unter dem Wasser, und wie still unter der Erde sein! und was könnte mich abhalten diese Kühle und Stille zu suchen!

Aber sie hatte auch Stunden, in denen die Resignation nicht ausreichte; in denen sie zu Gott schrie um ein wenig Erquickung, um eine geringe Erleichterung, wol gar um eine Wendung ihres Schicksals. Und die kam denn auch;

nur freilich nicht von einem Frühlingslüftchen, ſondern von einem Sturmwind getragen.

Der dritte Jahrestag brachte getreu einen Brief von Emmerich. Ihr vergingen die Sinne, als ſie ſeine Schrift erkannte, als ſie las:

„Das Leben vergeht, Renata, die Liebe nicht. Nicht „in mir wenigſtens. Ich habe Dir dies ganze Jahr hin„durch volle Freiheit gegeben, Dir nicht einmal die Feſſel „meiner Hofnung angelegt. Vielleicht liebſt Du mich nicht „mehr; denn ich weiß nichts von Dir, nichts, als daß Du „meine ewige Liebe biſt. Gedenkſt Du aber meiner noch in „alter Liebe, ſo laß es jezt genug ſein Deines Opfers, „meiner Prüfung, unſrer Qual. Gieb mir Deine Hand. „Meine Liebe für Dich iſt ſo groß, daß ſie Dich wird Alles „vergeſſen machen, was Deine Zukunft trüben könnte. Ver„traue Dich ihr an. Ich bin von wenigen Worten, Du „weißt es, kann nicht ſehr beweglich bitten. Aber beten „mögt' ich zu Dir, Renata."

Als Gott Mohamed berührte, ward er eiskalt. Die übermächtigen Begegnungen hemmen das materielle Leben. Renata erſtarrte vor dieſer unverwelklichen Liebe, dieſer unerſchütterlichen Treue; ſie fühlte ſich mehr zerſchmettert als beglückt. Ein Paarmal nahm ſie die Feder und ſchrieb, aber beſinnungslos. Auf dieſen Brief kommt er her! ſprach ſie, und zerriß ihn. Auf dieſen wartet er abermals, und hofnungsvoll, ein Jahr! ſprach ſie, und zerriß einen andern. Ich will mich beſinnen, acht Tage lang, vielleicht hab' ich eine göttliche Eingebung. — Aber ſchon am dritten Tage empfing ſie einen Brief, der ihr Blut gefrieren machte, als ſie darauf eine fremde Schrift, ein ſchwarzes Siegel und

den Poſtſtempel Peſth gewahrte. — Er iſt todt! ſagte ſie mit jener Gelaſſenheit, welche aus dem Bewußtſein eines untrennbaren Schickſals entſpringt. Ihr war zu Muth, als warte ſie nur auf die Beſtätigung ſeines Todes um zu ſterben, und gefaßt öfnete ſie den Brief. Er war von Emmerichs Mutter.

„Geſtern, ſchrieb ſie, habe ich meinen Mann verloren. „An Ihnen iſt es, Gräfin, zu beſtimmen, ob ich auch mei„nen Sohn verlieren ſoll — mein Einziges, mein Letztes. „Ich habe eine hohe Verehrung für Sie, denn eine ſo un„gewöhnliche Liebe flößt nur ein ſehr ungewöhnliches Ge„ſchöpf ein; darum beſchwöre ich Sie: erfinden Sie etwas „um ihn zu retten. Er iſt nicht krank, er ſtirbt auch nicht; „aber er ſtirbt hin. Und glauben Sie mir, nicht Liebe „und Sehnſucht allein zehren ihn auf! nicht Gram der „Liebe allein nagt ihm am Herzen! Nein! innere Unzufrie„denheit trägt auch dazu bei. Er fühlt wol, daß er nicht „ſeine Beſtimmung erfüllt, nicht ſeine Pflicht thut, indem „er ſich ganz unter das Joch einer Leidenſchaft begiebt, die „nie zu einem guten Ende führen kann, weil Sie ihn weder „als Gattin noch als Geliebte beglücken können. Ein hal„bes, heimliches, niedriges Glück iſt eine Schmach für zwei „Menſchen mit Ihren und Emmerichs Geſinnungen. Ein „ganzes, wie die Ehe es giebt, iſt unmöglich in Ihren „Verhältniſſen, weil wir Sie, nach unſrer Religion, für „unauflöslich an einen Andern gebunden, und durch die „Verſchiedenheit der Confeſſionen für unverknüpfbar getrennt „von Emmerich halten. Das iſt freilich ſeine Meinung „nicht, wenigſtens jezt nicht; aber es iſt die aller Menſchen, „mit denen er lebt, und in Zukunft leben wird; zwiſchen

„denen ſeine Jugend vergangen iſt und ſein Alter vergehen „muß. Welch eine Marter im beſtändigen Kampf mit der „Überzeugung aller ſeiner Umgebungen zu ſein! Würden „Sie ertragen davon Zeugin zu ſein? würden Sie ertragen, „wenn ſeine Überzeugung doch am Ende wankend würde? „Eines oder das Andre wäre doch unfehlbar Ihr Schickſal, „als ſeine Gattin.

„Theure, geliebte Renata, auf meinen Knieen fodere „ich von Ihnen Emmerich zurück. Seit fünf Jahren liebt „er Sie! ſeit fünf Jahren hat er Ihnen eine Treue ohne „Gleichen bewahrt, und allen Wünſchen ſeiner Eltern mit „zerriſſenem Herzen Widerſtand geleiſtet. Sein Vater iſt „darüber hingeſtorben. Sie wiſſen wie Emmerich den Vater „liebte: Sie mögen daraus ermeſſen, wie tödtlich es ihn „ſchmerzen mußte den 75jährigen Greis in die Gruft ſinken „zu ſehen, ohne das erlöſchende Auge durch einen Blick auf „das erblühende Leben eines Enkels zu erfreuen. O, wüß= „ten Sie doch was das heißt: ein Kind haben, ein einziges! „und für dies einzige ſo viel Wünſche, Hofnungen, Herr= „lichkeitsträume, Glücksverlangen als kaum in der Welt „Raum iſt! und von dem Allen — nichts, gar nichts er= „füllt zu ſehen; — kennten Sie das, ſo würden Sie Mit= „leid mit mir haben. Emmerich ſieht ſich nicht mehr ähn= „lich! Die letzten drei Jahre haben ihn faſt unkenntlich „gemacht. Aber er iſt nicht krank, oder leugnet es wenig= „ſtens. Ich ſagte ihm neulich, daß ich ihn ſchmerzlich ver= „ändert im Äußern fände. Mein Leben mag ſich wol in „meinen Zügen ſpiegeln — antwortete er mir mit dem be= „zaubernden Lächeln der traurigen Menſchen — Schmerz iſt „da, Krankheit nicht.

„Geliebte Gräfin! erfinden Sie etwas um ihm die Liebe „für Sie aus dem Herzen zu nehmen! machen Sie jede „Hofnung in ihm todt! ſagen Sie ihm, daß Sie ihn nicht „mehr liebten — daß er den Wunſch des heimgegangenen „Vaters erfüllen müſſe, der ihm noch auf dem Todbett eine „Gattin beſtimmt und genannt hat! — O, erfüllen Sie „das Gebet einer Mutter, damit der gute Gott dereinſt in „Ihrer höchſten Noth Ihr Gebet erhören möge! Ich em„pfehle Sie der Gnade deſſen, der die Herzen der Menſchen „wie Waſſerbäche lenkt! Er lenke auch das Ihre.“

Ich habe gewartet damit Gott vernehmlich zu mir ſpre=chen möge; er thut es; ich muß ſeiner Stimme gehorchen! — ſagte Renata ruhig, nachdem ſie einige Mal den Brief geleſen. Sie wankte und ſchwankte nicht mehr. Sie ſchrieb:

„Kaum acht Tage nach dem Empfang Deines letzten „Briefes, erhielt ich einen von Deiner Mutter, mit der er=„ſchütternden Nachricht vom Tode Deines Vaters. Ich bin „nicht im Stande ihr darauf zu antworten; ich kann nur „zu Dir von unſrer Liebe ſprechen; aber ich bitte Dich ihr „dieſen Brief mitzutheilen; Du wirſt Dir leicht vorſtellen, „daß ſie mir nicht blos von dem verehrten Todten geſprochen „hat. Er hat Frieden und Du haſt ihn nicht; folglich ſtehſt „Du ihrem Herzen näher. — — O! Emmerich! ich mache „ſo viel Worte um nicht das Eine zu ſagen, was ich doch „entſchieden bin zu ſagen. Es wird Dir weh thun, darum „bin ich ſo feig. Erfülle den Wunſch, den Dein Vater Dir „während der fünf Jahre unſrer Bekanntſchaft und noch „auf dem Sterbelager ausgeſprochen — und heirathe die, „welche er Dir beſtimmt hat; darum wollt' ich Dich bitten. „Nun iſt's heraus. Was mich zu dieſer Bitte veranlaßt,

„wirſt Du fragen, und ob ich gleichgültiger gegen Dich „geworden? — Wenn ich auch ſagte, daß ich Dich nicht „mehr liebe, ſo würdeſt Du mir doch nicht glauben; höchſtens „im Zorn oder aus verwundeter Eitelkeit ein Paar Augenblicke, „und dann nicht mehr. Mich ſelbſt aber würd' es über kurz „oder lang gereuen eine Lüge geſagt zu haben, und dann würd' „ich ſie widerrufen. Auch von der Kluft der verſchiedenen „Confeſſionen könnt' ich allerlei ſagen; — aber an die glaub' „ich nun einmal nicht. Darum wiederhole ich nur frühere „Worte: das Leben gilt viel, die Liebe mehr; am meiſten, „tüchtige Menſchen zu ſein. Das iſt unſre Beſtimmung; „glücklich zu ſein, gar nicht! Weil die Tüchtigkeit ſich am „meiſten in der Ehe erproben und bewähren kann, ſo iſt „ſie nach ſittlichen Geſetzen für unſre Welt eingerichtet — „und denen muß man ſich nicht entziehen, weil eine Kette „von Solidarität durch die menſchliche Geſellſchaft geht. Du „biſt ein Menſch von Stahl und Gold. Glaubſt Du, daß „Gott Dich umſonſt ſo pompös geſchaffen hat? daß er Dich „in egoiſtiſcher Einſamkeit verkümmern — und nicht viel= „mehr in dem größeren Kreis einer Familie wirkend ſehen „will? Die mußt Du Dir ſchaffen, weil es die Beſtimmung „des Mannes, durch ſeine Unabhängigkeit und ſeine Kraft, „iſt; mit nichten, weil ich glaube, daß darin hohes Glück „für Dich liegen könne. Ich glaube vielmehr, daß Ahnung „des Glückes das einzige Glück iſt, welches man in unſrer „Welt rein genießen kann; denn in jeder Gewißheit deſſelben „ſtößt man auf einen Bodenſatz. — Heirathe die Frau, die „Dein edler Vater für Dich gewählt hat; ſie wird Deiner „nicht unwürdig ſein. Unter anderen Verhältniſſen wär' „auch ich es nicht geweſen; jezt müßt' ich die Unwürdigkeit

„begehen ein beklagenswerthes, harmloſes Geſchöpf hülflos „in die kalte eigenſüchtige Welt zu ſtoßen, wenn ich Dir „folgen wollte. Das hab' ich Dir vor drei Jahren geſagt, „und das werd' ich Dir ſagen, ſo lange ich Herr meiner „Beſinnung bin. Aber es wird mir ſchwer; denn das Herz „iſt ſophiſtiſch in der Vertheidigung ſeiner Wünſche. Mit „Deiner Heirath fällt für mich die Möglichkeit Ja ſagen zu „können, und der peinliche Zwang Nein ſagen zu müſſen, „fort und Du erſparſt mir die Qual der Unentſchiedenheit. „Du wirſt mir ſagen, Du liebteſt Jene nicht. Das iſt kein „Grund. Zu einer Ehe iſt gar keine excluſive Liebe nöthig; „nur Menſchenliebe. Weil man jene ſucht, und ſich um „dieſe gar nicht bekümmert, darum mißrathen ſo viele Ehen. „Zwei verſtändige Menſchen, die aufrichtig das Gute wollen, „und folglich Wolwollen für, und Nachſicht mit einander „haben, können ſich ſehr gut heirathen. Du wirſt fragen: „wohin mit der flammenden Glut in der Seele, die als„dann keine Nahrung in den irdiſchen Verhältniſſen findet? „dahin, wohin auch die meine geht — zu Gott, Emmerich! „zu Gott, der einen Stral ſeiner Liebe in unſre zwei Her„zen vertheilt hat."

Renata war ruhig als ſie dieſe Zeilen ſchrieb, fort„ſchickte, die Stunde berechnete in der Emmerich ſie leſen würde — denn ſie war nun fertig mit Allem, was ihr zu thun oblag. Sie hielt es für gewiſſenlos einen Menſchen an ſich zu feſſeln, ſeine Gegenwart trübe und ſeine Zukunft öde zu machen, weil ſie ihn liebte; dann wäre die Liebe ja mehr ein Fluch als ein Segen! — ſo meinte ſie. Einmal kam ihr wol der Gedanke: aber wenn Egon jezt ſtürbe? — Sie ſchauderte und ließ unter einem nichtigen Vorwand den

Arzt rufen, um ſich von ihm die Verſicherung geben zu laſſen, daß Egon es zu grauen Jahren bringen könne, weil man Beiſpiele gehabt habe, daß die fallende Sucht im ſpäteren Alter aufhöre. — Nur ſo hat meine Handlungsweiſe einen Sinn, ſprach Renata zu ſich ſelbſt.

Emmerich ballte Renata's Brief in der Hand zuſammen, und antwortete ihr auf der Stelle:

„Aber Sie ſind verſtändig! Mit der kühlen Überlegung „eines Mathematikers oder eines Philoſophen behandeln Sie „einen Gegenſtand, der Ihnen das Herz zerſchneidet .... „da Sie mich lieben; und daß Sie mich trotz Ihres kalten „Räſonnements dennoch lieben, glaube ich, weil ich nun „einmal an Dich glaube. Sie ſehen, ich verſtehe mich ganz „und gar nicht auf ein gründliches Räſonnement. Jeder „liebt auf ſeine Weiſe. Ich auch. Ich bin ein excluſiver „Menſch und ein vehementer Menſch. Seit ich Dich kenne „bin ich ganz und ausſchließlich Dein, ohne Blick und Ge„danken rechts oder links zu haben, bin gefeſſelt an Dich „wie der Planet an ſeine Sonne. Erliſcht mir dieſe Sonne, „weiſeſt Du mich fort aus Deiner Bahn, ſo tritt eine Re„volution für mich ein, und ich verlaſſe Deine Sphäre, „aber ganz, ganz und gar. Ich werde heirathen die kleine „Pelagie, oder eine von ihren Schweſtern; ich werde ſie „glücklich machen ſo ſehr ich kann; ich werde keine Pflicht „verſäumen und ihr keine Liebe entziehen; ja, ich werde ſo„gar verſuchen ſie mit dem Herzen zu lieben. Ja, aus die„ſem Herzen will ich Dein Götterbild, o Dein heiliges Bild „reißen, und das eines alltäglichen Weibes hineinſtellen. „Du wirſt meinen: „mit den Gedanken wird er dennoch „bei mir ſein!“ Das iſt Frauenart! in Gedanken ſeid Ihr

„Alle mehr oder minder treulos, und bringt das wenig in „Anſchlag. Aber ich ſage Dir, Renata: der Emmerich wird „auch nicht einen einzigen Gedanken mehr für Dich haben; „denn wenn er ihn hätte, ſo wär' er wieder Dein eigen. „O, gieb mir Hofnung! laß mich warten, fünf Jahre, zehn „Jahre, ohne Dich zu ſehen, wenn Du es ſo befiehlſt. Ich „bin bereit. Aber Hofnung will ich, nur die ſchwache, die „geringe Hofnung, die ich bisher mit meiner glühenden „Liebe zu einer mächtigen Flamme aufgenährt habe. Siehſt „Du denn nicht, daß ich in Verzweiflung bin? — Gieb „mir Hofnung, Renata."

Renata an Emmerich.

Ebernbach, Mai.

„Keine Hofnung, Emmerich!"

Emmerich an Renata.

Peſth, Junius 4.

„Dein Wille geſchehe!"

Vier Wochen nach dem Tode ſeines Vaters trat Emmerich eines Morgens in das Kabinet ſeiner Mutter, und ſagte unbeſchreiblich kalt:

„Eine von den fünf Töchtern des Grafen Hradick wird ja wol noch unvermält ſein, Mama? ich bin bereit ſie zu heirathen."

„Emmerich! . . . iſt es möglich? biſt Du denn wirklich frei! O ſprich! ſprich, lieber Sohn!" . . . —

„Um Gotteswillen, keine Szene, Mama! unterbrach Emmerich ſie mit blaſſen zitternden Lippen. Ich ſage Dir, daß ich ſehr gern eine von den Hradick'ſchen Töchtern heirathen werde, weil es der Lieblingswunſch des ſeligen Vaters war; und zwar ſobald wie möglich, nämlich nach Beendigung des erſten Trauervierteljahrs."

Die Mutter war mit dieſer großen Eilfertigkeit zufrieden, aus Furcht daß Emmerich wieder wanken mögte. Daher ſagte ſie: „Das trift ſich ja recht glücklich! Hradick iſt für den Sommer in Prag und auf den böhmiſchen Herrſchaften; im Herbſt muß er nach Mailand zurück; da kann vorher Alles geſchehen. Er hat noch zwei ledige Töchter, die älteſte und die jüngſte, 25 Jahr, und 15 Jahr alt. Die jüngſte ſoll einzig ſchön ſein.“

„Aber 15 Jahr! rief Emmerich; da könnt' ich ja ihr Großvater ſein, und müßte mit ihren Puppen vielleicht ſpielen lernen! — — Nein! welche von ihnen heißt Pélagie?“

„Die älteſte, lieber Emmerich.“

„Gut! ſo ſei es denn Pélagie! ſie hatte dem ſeligen Vater ſo gut gefallen. Du kennſt die Eltern genau, Mama, ſei mein Freiwerber, ich bitte Dich! ich gebe Dir unumſchränkte Vollmacht.“

Wer war ſeliger als die Mutter: Emmerich heirathete, und ſie durfte die Partie arrangiren! Das machte ſich ſehr leicht, denn beide Theile waren eines Sinnes. Zehn Tage vor der Hochzeit folgte Emmerich ſeiner Mutter, die ſchon früher dahin gereiſ't war, nach Böhmen, und ſtellte ſich ſeiner erwartungsvollen Braut vor.

Später erhielt Renata einen von den Paar hundert gedruckten Briefen, durch die man dergleichen Ereigniſſe den Bekannten anzuzeigen pflegt. Am 6. Auguſt war Emmerichs Vermälung zu Prag vollzogen. Die Adreſſe des Briefes war von der Hand ſeiner Mutter.

Am Weihnachtstag deſſelben Jahres hatte Egon einen

ungewöhnlich heftigen Anfall seines Übels — und mitten darin traf ihn ein Nervenschlag. Renata war Wittwe.

Ähnliche Ereignisse sind höchst alltäglich. Gott endet die Prüfung zu ihrer Zeit; aber der Mensch hat selten Geduld, Kraft oder Vertrauen genug um ruhig das Ende abzuwarten. Zuweilen aus Großmuth, zuweilen aus Unruh, führt er in einem Moment der Erhebung oder der Entmuthigung eine Wendung herbei, die er hernach zu spät durch tausend Thränen und Gebete ungeschehen zu machen wünscht.

Frau von Werden eilte nach Ebernbach und fand Renata von tödtlicher Krankheit befallen. Sie hatte nie wieder nach Emmerichs und Renata's Verhältniß gefragt; jezt fiel ihr ein, daß er ja vielleicht noch unvermält sein könne, daß sie ihm diese wichtige Nachricht in jedem Fall mittheilen dürfe. Sie that es; sie wußte seine Adresse in Pesth. Dort blieb der Brief mit andern liegen; denn Emmerich war mit seiner Frau nach Mailand gereis't, weil sie ihren Vater noch einmal sehen wollte, der heftig erkrankt und von den Ärzten aufgegeben war. Doch er genas wieder. Nach Prag zurückgekehrt fand Emmerich zwischen einem Stoß von Briefen, die er aus Pesth dahin beordert hatte, auch den von Frau von Werden. Der eiserne Mann wurde ohnmächtig als er ihn las, und veränderte sich von dem Augenblicke an so fürchterlich, daß Pelagie in die heftigste Angst gerieth, und ihn beschwor auf seine Gesundheit zu achten. Sie machte sich Vorwürfe ihn zur Mailändischen Reise bewogen zu haben. Die Heimkehr über den Stelvio und den Finstermünz-Paß war unerhört beschwerlich gewesen, und Emmerich hatte aus Sorgfalt für sie nie Zeit gehabt für sich selbst zu sorgen. Sie erwartete ihre Niederkunft, war nerven-

ſchwach, reizbar, immer in Thränen, und daher fürchterlich ermüdend für Emmerich in ſeiner gegenwärtigen Stimmung. All' die ſchmerzliche Bitterkeit, die ihn zernagte, ſprach er in dem Brief aus, den Renata in Frankfurt von ihm erhielt.

Als Renata in Ebernbach all' ihre Geſchäfte ſo geordnet hatte, daß ſie ſich für längere Zeit ſorglos entfernen durfte, trat ſie ihre Reiſe zu Euſebien an; aber freilich mit einem Umweg. Statt über den Thüringerwald zu gehen, ging ſie erſt nach Prag. Die zwei Worte in Emmerichs Brief: „ich bin krank; die Ärzte ſprechen gefährlich!" — ließen ihr nicht Ruh noch Raſt. Nur Einmal noch ihn ſehen, wiſſen daß er lebt, daß er mich nicht haßt ... und haßte er mich gar — o! daß er nur lebt: davon muß und muß ich mich überzeugen! — Dieſer Gedanke dominirte ſeitdem all' ihr Thun, und die Möglichkeit ihn vielleicht nur aus der Ferne, oder zu Pferde, oder an ihrem Fenſter vorübergehend zu erblicken, ſchien ihr eine ſo unermeßliche Seligkeit, daß ſie Gott auf den Knieen für ihre Unabhängigkeit dankte, die ihr erlaubte nach Prag zu gehen. Ihre Geſundheit war hergeſtellt, der Frühling gekommen; ſie fuhr Tag und Nacht, warf kaum einen Blick auf das freundliche und geſegnete Franken; kaum einen auf die alten Biſchofſitze Würzburg und Bamberg; gar keinen auf Böhmen bis Prag. Das gefiel ihr. Gewiß wird er hier ſein, in dieſer ſchönen melancholiſchen edlen Stadt! dachte ſie; iſt er aber nicht hier, ſondern auf einem der Güter, ſo gehe ich auch da hin; denn ſehen — muß ich ihn.

Sie ließ einen Lohndiener rufen, und fragte auf's Gerathewohl, ob dieſe und jene Familie mit einem bekannten Namen noch in der Stadt wären. Mit der breiten Wichtig-

thuerei dieſer Leute gab der Lohndiener ihr eine Auskunft, die ſie nur begehrt hatte um über Emmerich Einiges erfahren zu können. Endlich fragte ſie auch nach Graf Hradick und ſeinen Töchtern, und erfuhr, daß drei von ihnen zur Zeit in Prag waren; — auch Pélagie mit ihrem Mann, und daß dieſe im Hradickſchen Hauſe drüben auf dem Radſchin wohne. Renata konnte nichts mehr fragen; ſie wußte Alles — Emmerich war da! und was ſie außerdem etwa nicht wußte — war ihr gleichgültig. Sie ſchrieb ihm:

„Ich weiß wol, daß Ihnen mein Anblick nicht lieb iſt, „daß Sie Sich Selbſt Ihr Wort gegeben haben mich nicht „zu ſehen. Ich verſtehe das recht gut; aber ich verſtehe auch „mich, daß ich das Gegentheil begehre. Sie ſind krank, „leidend, ſterbend — was weiß ich! ich muß ſehen wie Sie „ſind. Dann gehe ich fort. Ja, ich gehe! nach Süd oder „Nord — mir einerlei! ich gehe und komme nimmer hieher „zurück. Ich bitte Sie, gehen Sie morgen früh um 9 Uhr „über die Moldaubrücke. Wär' ich eine Unbekannte, eine „Bettlerin, die Sie zu ſprechen wünſcht — Sie kämen! Sie „werden auch für mich kommen, nicht wahr? Dann will „ich ruhig leben und ſterben; ganz ruhig — gewiß."

Sie ſchickte ihren eigenen Diener mit dieſem Billet nach dem Hradickſchen Hauſe, und trug ihm auf es ſicher abzugeben. Dann ging ſie zu Bett; es war nicht ſpät, aber ſie ſo müde, daß ſie ſich nicht halten konnte. Und doch kam der Schlaf nicht. Nach einer Stunde ſchellte ſie der Kammerfrau und fragte, ob der Diener das Billet richtig abgegeben habe. Froh eine intereſſante Neuigkeit auf der Stelle mittheilen zu dürfen, entgegnete das Mädchen:

„Ja wol, gnädige Gräfin! der Portier wollte es im

erſten ruhigen Augenblick dem Herrn Grafen einhändigen. Aber es iſt freilich jezt ſehr unruhig im Hauſe dort ....“ —

„Weshalb denn? iſt der Graf krank?“ rief Renata in Todesangſt und richtete ſich haſtig auf.

„Nein! die Frau Gräfin ſollte eben niederkommen,“ ſagte die Kammerfrau, wie Jemand der überzeugt iſt die allerangenehmſte Nachricht gebracht zu haben.

„Gut, gut!“ ſagte Renata, und warf ſich in die Kiſſen zurück mit einem Gefühl, als hätte ſie den Sargdeckel über ſich zuſchließen mögen. O, wie bin ich müde! murmelte ſie; müde zum Nimmererwachen! — — —

Gegen Morgen genas Pélagie einer Tochter. Mutter und Kind waren ſehr wol, und Emmerich herzlich erfreut. Pélagie ſagte zu ihm:

„Nicht wahr, jezt verſprichſt Du mir Deine Geſundheit zu ſchonen .... des Kindes wegen ....“ —

Emmerich küßte ihre Hände, und verſprach ihr Alles, was ſie wollte, Homöopathie, Waſſerkur, Seebäder ꝛc. ꝛc. zu brauchen. Er war ihr dankbar für das Kind, gerührt durch das Kind, froh daß ſeinem Leben ein neuer Zweck gegeben war; aber er konnte nicht der fürchterlichen Traurigkeit Herr werden, die ihm ganz heimlich mit Geierkrallen das Herz zerfleiſchte ſeit dem Augenblick, wo er erfuhr, daß Renata Wittwe war. Beide gefeſſelt an andre Gegenſtände, und dadurch für's Leben getrennt: darauf hatte er ſein Leben gleichſam eingerichtet; und wie ſie ihre Pflicht immer ſanft und ernſt that, ſo war auch er der beſte Gatte für Pélagie, ohne Launen, ohne Härte, auch ohne gleichgültige Nachgiebigkeit, und immer herzlich und theilnehmend, freilich ohne berauſchende Leidenſchaft. Pélagie war ganz glücklich

an ſeiner Seite, wie das gute Frauen bei einem ſolchen Benehmen des Gemals immer ſind; und Emmerich war ruhig und faſt zufrieden in dem Gedanken, daß er eines Weges mit Renata ginge. Sie war ſeinen Wünſchen und ſeiner Sehnſucht entrückt, doch nicht wie eine todte Geliebte, ſondern wie ein Genius, der ſegnend über der Welt ſteht. Zwei Zeilen von Frau von Werden, die nichts enthielten als die kahle Todesanzeige des armen Egon — und die alte Welt war für Emmerich aus ihren Angeln geriſſen. Auf Renata's Kette blickte er um die ſeine zu tragen; jene fiel — konnte denn dieſe nicht geſprengt werden? Er hatte Augenblicke von Verzweiflung, Zorn und Grimm, von troſtloſer Niedergeſchlagenheit und unüberwindlichem Trübſinn und — die allerbitterſten! — von raſender Eiferſucht. Heirathet ſie wieder, ſo verlier' ich den Verſtand! dachte er zuweilen und hielt den Kopf mit beiden Händen; und ſie iſt die Frau dazu in höchſter Gelaſſenheit, weil ſie es für die menſchliche Beſtimmung hält, irgend einen verſtändigen Mann zu heirathen, wie ſie mich zur Heirath mit Pélagie bewogen hat. — Dieſe Aufwallungen der heftigſten Leidenſchaften, die er immer zu bezwingen und zu verheimlichen ſuchte, mit denen er rang wie mit überlegenen Kämpfern, zerſtörten ihn. Pélagie hatte allen Grund beſorgt zu ſein, und der Arzt ſeine Kunſt zu verſuchen. Da aber immer nur von Erkältung und Anſtrengung auf der Reiſe die Rede war, und nie von Gemüthsbewegung, ſo blieb die Wurzel des Übels verborgen.

Emmerich wollte den Reſt der Nacht bei Pélagie wachen. Er ſetzte ſich zu Füßen ihres Bettes in einen großen Lehnſtuhl und verfiel in wache Träume. Es herrſchte tiefe Stille im Zimmer, das matt durch eine Nachtlampe erhellt war,

ſo matt, daß er nicht Pélagie's Züge erkennen konnte. Der eintönige Perpendikelſchlag der Uhr war ein unzerſtreuendes Accompagnement ſeiner Gedanken, die allmälig immer bunter und krauſer wurden und in Phantaſien übergingen. Der Rahmen des Bildes blieb, doch andre Geſtalten traten hinein. Es war nicht Pélagie, die da ſo weiß und friedlich ſchlummerte; Renata war's! Renata .... mein Engel! Du Wiedergeborne in meinen Armen zum Leben der Liebe! Du zum zweitenmal Wiedergeborne in meinem Kinde! Du, als Weib, als Geliebte, als Mutter, immer gleich ſchön, gleich vollkommen, gleich anbetungswürdig! Ah! Du biſt es? .... O, bleib' es auch nur! — Und es blieb Renata, die da ſo weiß und friedlich ſchlummerte; nur aber er war nicht mehr er. Der Mann, der da zu Füßen ihres Bettes ſaß, war nicht er, war ein Fremder, ein Unbekannter, ein Verhaßter! er ſah das deutlich. Und Renata hub ihre großen Augenlider ſo eigenthümlich langſam auf, und blickte den Verhaßten ſo eigenthümlich tief an, daß er, Emmerich, ſeine Seele in ihre Seele hinüberſchmelzen fühlte; und ſie .... ſah ihn nicht an! —

Emmerich ſprang auf; er glaubte einen Schrei ausgeſtoßen zu haben, aber ſeine Zähne waren übereinander gepreßt, und kalter Schweiß perlte auf ſeiner Stirn. Ich muß ſchlafen! murmelte er; ſolche Hallucinationen können wahnwitzig machen. Pélagie erwachte und bat ihn ſchlafen zu gehen.

„Es beruhigt mich!" ſagte ſie liebreich.

In ſeinem Schlafzimmer reichte ihm der Kammerdiener Renata's Billet. — Bin ich nicht etwa ſchon wahnwitzig, fragte er ſich, als er aus dem kleinen weißen Triangel Re-

nata's Billetform, und folglich ihre Anweſenheit in Prag errieth. — Er ging nicht zu Bett. Ihm war zu Sinn, als ſolle er über die zukünftigen Geſchicke der Welt entſcheiden. Als er ihre Bitte las, ihn nur ein einziges Mal ſehen zu dürfen, wollte ihm das Herz brechen vor Entzücken und Weh. Seh' ich denn krank aus? fragte er ſich, und trat vor den Spiegel; ja, ja! allerdings! — Noch vor drei Tagen hatte Pélagie ihn vor den Spiegel geführt und geſagt: „Geſteh' es doch ein, daß Du krank ausſiehſt!" und lachend hatte er geantwortet: „Bah! häßlich ſeh' ich aus, meine arme Pélagie! doch nicht im geringſten krank." Jezt fiel es ihm beklemmend auf. Ich muß doch verſuchen zu ſchlafen, trotz meiner Aufregung! rief er. Es war fünf Uhr. Er warf ſich auf's Bett und ſchlief wirklich zwei Stunden. Dann kleidete er ſich mit einer Sorgfalt an, die ſein erſtaunter Kammerdiener auf Rechnung ſtolzer Vaterfreude brachte. Dann ging er zu Pélagie, bei der er ſchon ihre Schweſtern fand, und das Kind, das bewundert und ſchön gefunden aus einer Hand in die andere ging, und kläglich dazu ſchrie, während die eine Tante behauptete, es ſähe frappant aus wie Emmerich, und die andere, frappant wie Pélagie. Der Arzt bat um Gotteswillen man möge der Wöchnerin Ruhe und Stille gönnen. Die eine Schweſter etablirte ſich als Krankenwärterin bei ihr; die andere ging ab und zu. Um neun Uhr eilte Emmerich auf die Brücke, als er ſich bei Pélagie vollkommen überflüſſig fand.

Neben der Statue des St. Johannes von Nepomuk, mit dem Rücken an das Geländer gelehnt, ſtand Renata dicht verſchleiert, in ihren Trauerkleidern, ſchwarz, regungslos. Sie hatte nicht die Kraft rechts hinauf, und Emmerich

gleichſam entgegen zu blicken, ſie wagte nicht zu hoffen, daß er kommen würde. Sie ſah ſtarr gradeaus, auf den Fluß, der vom Frühlingsregen und geſchmolzenen Gebirgſchnee geſchwellt, volle haſtige Wellen durch die Brückenbogen trieb. Sie dachte gar nichts; ſie fühlte auch nichts, weder Schmerz noch Qual, dazu war ſie zu betäubt. Mit einer Art von ſtupidem Wolgefallen betrachtete ſie die behenden Wellen, bis Emmerichs Schritt, der wolbekannte, energiſche, leichte Schritt, ſo heftig in ihr Ohr klang, daß ſie meinte, die Brücke bebe. Aber ſchnell entſchloſſen, im Bewußtſein nur über Sekunden gebieten zu können, hob ſie die Hände gefalten zu ihm auf, und fragte:

„Iſt's denn wahr? ſind Sie krank zum Tode? und haſſen Sie mich wirklich?"

Als dieſe Fragen heraus waren, die ihr ſeit ſo langer Zeit das Herz beklemmt hatten, ſchöpfte ſie Athem, und heftete hinter ihrem dichten, doppelten Schleier leuchtende Blicke auf Emmerich. War es die friſche ſonnige Morgenluft, war es der Abglanz ihrer eigenen Freude, war es ſeine innige Emotion, welche ein leidenſchaftliches Antlitz immer verklärt: genug, Emmerich erſchien ihr prächtiger, gebietender denn je, und ehe er ein Wort finden konnte, rief ſie entzückt:

„Aber das iſt ja Beides nicht wahr!"

Immer noch ohne zu antworten warf Emmerich einen Blick rund um ſich her, der ihn erinnerte, daß ſie freilich unter Gottes ſchönem Himmel, aber auch auf offener Straße ſtanden, und er bot Renaten den Arm. Sie nahm ihn zitternd, und fragte ängſtlich:

„Sie ſagen kein Wort! . . . . zürnen Sie mir?"

„Renata!“ rief er und drückte ihre Hand an ſein Herz.

Sie gingen langſam, ganz ganz langſam, faſt träumeriſch, wie das Glück denn immer in eine traumhafte Seligkeit zu verſetzen pflegt. Sie waren glücklich, denn ſie waren beiſammen. Das iſt für die Liebe das höchſte Glück.

„Schlage den Schleier zurück,“ bat Emmerich.

„Darf ich wirklich? aber Sie wollten mich nicht ſehen,“ ſagte ſie ängſtlich und hob den Schleier.

„Wie Du ſchön biſt! ſagte er faſt feierlich und blieb einen Augenblick ſtehen um ſie zu betrachten. Kein Menſch ſieht aus wie Du!“

„O, ſagte ſie gerührt, die Leute finden mich ja häßlich! nur für Dich bin ich ſchön.“

Er ſchüttelte heftig den Kopf und rief mit ſchnellem Gedankenſprung: „Du biſt frei, Renata!“

„Nein! unterbrach ſie ihn; ich bleibe Dein, wie ich es immer geweſen bin.“

„Du biſt ſublim, Renata! .... Aber weißt Du denn auch was Du ſagſt? fragte er beklommen. Weißt Du daß es ſchwer iſt das lange Leben nur mit einem Gedanken auszufüllen?“

„Es iſt fürchterlich ſchwer, entgegnete ſie gelaſſen, ich weiß das ſeit zehn Jahren.

„Und dennoch, Renata?“

„Dennoch!“

„Was ich Dir einſt in Iſchl ſagte, Renata: nicht mir wirſt Du gehören, aber auch keinem Andern! — das wird wahr bleiben?“

„Thor! rief ſie mit einem bezaubernden Lächeln, ich gehöre ja Dir, und darum keinem Andern!“

Er drückte ihre Hand an seine brennenden Lippen, und fühlte dabei durch den Handschuh ihren Trauring. Geschickt streifte er ihr Handschuh und Ring ab, und sah sie fragend an. Jenen nahm sie zurück; dann neigte sie sanft bejahend das Haupt.

„O Du Meine!" rief er beseligt.

„Heut ist der vierte Jahrestag unsrer Trennung," sprach sie schwer, denn sie waren jezt ganz nah beim Gasthof zum schwarzen Roß, und Renata sah ihren Wagen und ihre Leute reisefertig vor der Thür auf sie warten. Emmerich folgte ihrem Blick. Er blieb wie eingewurzelt stehen, und hielt ihren Arm so fest unter dem seinen, daß sie nicht von der Stelle konnte.

„Bleib', Renata! um Gotteswillen!" bat er.

„Du hassest mich nicht, Emmerich?" fragte sie mit dem eindringlichen Ton, der immer sein Herz vibriren machte.

Aber er sagte nur: „Renata!"

Da legte sie leicht die Hand an seine Brust. Er trat zurück; sie ging die zehn Schritt allein bis zu ihrem Wagen. Der Diener hob sie hinein, sprang auf seinen Sitz — und fort rollte sie, an Emmerich vorbei, den sie mit der Hand noch einmal grüßte, und dem zu Muth war, als habe ein Engel ihm aus den Wolken als Pfand einer unvergänglichen Liebe und Treue den goldnen Ring herabgeworfen. Mechanisch ging er heimwärts. Auf der Brücke stand er still und sah sich um .... nach ihr! statt ihrer sah er gleichgültige Menschen, gemeines Volk über die Stelle fortgehen, auf der sie gestanden. Es war doch grausam zu kommen, wenn sie nicht bleiben wollte, und unsinnig nicht zu bleiben, da sie frei ist! sprach er zu sich selbst mit einer

aus Schmerz und Zorn gemiſchten bitterbrennenden Aufwallung. Sie hat mich meinen Vorſatz aufgeben, mein Wort brechen laſſen. Als ſie winkte .... war ich da! O, jämmerlich! Sie hat ihren Zweck erreicht, auf meine Koſten! So ſind die Frauen: ſie rechnen auf unſre Schwäche und triumphiren über ſie zur Befriedigung ihrer Eitelkeit. — Aber eine andere Stimme, vielleicht Renata's, flüſterte ihm zu: O Emmerich! wenn ich dereinſt in den Himmel komme, wirſt Du auch dann noch mir vorwerfen, ich hätte meinen Zweck erreicht? und wollte ich denn jezt etwas Andres als mich durch einen Blick in den ofnen Himmel ſtärken für meine lange, einſame Pilgerfahrt, die ich Dir zu Liebe Dir angelobt habe, Dir! der zu Frau und Kind heimkehrt! ſei nicht ungerecht, Emmerich! — — Ja, ungerecht! das bin ich! rief er mit troſtloſer Bewegung; denn die Frau, die ſich von meinem Herzen reißt, lieb' ich; und die Frau, die mir mein Haus mit Liebe, mit Zufriedenheit, mit Kindern ſchmückt — lieb' ich nicht! — Der fürchterliche Herzkrampf, der ihn ſeit einiger Zeit bei heftiger Emotion zu ergreifen pflegte, packte ihn, und in tiefer Ohnmacht trugen ihn Leute, die ihn kannten, nach ſeinem Hauſe, wo Alles in die verzweifeltſte Unruh gerieth, weil man ihn todt glaubte, und es der armen Pélagie verbergen wollte. Aber ihre Schweſtern waren allzu beſtürzt um es ganz verheimlichen zu können. Pélagie glaubte ihr Kind ſei todt, und in Thränen rief ſie nach Emmerich. Man brachte ihr das Kind; aber Emmerich kam nicht, und man mußte ihr ſagen er ſei plötzlich erkrankt, was allerdings höchſt überraſchend war, da ſie ihn vor einer Stunde geſund an ihrem Bett geſehen. Sie verfiel in die heftigſte Agitation, und als

Emmerich nach einigen Stunden ſich erholt hatte und zu ihr kam, lag ſie bereits in einem ſo ſtarken Fieber, daß ſie ihn nicht erkannte.

„Liebe thut weh! ſprach Emmerich ſtumpf, als er ſich wieder wie in der geſtrigen Nacht zu Füßen ihres Bettes in den Lehnſtuhl warf. O Jeſus Maria! weshalb iſt es nur ſo unglückſelig eingerichtet, daß die Menſchen, die ſich lieben, gleichſam immer mit dem Rücken einander zugekehrt ſind und ſich nie Beide mit freiem und gleichen Blick in's Antlitz ſchauen?“ — — —

5. Nizza.

An einem Dezembermorgen, mehr als anderthalb Jahr nach jenen Begebenheiten, hielt ein großer unerhört bepackter, englischer Reisewagen mit sechs Postpferden bespannt am Var, dem Grenzfluß zwischen der Provence und Italien. Die Paßbeamten und Douaniers thaten ihre Schuldigkeit, und in möglichster Eile, denn es regnete, wie es seit vier Wochen fast ununterbrochen im südlichen Frankreich geregnet, und dadurch das Vergnügen der Reisenden beträchtlich gestört hatte. Diese Reisenden waren Renata, ihre Schwester Eusebie, deren Gemal Graf Sternfels und deren sechsjähriges Töchterchen. Die ganze Gesellschaft sah ziemlich gelangweilt und ermüdet aus. Eusebie lag bleich und fatiguirt in der einen Wagenecke, mit geschlossenen Augen, als ob sie schliefe; Renata in der andern, unbeweglich auf's Meer hinblickend; Sternfels seiner Frau gegenüber wirklich und gründlich schlafend, und die kleine Mimi allein munter und aufgeweckt wie ein Vögelchen.

„Ach! rief sie plötzlich, die Sonne kommt! sie kommt, Papa."

„Was kommt!" rief er, aus dem Schlaf auffahrend.

„Blauer Himmel und Sonne, Papa."

Der Papa machte zu dieſer Eröfnung ein ziemlich gleichgültiges Geſicht; Renata aber ließ das Wagenfenſter herunter, ſah heraus und rief:

„Mimi hat Recht! der Regen hört auf, es iſt windſtill, der Himmel blau, die Luft mild. So ſind wir denn wol nach der Sündflut auf dem Ararat angelangt, und Du biſt das Täubchen mit dem Oelblatte, Mimi.“

„Ach wären wir doch erſt in Nizza!“ ſeufzte Euſebie ſchläfrig und kläglich.

„Ich hoffe, wir ſind es bald, entgegnete Renata. Da ſehe ich ſchon zurückgeſchlagene Kaleſchen mit Damen in Federhüten, alſo Spazierenfahrende, uns entgegen kommen.“

Und ſo war es wirklich; ſie befanden ſich auf der Chauſſée, auf der die tägliche Corſofahrt von Nizza bis zum Var gemacht wird, weil es die längſte Strecke ebenen Weges, etwa eine Stunde lang iſt. Bei dem herrlichſten Sonnenſchein, der faſt beſtändig ſein goldenes Zelt über dieſen kleinen, wunderſam begünſtigten Fleck der Erde ausſpannt, fuhren ſie in die Vorſtadt der Croix de marbre hinein, über die Brücke des Taglione und vor das Hôtel des Etrangers, das ſie denn auch aufnahm.

Euſebie ging zu Bett und begehrte einen Arzt.

„Halten Sie Ihre Frau für krank oder für reiſemüde?“ fragte Renata ihren Schwager.

„O, für müde .... nichts weiter!“ entgegnete er zuverſichtlich.

„Und ſind Sie es auch?“

„Ich? rief er lachend; liebe Schwägerin, ich habe noch eine von den altmodiſchen Conſtitutionen des vorigen Jahrhunderts! Ich bin nie müde, ſobald ich mich amüſire, und

nur zuweilen ſchläfrig aus heller Langerweile. Dann ſchlaf' ich, und bin hinterdrein munter und aufgeweckt — wie Figura zeigt. Ich dächte, wir frühſtückten, oder äßen einmal nach guter nordteutſcher Sitte um 3 Uhr zu Mittag."

Renata war es zufrieden. Nach dem Diner kam der Arzt; Sternfels führte ihn zu ſeiner Frau, und Renata ſagte zu ihrer Nichte:

„Komm, Mimi! wir wollen ſpazieren gehen."

Sie gingen wieder in die Croix de marbre-Vorſtadt, aber nicht in die Straße hinein, ſondern den Weg an der Rückſeite der Häuſer, zwiſchen ihren Gärten und dem Meer. All' dieſe Gärten glichen Blumenkörben voll Roſen und Orangeblüten. Roſen tapezirten die Mauern, bildeten Bogengänge und Lauben, ſchmiegten ſich um einzelne dunkle Cypreſſen, während Alleen von Orangen- und Citronenbäumen mit dem Schnee ihrer duftenden Blüten und dem Gold ihrer duftigen Früchte abwechſelten. Renata war ganz entzückt. Die Gitterthore der meiſten Gärten ſtanden weit und gaſtfrei geöfnet. Sie trat in den einen und ſah ſich behaglich darin um. Ein Mann war im Begriff, an ihr vorüber zu gehen.

„Gräfin Dobenegg!" rief er ſehr erfreut, nachdem er einen flüchtigen Blick auf ſie geworfen. Es war Cecil.

„Gott! ſagte ſie ebenſo erfreut; wie lange bin ich keinem Deutſchen begegnet! Sein Sie herzlich gegrüßt!"

„Und woher kommen Sie jezt, gnädige Gräfin?"

„Direct aus dem ſüdlichen Frankreich, indirect aus Spanien, Portugal, England."

„In jedem Fall aus dem Himmel."

„Das verſteht ſich! und mit ganz beſonderer Rückſicht auf und für Sie.“

„Und immer noch Dieſelbe“ . . . . —

„In meinem Alter muß ich das für ein Compliment anſehen.“

„Ich freue mich unbeſchreiblich, daß Sie heiter genug geworden ſind, Gräfin, um ſcherzen zu mögen.“

„Muß man unter dieſem Himmel nicht heiter werden? . . . . Und was machen Sie hier?“

„Ich bin nach Turin und von dort hieher gekommen. Turin iſt langweilig, wenn es je einen langweiligen Ort gab!“

„Sind Sie vielleicht verheirathet, ſeitdem wir uns nicht geſehen haben?“ fragte ſie, weil es ihr eben einfiel.

„Ich? verheirathet? . . . . Nein, Gräfin!“

„Sie machen ein Geſicht, als ob Sie es für ein Verbrechen hielten, und ich muß Ihnen demnach mit einiger Sorge geſtehen, daß ich ſo zu ſagen verheirathet, und noch dazu mit einer ganzen Familie bin . . . . denn ich reiſe mit meiner Schweſter.“

„Das weiß ich; mit Frau von Werden bin ich in Gedanken Ihren Reiſen gefolgt. Erſt nach der Schweiz, dann nach Paris, wo Sie den ganzen vorigen Winter zugebracht haben; im Frühling nach London. Damals verließ ich Frankfurt, und ſeitdem ſind die Nachrichten, die Frau von Werden mir gnädigſt von Ihren Reiſen mitgetheilt hat, ſo ſpärlich geweſen, daß ich nur erfuhr, Sie wollten über Nizza nach Rom.“

Renata ſah ihn plötzlich ſcharf an. Sie wollte ſchon fragen, ob er abſichtlich gekommen ſei, um ſie wiederzu-

ſehen; aber ihr fiel ein, daß es beſſer ſein möge, nicht zu fragen. Cecil antwortete jedoch, als habe ſie gefragt.

„Allerdings, ich habe ſehr auf das Glück gerechnet, Sie hier zu ſehen.“

Renata erröthete faſt unwillig, weil ſie ſich errathen fand, und ſagte, ſie müſſe heimkehren.

„Wahrſcheinlich in's Hôtel des Etrangers; und da ich dort ſpeiſe, ſo erlauben Sie mir, Sie zu begleiten.“

Er erzählte ihr von den wunderhübſchen Promenaden, die man machen könne, von der Geſellſchaft, die recht belebt, von der Oper, die gräßlich ſei; und dabei verlor ſie ein gewiſſes beängſtigendes Gefühl, das ſie ſchon zuweilen in Frankfurt Cecil gegenüber beſchlichen hatte, und das unterging, ſobald er nur von Äußerlichkeiten ſprach. Sie trennten ſich freundlich.

Sternfels ſaß im Salon am Kaminfeuer, das zu dieſer Jahreszeit Abends auch in Nizza, wenn nicht nothwendig, doch behaglich iſt. Er ſaß da ſehr bequem, und ſah äußerſt vergnügt aus. Als Renata eintrat, lächelte er halb verlegen, halb wie Jemand, der in ſeinem Recht, aber gefaßt auf einen kleinen Krieg iſt. Er wußte, daß Renata nicht ſehr den Widerſpruch liebte. Weil ſie ſo entſchloſſen, ſo hoch und imponirend war, pflegte er ſie „Infantin“ zu nennen, und gewöhnlich dieſen Namen bei kleinen Differenzen zu brauchen, die ſich zuweilen zwiſchen ihnen erhoben. Als er jezt ſagte:

„Theure Infantin! es hat ſich in Ihrer Abweſenheit ein freudiges Ereigniß zugetragen.“

Da rief ſie: „Ich wette es iſt für mich nicht freudig.“

„Was Sie für eine kluge Frau ſind! Aber ich hoffe

denn doch das Gegentheil von Ihrem guten Herzen. Eusebie ist guter Hofnung, und der Arzt hat erklärt, sie müsse sich hier wenigstens sechs Wochen ausruhen."

„O Himmel! rief Renata sehr ungeduldig, das verdirbt all' unsere Winterprojecte! Auf Reisen sollte man sich doch wenigstens nicht mit Wochenbetten befassen."

„O, sagte er mit unverwüstlich guter Laune, auf dergleichen kleine Intermezzo's müssen denn doch die Frauen immer gefaßt sein, zu Haus wie auf Reisen."

„Ja, ja, unterbrach ihn Renata unwillig, das gehört nun einmal zum Handwerk der Frauen."

„Zum Handwerk? Nein, Infantin! Handwerk habe ich gewiß nie gesagt."

„Wenn nicht gesagt, doch gedacht! Und haben Sie es nicht gedacht, so denken es tausend andre Männer" .... —

„Und ich soll für Alle Ihren Zorn hinnehmen?"

„Ja, nun müssen wir hier anderthalb Monate mindestens verlieren, und können Italien gar nicht, oder dermaßen im Fluge nur sehen, daß es uns kein Vergnügen macht, da ich Anfang Mai in Ebernbach sein will; und am Ende kann Eusebie gar sterben."

„Bah, sterben! sagte er ein wenig verdrießlich, davon stirbt man nicht, und das verstehen Sie nicht."

Das letzte Argument war so schlagend, daß Renata auf der Stelle ihren kleinen Zorn fahren ließ und lachend sagte:

„Da haben Sie einmal zu gründlich Recht, als daß ich noch länger mit Ihnen zanken dürfte. Also abgemacht: sechs Wochen bleiben wir hier .... nur nicht im Gasthof. Ich habe schon da draußen reizende Wohnungen bemerkt, Orangen ringsum" .... —

„Und wo die Orangen blühen, da ist Italien — sagt Göthe.“

„Ungefähr dergleichen mag er wol gesagt haben, entgegnete Renata belustigt, und so wollen wir uns denn damit trösten, daß wir auch ungefähr in Italien sind.“

Als sie am nächsten Morgen am Fenster trat, und Himmel und Sonne sie so hell und warm anstralten, und das Blumengärtchen vor dem Hôtel des Etrangers so farbenreich und freundlich zu ihren Füßen lag, da nahm sie Hut und Shawl, und ging in's Freie. Das ist so wunderangenehm in Nizza, daß man wirklich gleich im Freien und nicht blos auf der Straße ist, daß man, gleichviel wo man wohne, binnen fünf Minuten am Meer sich befindet, und zu manchen Stunden, z. B. in der Frühe, einsam dort ist. Renata gerieth auf die Terrasse, und ging dann weiter um den Felsen von Reuba capeu herum, und hinauf zu der Ruine des alten Castel's, unstreitig der schönste Punkt bei Nizza. Es wehte ein frischer Ostwind und färbte das Meer himmelblau; der Sonnenstral brach sich in Millionen hüpfender Goldflittern auf den sanftgekräuselten Wellen. Es war friedlich wie ein Bassin, und dehnte sich doch unübersehbar bis zum fernsten Horizont aus. Renata setzte sich auf das Gemäuer und athmete die erquickende Luft ein, die nicht die Lunge allein, sondern das Herz selbst erfrischt, so daß es vermeint, recht leicht mit dem Leben fertig zu werden .... da oben. Aber dieser Gedanke: fertig zu werden mit dem Leben; — hat er nicht etwas unsäglich Melancholisches in sich, weil er der unwillkürliche Ausdruck eines schmerzerfüllten Lebens ist. Der Glückliche hat noch nie daran gedacht damit fertig zu werden! Wie hätte Renata aber auch glück-

lich ſein können? der Trauerflor ihres ganzen Lebens war nicht abgelegt: ſie war einſam. Nichts iſt wol intereſſanter, als die verſchiedenen Exiſtenzen zu beobachten, was ſie für eine beſtimmte Färbung oder Stempel — wie man's nennen will! — tragen, von dem ſie ſich durchaus nicht losmachen. Es liegt etwas Fataliſtiſches darin, und je beſtimmter der Character ausgeprägt iſt, um deſto mehr tritt es hervor, weil alsdann die Beſtrebungen in dieſem Sinn um deſto mächtiger ſind. Es ſind nicht widrige Verhältniſſe noch Schickſale in der gewöhnlichen Bedeutung voll Luſt und Leid, die wechſelnd durch das Leben der Menſchen ziehen, und bei dem Einen etwas länger, bei dem Andern etwas kürzer verweilen; es ſind ſo zu ſagen innere Schickſale, zu denen der Menſch nun grade berufen iſt. Es iſt ein Wort über ihm ausgeſprochen, das heißt: Zu ſpät! — oder: Umſonſt! — oder: Glückauf! — oder: Einſam! — oder: Hüte dich! — und ich meine oft: die größte Lebensweisheit würde darin beſtehen, daß der Menſch gleich bei ſeinem Eintritt ins Leben zum Verſtändniß darüber käme. Die großen Menſchen finden auch ſchnell das Wort, das ihr Leben regiert, verſuchen nicht dieſe Magnetnadel nach allen Seiten der Windroſe zu drehen, ſondern folgen ihr zuverſichtlich. Aber die Übrigen, auch ſehr begabte, auch ſehr kluge, finden es dennoch nicht, rathen und tappen herum, ſträuben ſich dagegen, legen die Hände in den Schooß oder überanſtrengen ſich — und machen trotz Urtheil und Scharfblick, trotz Kraft und Willen, die Sachen verkehrt. Das kommt daher, weil ſie ihr Beſtimmungswort nicht gefunden haben. Dies klingt bizarr, ich weiß es wol, aber unwahr iſt es nicht.

Was Renata auch beginnen, in welche Verhältniſſe ſie

treten, wo ſie ein Band knüpfen mogte: ſie blieb einſam. Vermält und einſam — liebend und geliebt, und einſam — in einer großen Familie und einſam! Nie hatte ſie etwas Andres zu Stütze, Schutz und Schwungkraft, als ſich ſelbſt unter Gottes Obhut. Das iſt genug für die großen Menſchen, die ſich als unmittelbare Werkzeuge Gottes zu irgend einem großen Zweck fühlen; aber nicht für den Menſchen des täglichen Lebens, der gewöhnlichen Verhältniſſe, des engen Wirkungskreiſes, der immer wünſchen und ſuchen wird auf gleichem Fuß mit Seinesgleichen zu leben, ſeine Gedanken von einem Andern ergänzt, ſeine Gefühle von einem Andern verſtanden zu wiſſen, eine liebe Hand zu drükken, auf ein treues Herz ſich zu verlaſſen; — wenigſtens nicht genug um glücklich zu ſein, d. h. um ſich klar in der Welt umzuſchauen und aus voller Seele zu ſprechen: „Wenn es doch ſo bliebe wie es eben iſt.“ Dies iſt auch einer von den verſchiedenen Probirſteinen des Glücks. — Der Mann kann es im Allgemeinen leichter entbehren, denn er hat nicht das Senſitivenherz einer Frau, und dann hat er ſeinen Beruf. Sein Beruf! das iſt das Schwarzbrot ſeines Lebens, welches ihn dermaßen mit reichlicher, grober Koſt ſättigt, daß er an die Ambroſia nur zu denken pflegt, um darüber mitleidig die Achſeln zu zucken. Ein Mann von gewöhnlichem Schlag braucht nicht Weib noch Kind, nicht Bruder noch Freund, ſondern nur ſeinen Beruf, um damit recht zufrieden, wenn auch nicht grade überglücklich zu leben. In irgend einer der vier Facultäten findet er ſein Plätzchen; in den Lehr-, Nähr- oder Wehrſtand ſchlüpft er hinein; überall hat er Kameraden, Kollegen, Vorgeſetzte, Untergebene; überall kann er vorwärts kommen, etwas lei-

ſten, etwas vor ſich bringen. Man ſtelle aber einſam eine Frau in die Welt, und möge ſie ſo gewöhnlich oder ſo ungewöhnlich ſein als ſie wolle: ſie wird ſich innerlich unglücklich fühlen, ſobald ſie nicht mit dem vollen Herzen leben kann. Ich weiß nicht einmal ob es ihr etwas nützen würde ihr einen Beruf zu ſchaffen oder zu ermitteln; denn ich zweifle an ihrer Fähigkeit, ſich abſtrakt in denſelben zu vertiefen. Wenn ich ſehe wie viel tauſend Mittel den Männern in der Welt zu Gebot ſtehen, um ſich recht gut, ſehr bequem und einigermaßen befriedigend in ihr feſt zu ſetzen, wie das den allerunbedeutendſten ſogar gelingt: ſo gerathe ich auf den Glauben der Muhamedaner, nur grade umgekehrt! und glaube nämlich, daß nur die Frauen durch ihre unerhört unvollkommene Exiſtenz auf Erden zu einem Leben jenſeits des Grabes befähigt werden.

Solche Gedanken gingen ungefähr durch Renatas Sinn, als ſie da oben ſaß. „Was ſoll ich anfangen um nicht zu ſterben vor Langerweile?“ fragte ſie ſich ſelbſt ganz laut mit ſchmerzlich gerungenen Händen. Aber durch ihre eigene Stimme in die Wirklichkeit zurückgerufen und aus alter Gewohnheit immer das Nächſtliegende vor Augen haltend, ſetzte ſie ſogleich hinzu: Aber ich war ja in der Abſicht ausgegangen um Wohnungen zu beſehen! — Von dem Felſen herab hatte ſie ſich vollkommen in dem kleinen, leicht zu überblickenden Nizza orientirt. Sie ging nach der Croix de marbre, und nach dem Garten, in dem ſie geſtern Cecil begegnete; denn ſie hatte bemerkt, daß ſämtliche Jalouſien des Hauſes geſchloſſen geweſen waren — folglich unbewohnt. Und ſo war es wirklich. Es ſtand ihr ganz oder in Stockwerken zu Gebot und war hübſch und bequem eingerichtet.

Um im ungeſtörten Beſitz des Gartens zu ſein, nahm ſie auf der Stelle das ganze Haus und kehrte äußerſt befriedigt nach ihrem Gaſthof zurück. In der Thür traf ſie auf Cecil.

„Gottlob, daß Sie da ſind! rief er; ich wollte Ihnen meine Aufwartung machen, aber man ſagte mir, Sie wären verſchwunden.“

„Ich habe meine Geſchäfte beſorgt, entgegnete ſie, und zwar, da wir des Übelbefindens meiner Schweſter wegen eine Zeitlang hier bleiben müſſen, ein Haus gemiethet.“

„In dieſer äußerſten Geſchwindigkeit?“

„Ja, und das erſte, das mir gefiel.“

„Sie ſind von foudrohanter Entſchiedenheit, gnädige Gräfin! und darf ich fragen, welches Haus?“

„Das Haus Sue, wo ich Sie geſtern traf.“

„O, das macht mich außerordentlich glücklich, denn da wohne ich auch.“

„Nein! ich habe das ganze leere Haus genommen.“

„Gnädige Gräfin, ich wohne bereits in dem Pavillon, der auf der andern Seite des Gartens liegt, und durch die Terraſſe, die Sie bemerkt haben werden mit dem Haupthauſe zuſammenhängt, jedoch eine ganz getrennte Wohnung bildet.“

„So? nun, dann wollen wir gute friedfertige Nachbarn ſein,“ ſagte Renata freundlich, aber innerlich ein wenig verſtimmt — ſie wußte ſelbſt nicht warum und machte ſich heimliche Vorwürfe darüber. Ein artiger und kluger Mann, von dem ich nichts als Gutes gehört habe, den Charlotte ſehr gern hat, mit dem ich in Frankfurt täglich umgegangen bin, gegen den ich mich verpflichtet fühle, um an ihm

gut zu machen, was Ignaz gegen ſeinen Bruder ſchlecht gemacht hat: da ſollt' ich mich doch lieber von Herzen freuen, daß er hier iſt; und ich thät' es auch, wenn mir nur nicht ſchiene, daß er ſich zu ſehr freut! — Und ganz gedankenvoll ging ſie zu Euſebien, die äußerſt verſtimmt über ihren Zuſtand war, Gott und ihren Mann und ihre Beſtimmung, und Alles was ihr eben einfiel deshalb anklagte, und ſich in allerlei Lamentationen ergoß. Renata war ohnehin ſchon ihrer Reiſegeſellſchaft tödtlich müde. Sie hatte die Reiſe in Vorſchlag gebracht, als ein ſchlichtes Mittel, um Sternfels und Euſebie aus peinlichen Verhältniſſen zu reißen, und ſie der Heimat zu entführen, bis ihre Angelegenheiten entwirrt und geordnet waren, und Beide hatten es gern angenommen. Sternfels war inſofern äußerſt bequem zum beſtändigen Umgang, als er ſich immer amüſirte, ohne doch je eine ernſte Beſchäftigung dazu nöthig zu haben. Dieſe Fähigkeit beſitzen heutzutag nur noch die Männer, deren erſte Jugend in die letzten Tage des vorigen und in die erſten unſers Jahrhunderts fiel. Sie ſind alſo ziemlich bejahrt, aber trotz ihrer Runzeln und weißen Haare ſo leichtblütig organiſirt, daß ſie mehr Freude an der Welt als unſre Jünglinge — und nebenbei einen geſunden Menſchenverſtand ohne den Ballaſt des Wiſſens haben. Aber auf der andern Seite ſind ſie unerquicklich, weil ihnen die Glorie des Alters, Ernſt, Ruhe und Erfahrung fehlt, und weil ihr Verſtand ſich in keiner andern Sphäre der Gedanken, als in einer untergeordneten bewegt, und weil ihnen eine gewiſſe leichtfertige Genußſucht anklebt, die ſie ganz widerwärtig macht. Trotz ſeiner bequemen Eigenſchaften, vielleicht durch dieſelben, war Sternfels eine ſchlechte Geſell-

ſchaft für Frauen. Renata konnte das nicht gleich erkennen; das tritt erſt in der Intimität hervor. Sie ſagte ihm zuweilen harte Sachen, die er mit jovialer Gelaſſenheit hinnahm. Half ihm ſein natürlicher Verſtand zu einer treffenden Antwort, ſo war ſie dann wieder entwaffnet. Mit Euſebien war ſie noch weniger harmoniſch geſtimmt! zu dieſer kühlen, nur auf die Oberfläche der Dinge Werth legenden Seele hatte ihre warme und tiefe den Schlüſſel nicht. Renata war ein ganz großmüthiger Character, mit all deſſen Schroffheiten, war ein hohes, edles, weites, unverſchloſſnes Herz. Euſebie war ein ganz enges, verſchrumpftes Herz und ein ſerviler Character, nämlich zugleich kriechend und hochmüthig. Sie war die ächte Tochter ihrer Mutter, die Armuth für Schmach hielt! und ſie war arm! und dieſe Qual verfolgte ſie im Elternhauſe wie im Hauſe ihres Gatten. Immer war es die ewige Noth: ſie brauchten mehr Geld als ſie hatten! brauchten es nicht um einer gegründeten Unbequemlichkeit abzuhelfen, ſondern um mit Andern zu rivaliſiren — folglich war es ein Bedürfniß ohne Ende. Euſebie hatte ſich mit Entzücken in die Arme ihrer Schweſter, der Retterin aus martervoller Lage, geworfen, und bei ſich ſelbſt beſchloſſen, ſich Renaten unentbehrlich zu machen. In ihrer Nähe, in Frankfurt oder München, wollte ſie ſich nach ihrer Heimkehr in Deutſchland mit ihrer Familie niederlaſſen, und dann, durch Renatas großmüthige Güte, in Glanz und Herrlichkeit leben. Aus der Zärtlichkeit, die Renata für Mimi faßte, zog ſie den Schluß, daß dies Kind beſtimmt ſein müſſe, wenigſtens die Hälfte von Renatas Vermögen dereinſt zu beſitzen, wo nicht gar deren Univerſalerbin zu ſein. Heirathen freilich durfte Renata

nicht wieder! Euſebie hielt es nach ihrer Denkungsart für unmöglich, daß ſie es je wünſchen könne. Ganz unabhängig, enorm reich, mit einem guten Namen — was braucht man mehr um in der Welt die allerangenehmſte Stellung zu behaupten? und hat man die — braucht man überhaupt dann noch etwas? Eine kleine Neigung vielleicht, eine kokette Spielerei, um in der Geſellſchaft einer excluſiven und brillanten Unterhaltung gewiß zu ſein; das begriff Euſebie. Ja ſogar eine kleine Intrigue begriff und geſtattete ſie. Wozu aber Liebe? und vollends gar große, heftige, leidenſchaftliche Liebe, die zu Thorheiten verleitet und Scandal bewirken kann — die war ihr undenkbar! „Dazu bin ich zu vernünftig und zu tugendhaft," ſprach ſie zu ſich ſelbſt und gab ſie Anderen zu verſtehen. Indeſſen, um nicht ungerecht gegen Euſebie zu ſein, muß man ihr das Verdienſt laſſen, daß ſie bei ihrer Jugend, ihrer Schönheit und dem ſchlechten Beiſpiel ihres Mannes, ſehr tugendhaft in der banalen Bedeutung des Wortes blieb, und ſich lieber von zehn Männern als von Einem den Hof machen ließ. Ihr ganzes Beſtreben war darauf gerichtet, nicht ſowol etwas zu ſein, als etwas zu gelten, und ſo galt ſie denn auch für ein Muſter der Frauen. Es war ihr eine tiefe Kränkung, daß Renata gar nicht verſtand für etwas zu gelten.

„Was man nur in der Welt haben kann, um damit piaf zu machen, haſt Du — ſagte ſie ihr oft, Schmeichelei und Vorwurf verſchmelzend — aber aus unbegreiflicher Laune thuſt Du es nicht. Bedenke doch, was Du zu vertreten haſt: zwei Namen wie Adlercron und Dobenegg."

„Bah! ſagte Renata, keinen Kreuzer für Dobenegg, keinen Augenwimperwink für Adlercron! mich habe ich zu

vertreten, die Renata mit ihrer Gesinnung, mit ihrer Handlungsweise. Mein Name muß sich nach mir schicken, nicht ich nach meinem Namen. Er muß mir gut stehen, wie ein Kleid von selbst einem graden und wolgebildeten Körper wol steht; und ich muß dafür sorgen, daß mein geistiger Leib nicht krumm und schief werde, damit ihm sein Namenshabit, gleichviel ob von Purpursammet oder von weißer Leinwand, glatt und sauber sitze."

„Du bist doch eitler als ich glaubte, erwiderte Eusebie mit schlauer Absichtlichkeit, Du wirfst Dich in den Liberalismus, der hier an der Tagesordnung ist — (dies Gespräch fiel grade in Paris, aber überhaupt im ähnlichen Styl ziemlich häufig vor). — Dadurch willst Du etwas gelten, willst den ungeheuern Effect machen einer deutschen Gräfin, die mit einer Million und mit zwei und dreißig Ahnen als eine vollendete Liberale aus ihrem Waldschloß im Spessart nach Paris kommt."

„Ich? durch meine Gesinnung etwas gelten wollen bei Leuten, die ich keiner wahren Gesinnung für fähig halte: das kann nur Jemand von mir denken, der mich nicht kennt und daher ins Blaue hinein über mich phantasirt; denn wer mich kennt, glaubt es nicht, und Du sagst es nur um mich zu necken, liebe Eusebie. Nennst Du mich jedoch liberal, weil ich mich selbst höher stelle als meinen Namen — gut! so lass' ich es mir gern gefallen, und segne mein Waldschloß im Spessart, in welchem es mir leicht gewesen ist zu einer so natürlichen Ansicht zu kommen."

Aber Renata konnte sich nicht befreunden mit Schwager und Schwester! die Charactere waren so ursprünglich verschieden, daß Jeder von ihnen, gleichsam in seiner Mutter-

ſprache redend, nie von dem Andern verſtanden wurde. Renaten that es weh, ſie meinte, wenn man aus vollem Herzen mit einander umginge, ſo müſſe man ſich verſtehen, und es beklemmte ſie, daß ſie in ſich ſelbſt kein ganzes Herz für ihre Verwandten finden konnte, kein Vertrauen, keine Gleichartigkeit der Geſinnung, des Geſchmacks, keine unwillkürliche Hingebung der Seele. Euſebien war es auch ſchmerzlich, denn ſie ſah, es würde ihr ſchwer werden, gewichtigen Einfluß über Renata zu erlangen, und den wünſchte ſie doch ſo ſehr, um jeder Heirath derſelben vorzubeugen.

Jezt war ſie wol wirklich niedergeſchlagen über ihren Zuſtand — theils weil ſie zwei ſchwere Wochenbette gehabt und zwei Kinder verloren; theils aber auch, weil ſie auf einen ſehr glänzenden Winter in Neapel ſich gefreut hatte; — allein ſie übertrieb dieſe Niedergeſchlagenheit, und ſpielte eine kleine Comödie, um die Plagen des Eheſtandes ins grellſte Licht zu ſtellen. Renata fand dieſe Lamentationen heimlich ein wenig albern, und es war nur halber Scherz, wenn ſie zu Euſebien ſagte:

„Liebes Kind, beklage Dich bei Deinem Mann.“

„O, der! rief Euſebie, der macht einen Spaß daraus.“

„Deſto beſſer! ſo kommſt Du auf fröhlichere Gedanken.“

„Im Gegentheil! es macht mich ganz trübſinnig ihn immer luſtig, munter und wolgemuth zu finden, wenn ich nichts als traurige Ahnungen und ſchwere Beſorgniſſe habe. So ſind aber die Männer — wahre Ungeheuer von Theilnahmloſigkeit, nur an das denkend, was ihnen Vergnügen und Spaß macht, immer bereit die Frau zu opfern, leichtſinnig bis ins hohe Alter! — Ich mögte Dich beneiden um Deinen Wittwenſtand.“

„So geht's in der Welt! entgegnete Renata. Einer hat nicht Alles! Ich beneide Dich um die Mimi — nun sind wir quitt."

Euſebie erſchrack. Dieſe Geſinnung ſchien ihr höchſt gefährlich für ihre Projecte. „Ich ſchenke Dir die Mimi, Du ſollſt ſie erziehen," antwortete ſie eilig.

„Ein fremdes Kind muß ſchwerer als ein eigenes zu erziehen ſein," erwiderte Renata gelaſſen und ohne das Geſchenk anzunehmen. Sie war eine zu kräftige unverkünſtelte Natur um ſich auf Sentimentalitäten irgend einer Art einzulaſſen, und nach einer Pauſe ſetzte ſie hinzu: „Überdas hab' ich gar keine beſondere Neigung für das Erziehen, ich wollte nur das Kind lieben."

„Ja, ſagte Euſebie boshaft, Talent für die Erziehung haſt Du wenigſtens gar nicht: Du verziehſt die Mimi auf eine erſchreckende Weiſe."

„Das kommt daher, entgegnete Renata lachend, daß ich mich für die Fehler eines fremden Kindes nicht verantwortlich fühle; und ich verziehe es wahrſcheinlich deshalb, weil ich es nicht mit dem wahren Mutterherzen lieben kann."

„Du behältſt immer Recht, Renata! Du biſt wirklich enorm geſcheut," ſagte Euſebie, die in letzter Inſtanz ſtets zu dem Mittel ihre Zuflucht nahm, das bei allen Menſchen wirkt: zur Schmeichelei, in die richtige, der Perſönlichkeit angemeſſene Doſis eingetheilt.

Am Abend war die ganze Familie im Hauſe Sue übergeſiedelt, und als ſie es war, ſchickte Renata ihren Diener zu Cecil und ließ ihn herüberbitten. Er war aber nicht daheim. Da recognoſcirte ſie ihre Nachbarſchaft und fand denn allerdings, daß es die möglichſt nahe war. Aus ihrem

Salon trat ſie auf eine Terraſſe, die fünfzig Schritt lang ſein mogte, und geradeswegs in den kleinen Salon ſeines Pavillons führte. Sie zählte genau die Mitte ab, ließ ſie durch eine Reihe von Blumentöpfen bezeichnen, und erzählte darauf Euſebien wer der Nachbar ſei.

„Ach welch ein unangenehmes Zuſammentreffen! rief dieſe. Der Mann wird gewiß einen Groll gegen uns haben.“

„Nein, ſagte Renata, er hat ſich in Frankfurt ſehr liebenswürdig für mich benommen — wie ich Dir damals ſchon ſagte“ . . . . —

„Ah! iſt es der! rief Euſebie, den Du täglich bei Deiner Schwägerin ſaheſt und der ſo ganz außerordentlich bei ihr in Gunſt ſtand, daß ihr Intereſſe für ihn ſich auch Dir mitgetheilt hatte?“

„Ganz und gar nicht! erwiderte Renata äußerſt trocken; mein Intereſſe für die Menſchen kommt mir durch die Perſon ſelbſt, und nicht durch Andere, und ich würde mich für Forſter intereſſirt haben auch ohne Charlotte und auch ohne das tragiſche Ende ſeines Bruders durch unſern Bruder.“

„Aus welchem Hauſe iſt er?“ forſchte Euſebie.

„Er iſt nicht von Adel! weißt Du nicht mehr, daß Ignaz ſich berufen fühlte der mésalliance der armen Tosca durch ein Duel vorzubeugen?“ fragte Renata ſpöttiſch.

„Wie kommt er denn in die diplomatiſche Carriere? ich habe geſtern auf ſeinem Viſitenbillet geleſen „Legationsrath.““

„So wie alle brauchbare Menſchen in die Carriere gelangen, für die ſie Talent haben.“ Ohne im Geringſten Neigung und Luſt dafür zu haben, mußte Renata eine Lanze

über die andre zu Cecils Gunsten brechen, nur um ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die Eusebie ihm zu entziehen strebte. Eusebie war eifersüchtig wie ein Liebhaber, und obendrein nicht des Herzens, sondern des Vermögens wegen. Kann nun Eifersucht in der Liebe zu halber Verzweiflung bringen, so treibt die der habsüchtigen Freundschaft unfehlbar zur ganzen; denn nur die Liebe ist verzaubernd genug um das Joch des Despotismus nicht vollkommen unerträglich zu machen. Renata erkannte sehr deutlich Eusebiens Absicht über sie zu dominiren, doch ohne den eigentlichen Zweck zu ahnen, denn wie alle Menschen, die Alles besitzen was man durch das Geld erreichen kann, und die sich nach etwas Anderem sehnen, legte sie keinen Werth auf das Geld. Sie glaubte nur Eusebie sei herrschsüchtig wie die Mutter, und wolle in allen Dingen Regel und Gesetz vorschreiben. Dagegen sträubte sie sich aus aller Kraft; sie war entschlossen in keinem Fall ihre innere Selbständigkeit aufzugeben — am wenigsten für Eusebiens Vorurtheile. Aber deren Widerspruch reizte sie häufig zu längerem und ernsthafterem Widerstand, als sie ihn eigentlich beabsichtigte, und hundertmal war ihr Charlottens Warnung vor Eusebien, nur leider zu spät! eingefallen.

Als Cecil an diesem Abend heimkehrte geschah es mit einem ganz seligen Gefühl. Frau von Werden hatte ihm ausführlicher als er es je zu sagen für gut fand, Renata's Reiseprojecte mitgetheilt. Seit vierzehn Tagen wartete er in Nizza auf sie. Nun war sie da, und zu einem längeren Aufenthalt entschlossen! Das schien ihm die höchste Gunst des Schicksals, und eine günstige Vorbedeutung für seine Wünsche zu sein. Ja, diese Wünsche fingen jezt an, sich

Digitized by Google

zu Hofnungen zu verdichten. — So ſchlief er ein, ſo wachte er auf! und wie geſtern Abend die Sterne — ſo ſtralte heute früh die Sonne ihm eine ganz beſondere Freudigkeit in's Herz.

Renata war bereits im Garten mit Mimi. Er wollte ſie nicht ſtören, nicht um die Welt zudringlich erſcheinen; aber es that ihm bitter weh, daß er dieſe unbequemen Rückſichten bei ihr zu nehmen hatte. Denn in Gedanken hatte er ſich ſo lange, ſo tief, ſo innerlich mit ihr beſchäftigt, durch Frau von Werden ſo viel von ihr und über ſie gehört, daß er ſich, trotz ihrer Abweſenheit und des Mangels an directer Verbindung, ihr näher gerückt und vertrauter, und nicht im mindeſten entfremdet fühlte. Und nun zog die Wirklichkeit dennoch Schranken des Herkommens und der Rückſicht auf banale Höflichkeit zwiſchen ſie! Indeſſen — was konnte denn weiter erfolgen, als daß ſie ihn fortſchickte, ſobald er ihr läſtig war? — Er brachte die Zeit ſo lange mit Überlegung hin, bis Renata den Garten verließ, und auf den Weg hinausging, der längs dem Meer fortläuft. Aber ſtatt denſelben zu verfolgen, ging ſie mit Mimi über das Kieſelgeröll hinweg, welches die Wogen in großer Maſſe wie Wälle am Geſtade auswerfen, und ſetzte ſich dort ganz nah am Ufer nieder, während Mimi hübſche bunte Steine ſammelte — das größte Vergnügen für alle Kinder der Fremden in Nizza, nächſt dem Hauptvergnügen auf Eſeln zu reiten. — Ihre einſamen Allüren hat ſie alſo noch immer! dachte Cecil; iſt es Liebhaberei oder Gewohnheit? Mag ſie Niemand um ſich haben oder hat ſie Niemand? und was mögen Schweſter und Schwager wol eigentlich für Menſchen ſein? man muß doch ſuchen auch die kennen zu lernen!

Dieſer Wunſch ſollte bald erfüllt werden! Nachdem Cecil ein Paar Briefe geſchrieben hatte und an's Fenſter getreten war um nach Renata auszuſchauen, gewahrte er ſie immer auf derſelben Stelle, und im Garten einen ältlichen Herrn, der mit einer Cigarre im Munde und mit halb jovialer und halb gravitätiſcher Miene auf und ab ſpazierte. Aha! der Schwager! dachte Cecil, und ging in den Garten.

Sternfels erblickte ihn und ging ihm ſogleich zuvorkommend entgegen, als ſei er der Herr des Hauſes, der Cecil die Honneurs machen müſſe. Er nannte ſich ſelbſt als Renata's Schwager, er nannte Cecil als einen alten Bekannten Renata's, und nach zehn Minuten war er intim mit Cecil. Oberflächliche Menſchen haben die Gabe ſich leicht mit aller Welt in oberflächliche Verbindung zu bringen. Sternfels erzählte in einer halben Stunde mehr Anekdoten und Reiſeabentheuer, wahre und erfundene, als ein Andrer in einem Jahr hätte liefern können, ſo daß Cecil endlich mit ungeheucheltem Erſtaunen ſagen durfte:

„Ich habe nie Jemand gefunden, der durch Empfänglichkeit für fremde Eindrücke ſo für das Reiſeleben geſchaffen wäre wie Sie, Herr Graf.“

„Ja, ich habe ein friſches Herz und ofne Augen, das muß wahr ſein! ſonſt wäre ich wol nicht im Stande mich in jede Lage mit Leichtigkeit zu finden und ihr die roſenrothe Seite abzugewinnen. Aber, Herr Legationsrath, roſenroth iſt nun einmal meine Lieblingsfarbe! bei der Bewunderung für roſenrothe Wangen und Lippen hab' ich mir das angewöhnt und immer geſucht meine Laune und Geſinnung in übereinſtimmender Färbung zu erhalten, ſo daß es mir noch jezt gelingt .... trotz meiner ſechszig Jahr.“—

(Bei dieſer Rechnung fehlten ungefähr ſechs Jahr in ſeinem Leben. Aber Sternfels hatte nun einmal den Entſchluß gefaßt nicht über ſechszig Jahr alt zu werden, ſo wie manche Frauen eine beſondere Anhänglichkeit an neunundzwanzig bewahren.)

Cecil machte ihm ein Compliment über ſein friſches Ausſehen, und Sternfels ſagte:

„Darauf weiß ich Ihnen nichts Beſſeres zu ſagen, als den Rath: folgen Sie meinem Beiſpiel und ſchonen Sie das Leben nicht. Es iſt ein Vorurtheil, daß das ſogenannte ſolide Leben uns conſerviren ſoll! Ja, conſerviren um bei ſechszig Jährchen hinter dem Ofen zu ſitzen, und zur ſtrengſten Diät verdammt zu ſein! das nenn' ich nicht conſerviren, ſondern einroſten. Von meinem ſechszehnten Jahr bis zu dieſer Stunde hab' ich nie auch nur im Traum daran gedacht mich zu ſchonen, und Sie ſehen wie mir das vortreflich bekommen iſt. Aber wiſſen Sie wol, daß der Wein hier matt genug iſt, ohne Feuer, ohne Glut! . . . . Und wie iſt's mit den Frauenzimmern beſchaffen? ſind die erträglich hübſch? . . . . Stellen Sie Sich vor! Ich komme vorhin die Treppe hinab. Kauert da auf dem Hausflur eine Perſon zwiſchen zwei hohen Gefäßen, wie um ſich auszuruhen. Unter dem ungeheuern flachen Hut — Cappeline nennen ſie ja wol die Maſchine — kann kein Menſch das Geſicht gewahr werden. Aber ſo ein Hut ſieht nicht übel aus, gewiſſermaßen kokett, weil er verbirgt um zu locken. Und ſo frag' ich denn, wahrhaftig ſehr freundlich frag' ich: wer ſie iſt. Die Milchfrau! ſagt ſie, und ſieht mich an mit einem Geſicht, das ſie Macbeths Hexen geſtohlen haben muß. Ich fahre zurück und aus der Thür, und pralle gegen eine

zweite Hexe, die ſich mir als Wäſcherin vorſtellt. Iſt das erlaubt? an andern Orten giebts unter dieſer Sorte von Weibern recht amöne Geſichter, und hier ſind es Scheuſale, die einem den Morgen verbittern, wenn man wie ich den kleinen Aberglauben hat, daß der Anblick eines garſtigen Weibes Unglück bringt. Ah! die Spanierinnen! die kleinen behenden Andaluſierinnen mit den trippelnden Füßchen und den feurigen Augen, die verderben einem für immer die Freude an allen andern Weibern. Sie ſind ſo göttlich kokett! ſo gewiß natürlich bei ihrer Koketterie, nicht geziert, nicht pretiös, nicht ſentimental, wie die Koketterie der franzöſiſchen, der engliſchen und der deutſchen Frauen iſt — ſondern natürlich, und folglich anbetungswürdig und unübertreflich ſchön. Denn Schönheit ohne Koketterie laſſ' ich nicht gelten, exiſtirt für mich gar nicht. Ich hoffe Sie ſind meiner Meinung."

Cecil kam gar nicht zu ſich vor Erſtaunen! nicht über Sternfels — er kannte ähnliche Leute — aber über dieſe Geſellſchaft für Renata. „Ich trete nie unbedingt einer fremden Meinung bei" antwortete er lächelnd.

„Diplomat! das hätte ich vorausſetzen und mir die Frage ſparen dürfen!" rief Sternfels lachend. Dann ſagte er: „Ah, da kommt meine Schwägerin, die Infantin, wie ich ſie nenne, weil ſie ſo eine gewiſſe Grandezza hat, welche man in Büchern der Spanier mehr als in ihrem Leben findet."

Cecils Blick glitt von dem frivolen alten Mann auf die ernſte Renata. Sie trug ein dunkelbraunes Kleid und ein weißes Mäntelchen von Cachemir; — das ſind die Ordensfarben der Carmeliter. Der Schnitt war auch ſo ſeriös, ſo

einfach, in großen Falten, ohne Ausputz; und der kleine schlichte Strohhut mit weißem Band harmonirte mit dem übrigen Anzug. Cecil sagte:

„Infantin ist freilich eine edle Bezeichnung. Wollte ich indessen der Gräfin Dobenegg einen spanischen Character unterlegen, so würde es kein andrer sein, als der der heiligen Theresia; denn in ihrer Erscheinung tritt der innere Adel noch mehr hervor als die äußere Würde."

„Wahrhaftig, da mögen Sie Recht haben! ich will es aber doch lieber bei der Infantin bewenden lassen, die Heilige wäre allzu unbequem!" rief Sternfels.

„Keiner von den Herrn kommt zu mir — da muß ich wol zu Ihnen kommen," sagte Renata.

„Wir begnügten uns Sie aus der Ferne zu bewundern," erwiderte Sternfels verbindlich.

Zu einer solchen Phrase hatte Renata damals in Frankfurt immer ein verdrießliches Gesicht gemacht. Jezt antwortete sie ganz munter:

„Nun das ist mir doch lieb, daß Sie dieser großartigen und wunderschönen Natur gegenüber, Blick und Gedanken für mich behalten haben."

„Warum ist es Ihnen lieb, gnädige Gräfin?" fragte Cecil.

„O, mein Herr, das gilt nicht! rief sie. Ich habe Phrase um Phrase gegeben — so weit hab' ich's durch den Umgang mit der Welt gebracht. Aber nach dem Grund, weshalb man diese Phrasen wechselt, müssen Sie nicht forschen. Ja ja! sehen Sie mich immerhin mit fragenden Blicken an! Ich rede und weiß nicht was ich sage: das ist das Einzige,

was ich ſeit Frankfurt gelernt habe. Ein brillanter Erfolg für achtzehnmonatliche Reiſen durch halb Europa!"

„Immer noch mehr als ich aufweiſen kann, ſagte Sternfels, denn ich habe gar nichts gelernt."

„Sie haben es auch nicht nöthig, erwiderte Renata, Sie ſind vollkommen . . . . für die Welt."

„Was Ihre kleine Bosheit betrift, meine Infantin, ſo ſind Sie es auch."

„Ob es ein Gewinn für Sie iſt, Gräfin, weiß ich nicht, aber für uns Andre iſt es ein großer, daß Sie unſerer Sphäre zugänglicher geworden ſind, ſagte Cecil, denn wir werden Sie nun beſſer verſtehen lernen."

„Sie haben mich immer verſtanden," ſagte ſie freundlich.

Euſebie kam gleichfalls in den Garten. Renata ſtellte ihr Cecil vor. Sie empfing ihn kühl, aber heimlich überraſcht durch ſeine Schönheit. Dieſer Adel der Züge und dieſe Kraft des Ausdrucks mag ſelten in einem Antlitz vereint gefunden werden. Das geiſtige Leben im Auge und hinter der Stirn verlieh der Regelmäßigkeit der Züge eine feine und geiſtreiche Bewegung; die Unruh der Jugend war in ihnen gedämpft. Ohnehin waren ſie nie zerarbeitet geweſen von irgend einer Leidenſchaft, die am Herzen raſtlos und ſcharf wie ein Geier nagt; aber die inneren Erfahrungen waren auch nicht ſpurlos vorübergegangen, nur hatten ſie das Antlitz gereift, ohne es vorher zu zerwühlen und ihm einen Schmelz gegeben, den man auch an Gemälden gern hat — ſo daß man ein Bild mehr liebt, nachdem es von der Zeit einen gewiſſen ernſten Hauch empfangen hat, als wenn es friſch von der Staffelei des Malers kommt.

Cecil war faſt unangenehm durch Euſebiens Erſcheinung

berührt. Sie glich auffallend Dianen, aber mit einem abwechselnd harten und ſchlauen Ausdruck. Ihre Haltung war gut, ihre Toilette noch beſſer, von ſchönen Stoffen und gewählten Farben; dennoch ſah ſie neben der unſchönen und unſcheinbar gekleideten Renata nur wie eine Elegante neben einer vornehmen Frau aus — ohne jedoch eine Ahnung davon zu haben. Atlas, Sammet, Spitzen, Federn, und das Alles nach der letzten Mode, allein ohne Übertreibung, hing für ſie auf die allernatürlichſte Weiſe mit der Vornehmheit zuſammen.

„Denn wer ſoll das tragen, wenn nicht wir?“ ſagte ſie oft zu Renata, die wenig Sinn für dies Attribut ihres Standes hatte. Indeſſen bewirkte dieſe Überzeugung denn doch, daß Euſebie wenigſtens gelaſſen ihre ſchönen Toiletten trug, und den Atlas-Schlafrock für eben ſo nothwendig als die Atlasrobe hielt. Auf die Finanzen ihres Mannes hatte dieſe Geſinnung einen ziemlich ungünſtigen Einfluß; da er ihr aber mit gutem Beiſpiel voranging und nie die Rechnung eines Kaufmanns und Handwerkers bezahlte, d. h. nie eher, als bis ſeine Schuldenlaſt dermaßen angeſchwollen war, daß ſie ein Arrangement mit ſeinen Gläubigern erheiſchte: ſo ſetzte ſie ihrer Neigung keine Schranken, und trug ihr Scherflein zur Verſchwendung bei. Dies Alles war ein Greuel für die pünktliche, ordnungsliebende Renata, die jede Rechnung nach gelaſſener Durchſicht in dem Augenblick bezahlte, wo ſie ihr eingereicht wurde, und die bei jedem Schritt, in kleinen wie in großen Dingen, auf eine Disharmonie mit Euſebien ſtieß.

Cecil fühlte ſich innerlich ſo ſehr durch Euſebie gelähmt, daß er faſt wünſchte Renata lieber gar nicht, als beſtändig

in der Gesellschaft der Schwester zu sehen, weil es doch ganz unmöglich für ihn sei, sich anders als steif und frostig unter ihren frostigen Blicken zu benehmen. Aber es gestaltete sich Alles sehr bald ganz anders. Cecil mußte gleich am ersten Tage Sternfels zu dem Gouverneur von Nizza führen, der den Fremden sein Haus öfnen und ihnen etwas die Honneurs machen muß; und dann in die Oper, wo Sternfels ebenfalls verschiedene Bekanntschaften anknüpfte.

„Aber welch' eine charmante Gesellschaft ist hier versammelt! berichtete er am nächsten Morgen beim Frühstück seinen Damen; eine crême der Elegance! ein wahres Baden-Baden des Südens ist dies kleine Nizza. Eusebie, mein Kind, ich sage Dir Du kannst Dich trösten über Neapel, denn Du wirst Dich hier eben so gut, und in eben so guter Gesellschaft amüsiren. Alle Tage regelmäßige Spazierfahrt am Meer, dann Oper, Bälle, Routs — überdies himmlische Gegend und göttliches Clima .... Infantin, was wollen Sie mehr?"

„Mir ist's recht, entgegnete Renata, wenn wir den ganzen Winter ruhig hier bleiben und die italienische Reise völlig aufgeben. Im Frühling, bei der Heimkehr nach Deutschland, können wir allenfalls Genua und die Lombardei sehen. Hier gefällt es mir, weil der Aufenthalt etwas Stilles und Ländliches hat, das mich in dieser schönen frischen Natur doppelt anspricht."

„Das muß ein wunderbarer Ort sein, der Jeden von Euch auf seine eigenthümliche Weise fesselt, sagte Eusebie. Da ich durch und durch reisemüde bin, so brauche ich keinen andern Grund zu haben um gern hier zu bleiben; — höch-

„Weil ich in Ihr Herzchen geſchaut habe?“

„Weil Sie ein armes ſtilles graues Herz mit himmelblauen, roſenrothen und maigrünen Brillen betrachten.“

„Das iſt ja eine mit allen Farben des Regenbogens brillantirte Verleumdung! Nein nein! die laſſe ich nicht auf mir ſitzen! und wenn Sie wirklich ſo unerfahren in dem Buch der Liebe ſind, wie Sie es uns ſcherzhafter Weiſe vorgaukeln, ſo will ich Ihnen das Abc vorbuchſtabiren, damit Sie auf Ihre eigene Hand weiter leſen mögen. Sie haben uns geſtanden, daß der Legationsrath Forſter Ihnen gefiele.“

„Geſtanden? Nein! — ich hab' es geſagt.“

„Nicht doch! Sie haben es nicht aus freien Stücken, ſondern auf Euſebiens Frage geſagt; und das nennt man geſtanden.“

„Ja, vor Gericht.“

„Eben darum! denn wir conſtituiren hier einen Liebeshof, der nachbarlichen Provence und ihren erotiſchen und poetiſchen Erinnerungen zu Ehren, deſſen Präſident ich bin. — Alſo: er gefällt Ihnen.“

„Ja.“

„Sie ſehen Niemand, der Ihnen beſſer gefiele.“

„Ja.“

„Sie haben alſo ein ausſchließliches Gefallen an ihm, denn alle Anderen gefallen Ihnen weniger oder gar nicht.“

„Ja“ ſagte Renata lächelnd.

„Ein ausſchließliches Wolgefallen zwiſchen zwei Perſonen verſchiedenen Geſchlechts nennt man Liebe. Ergo: Sie lieben ihn. — Inculpat hat eingeſtanden; das Protokoll wird geſchloſſen. Sie ſind überführt des Majeſtätsverbrechens,

das Abc der Liebe zu kennen und verleugnet zu haben. Die Strafe dafür mag Ihnen der Gekränkte ſelbſt auferlegen.“

„O mein Gott! rief Euſebie in der heftigſten Ungeduld; Scherze läßt man ſich gefallen, ſelbſt von der frivolſten Art. Nur ſind' ich, müſſen ſie nicht ſo entſetzlich mal à propos bei der erſten beſten Perſon angebracht werden, lieber Sternfels.“

„Nennſt Du Forſter den Erſten Beſten? fragte er. Kennt Renata ihn nicht ſeit zehn Jahren faſt? hat er nicht immer ausſchließlich in der crême der Geſellſchaft gelebt? geht er nicht als Hausfreund aus und ein bei ihrer Schwägerin Werden, die wahrlich excluſiv genug iſt? nimmt er nicht eine ſehr gute unabhängige Stellung ein und zwar in der allererſten Reihe?“

„Ja ja ja ja! das Alles iſt er, hat er, thut er! Dennoch fehlt ihm Eines: der Name! um ihn meiner Schweſter auch nur im Scherz nahe zu bringen.“

„Fürchte nichts! ſagte Renata ſpöttiſch und kalt. Er hat das Licht und ihm fehlt nur der Schatten. Umgekehrt würd' es bedenklicher ſein! da lieſe ich Gefahr in die Dunkelheit hinein gezogen zu werden. Jezt nicht!“

„Liebe Renata! ſagte Euſebie hochfahrend, Deine liberalen Geſinnungen ſind gewiß im Speſſart vollkommen in der Ordnung, um Dich bei Deinen Bauern beliebt zu machen; aber ſie ſind es nicht, ſobald von Verhältniſſen geredet wird, bei denen die ganze Familie betheiligt iſt, die Deinen Namen trägt. Übrigens fällt es mir nicht ein das für Ernſt zu nehmen, was Du eben ſagteſt. Du haſt Einſicht genug um zu erkennen, daß der Legationsrath Forſter für uns nicht paßt.“

„Da ich ſeit meinem ſechszehnten Jahr die Gewohnheit habe ſelbſtändig zu erkennen, zu handeln, zu entſcheiden, erwiderte Renata ſtolz, und da ich ferner gewohnt bin höhere und edlere Rückſichten zu erwägen, als die eines Familiennamens: ſo könnte es ſich denn doch recht leicht ereignen, daß irgend Jemand für Euch nicht paßte — wol aber für mich. Mir gefällt Forſter; ich habe mit ihm in der Intimität gelebt und habe keinen Grund, um es nicht ferner zu thun.“

„Im Gegentheil! ſagte Sternfels begütigend; ſie wird immer größer werden.“

„Das glaub' ich auch nicht,“ entgegnete ſie und verließ das Zimmer.

Sie ging auf die Terraſſe ihres Hauſes, und zwar auf und nieder innerhalb ihrer Blumengrenze, die ſie nie überſchritt, auch wenn Cecil nicht daheim war, und obgleich er ihr vorgeſchlagen hatte, ſeine Terraſſenthür ganz zu ſchließen.

„Der gemeinſchaftliche Beſitz ſtört mich gar nicht, hatte ſie ihm geantwortet; aber Ihr Opfer, dieſe allerliebſte Terraſſe nie zu betreten, würde mich drücken.“ — Und ſo hatten ſie denn die Übereinkunft getroffen, auf der Terraſſe allemal Einer für den Andern gleichſam unſichtbar zu ſein. Doch Renata war heute kaum erſchienen, als Cecil nicht nur augenblicklich aus ſeinem Salon — ſondern auch bis zur Blumengrenze heran trat und Renata um Erlaubniß bat, ſie gar überſchreiten zu dürfen. Er hielt einen Brief in der Hand, und ganz geſpannt hieß ſie ihn näher kommen.

„Dieſer Brief meiner Schweſter Auguſte wird Sie gewiß intereſſiren, gnädige Gräfin, ſagte er, da Sie an den

Verhältniſſen meines verſtorbenen Bruders ſolchen lebhaften Antheil nehmen, und mit Frau von Beiron gar verwandt ſind.“

„Und was iſt's mit Frau von Beiron?“ fragte Renata.

„Es heißt, ſie werde ſich verheirathen; von Fräulein Agathe Gertner aber iſt es gewiß! ſie hat ſich mit einem Dragoneroffizier verlobt. Es ſind noch nicht zwei Jahr ſeit Sigismunds Tode verfloſſen, und die beiden Frauen, die ihn geliebt und ihn das Leben gekoſtet haben, öfnen ihr Herz einer neuen Liebe.“

„Für Agathe find' ich das höchſt natürlich. Er iſt todt, Ihr armer Bruder, und das ſind bevorzugte Menſchen, denen das Schickſal ihr Unrecht nicht hingehen läßt; aber Unrecht hatte er doch gegen die arme Agathe. Die Liebe iſt das Paradies vor deſſen Thür Niemand ſtehen bleiben will, wer einmal ſo weit gekommen iſt. Da heirathet ſie nun einen Dragoneroffizier, und vielleicht nicht aus Liebe, ſondern um der früheren unvollſtändigen Liebe willen.“

„Genug, ſie heirathet! und im Allgemeinen iſt denn doch wol anzunehmen, daß das eine Sache iſt, die Niemand aus Gram thut, ſondern nachdem der Gram gewichen iſt, anfangs der Wehmuth, dann der Ruhe, endlich dem Bedürfniß nach neuem Glück.“

„Und das tadeln Sie? mir ſcheint das wirklich in der Ordnung!“

„Ja, gleichſam in untergeordneter Ordnung.“

„O nein! zu rechter Zeit erkennen, daß wir unſer Herz nicht wie eine Sandſcholle über dem Sarg einer Erinnerung ſteril zerbröckeln, ſondern es zu einem Blumengarten umſchaffen ſollen: darin liegt keine niedrige und oberflächliche

Geſinnung. Denn .... einmal wird die Seele doch ruhig! .... nicht gleichgültig, nein! gleichgültig gewiß nicht, aber doch ruhig.“

„Wird die Seele ruhig aus müder Verzweiflung oder aus hoher tiefſinniger Weisheit? in letzterem Fall, Gräfin, gehört der Schritt, den Sie in der Ordnung nennen, wahrhaft einer höheren Ordnung der Geſinnung; doch im erſteren find' ich ihn wirklich nur alltäglich.“

„Und wer berechtigt Sie etwas Andres als das Alltägliche in unſrer Zeit und unſrer Welt zu erwarten? die arme Agathe iſt warlich ſehr gegen ihren Wunſch und Willen zu einer Hauptperſon in jener Tragödie geworden; ſie begiebt ſich wieder in das kleine bürgerliche Drama zurück, für welches ſie beſtimmt iſt, und dazu gratulire ich ihr von Herzen.“

„Nun? und Frau von Beiron? fragte Cecil lächelnd, erfreut auch deren Handlungsweiſe ſich Ihres Beifalls?“

„Darüber giebt Ihre Frau Schweſter noch keine beſtimmte Nachricht; ſie beſchränkt ſich auf „man ſagt;“ da müſſen wir doch erſt die Gewißheit abwarten, um ſie zu loben oder zu tadeln.“

„Nicht wahr, Gräfin, Sie ſprechen genau wie Sie denken?“ fragte Cecil ſchnell.

„Ja,“ erwiderte ſie und ſah ihn überraſcht an.

„Und wie Sie denken, ſo handeln Sie auch?“ fragte er weiter, und ſah ihr ſo feſt in's Auge, daß ſie es nicht abwenden konnte.

Ein heißes flüchtiges Roth flammte über ihr Antlitz, und mit einem Anflug von Verlegenheit antwortete ſie:

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich für durch und durch wahr halten.“

„So handeln Sie auch, Gräfin?“ wiederholte er bestimmt.

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich dazu consequent und charakterfest genug bin, entgegnete sie lächelnd und mit mehr Fassung. Wenn Sie übrigens einen bestimmten Fall bei Ihren Fragen im Auge haben, so muß ich Ihnen sagen, daß meine Urtheile und Ansichten entweder immer ganz allgemein, und folglich dann auf keinen bestimmten Fall anzuwenden sind; — oder daß sie speziell über ein Individuum, mit Berücksichtigung der äußern und innern Verhältnisse, und folglich dann nicht auf's Allgemeine anzuwenden sind. Was dem Einen gut steht, kann dem Andern sehr übel stehen.“

„Gräfin, sagte Cecil nach einer kleinen Pause, wissen Sie wol, daß Sie Sich sehr verändert haben, seit wir uns nicht gesehen? Es war früher in Ihnen eine Entschiedenheit quand même; wo ist die geblieben? Sie waren unerschütterlich wie eine Gottheit“ . . . . —

Renata unterbrach Cecil, indem sie Schweigen gebietend lebhaft mit der Hand winkte.

„Auch mir waren Sie wie eine Gottheit,“ fuhr er langsam und leise fort.

Mit einer Bewegung voll unaussprechlichem Schmerz drückte sie die Hände vor's Gesicht, blickte zum Himmel, als sie sie fallen ließ, und sagte: „Ja, damals!“

„O beklagen Sie doch nicht das eisige Damals!“ rief er.

„Damals war ich glücklich im Vergleich zu jezt, sagte

ſie. Sehen Sie, mitten auf hohem Meer und im Sturm mit einer Seele voll Schmerz zu ſtehen, das iſt warlich kein unerträgliches Leid! Da iſt Kampf, Drangſal, Verzweiflung; da tröſtet man ſich mit dem Gedanken: aber wenn ich's gar nicht mehr ertragen kann, ſo lege ich mich hin und ſterbe. Da iſt man ſo betäubt, ſo umbrauſ't, daß man nicht dazu kommt, das Weh zu ermeſſen. Allein wenn der Sturm ſich legt und die Windſtille einer ſogenannten angenehmen Exiſtenz eintritt, wo wir nichts zu bekämpfen noch zu überwinden haben, wo das Leben ſich in leichter goldner Freiheit vor uns ausbreitet, wo keine gewichtig beſtimmenden Pflichten die Gedanken zügeln, die Handlungen beherrſchen, wo wir ſo recht Zeit und Muße haben, unſer Leid um und um, und durch und durch zu fühlen, zu denken, zu ermeſſen: ſehen Sie, da hört der Schmerz auf und da beginnt das Elend; und die elendeſte Seite des Elends iſt vielleicht die, daß es den Menſchen matt macht, matt — wie ich jezt bin."

„Sie ſind nicht matt! entgegnete Cecil; nur geſänftigt, zugänglich und weich, den Menſchen beſſer verſtehend, ſeine allſeitigen Foderungen berückſichtigend" . . . . —

„Auf Koſten meines Herzens! unterbrach ſie ihn. Mein Herz iſt matt, denn es fühlt ſich arm und elend, und das that es damals nicht, obgleich ſich die Verhältniſſe auch nicht um ein Haar breit geändert haben. Ich bin ſo matt, daß ich nicht mehr weiß, was ich will; ich ſehne mich nach Einſamkeit, und ſie kräftigt mich nicht; — nach Geſellſchaft, und ſie zerſtreut mich nicht; — nach meinem ſtillen Ebernbach, und mir grauet vor ſeiner Abgeſchiedenheit; — nach neuen Reiſen, Erſcheinungen, Eindrücken und Bildern, und

die im Voraus gewiſſe Überzeugung, daß ſie mir doch keine innere Freude machen, keinen Troſt, keinen Aufſchwung geben werden, läßt mich faſt mit Ekel auf ſie blicken. So erbärmlich bin ich geworden, und Sie wundern Sich, daß ich nicht mehr meine frühere Entſchiedenheit beſitze!... O lieber Forſter! die erſte Bedingung unſers Daſeins iſt ein ganzes Leben, d. h. ein Leben, welches übervoll durch unſre Pflichten in Anſpruch genommen wird, zu denen, wie ſich von ſelbſt verſteht, Kämpfe, Bitterkeiten und Sorgen aller Art gehören. Aber dies leere Leben iſt es, welches ich vorhin durch die zerbröckelnde Sandſcholle bezeichnete, und welches, wie kein anderes, elend macht."

Sie ſprach mit einer flammenden Lebendigkeit. Blitze und Thränen wechſelten in ihrem Auge. Erſtarb hier eine alte Liebe, oder zernagte ſie ein leidenſchaftliches Herz, oder machte eine neue ſich Bahn? Cecil wußte es nicht; er war erſchüttert durch dieſen Ausbruch von Troſtloſigkeit und von Vertrauen, denn er fühlte wol, wie übervoll und wie ſchmerzlich einſam dies Herz ſein mußte, das ſich bei einer ſo linden Berührung dem Zauber der Hingebung und des Verſtandenſeins ergab. Aber er fühlte auch, daß Renata ihm dadurch das Recht ertheilte, ihr als Freund näher zu treten, und ſchnell es benutzend, ſagte er, ohne auf ihre Klagen einzugehen:

„Sie ſind müde von den mancherlei Schmerzen, Gräfin, welche kein Leben verſchonen, welche aber nur auf ernſte und denkende Menſchen ergreifende Wirkung haben. Vielleicht ſind Sie auch jezt ein wenig nervenkrank, ein wenig überreizt durch dies ewige Reiſen, das ſo ſcharf mit Ihren früheren Gewohnheiten kontraſtirt, und das durch die Um-

ſtände weniger erfriſchend und anregend auf Sie wirkt, als Sie es wol gehoft haben mögen. Dies vorausſehend, hat Frau von Werden Ihnen früher gerathen, ſich nicht blindlings dieſen Umſtänden in die Arme zu werfen; — aber Rath iſt nun etwas, das keine Frau liebt, und wovon Ihr Schickſal Sie auch dadurch entwöhnt hat, daß es Sie von der Kinderſtube an zur Selbſtändigkeit anwies."

„Und was wollen Sie mir denn rathen?" fragte Renata geſpannt.

„Ich werde mich wol hüten, mich Ihnen als ein langweiliger und unbequemer Rathgeber zu nähern, rief Cecil lachend. Ich wünſchte nur, daß Sie mir erlaubten, etwas mehr mich Ihres Umgangs erfreuen zu dürfen. Sie lieben nicht die Geſellſchaft; ich begreife das. Dazu gehört eine andere Seele, als die Ihre iſt. Aber Sie ſind ſo fürchterlich einſam — denn die Menſchen, die Sie am nächſten umgeben, ſind nicht im Gleichgewicht mit Ihnen — daß Sie in einen brütenden Zuſtand verfallen, in dem ſich Ihre Kräfte zerſetzen. Mich kennen Sie! Sie wiſſen, was an mir iſt; in einer ſehr trüben Epoche meines Lebens haben Sie Sich mit beglückender Huld und Freundlichkeit mir genähert, und ſind, ohne es zu ahnen — geſchweige es zu wollen — wie ein Magnet für mich geweſen, der dem Eiſen ſeine Kraft mittheilt. Dafür bin ich Ihnen mehr als dankbar, ſo lange ich lebe: ich bin Ihnen ergeben, Gräfin! Weil Sie im Stande waren, Einfluß auf mich zu üben, muß ich doch nicht ganz außerhalb Ihrer Sphäre ſtehen, und darum gönnen Sie mir Ihren Umgang, der Ihnen weniger läſtig als jeder andre ſein muß, weil ich Sie kenne, und Sie mich."

„Sie wiſſen nicht, um was Sie mich bitten, ſprach Renata trübe; ich habe die Mittheilſamkeit ganz verlernt. Ich plaudere hohl und oberflächlich, wie Sie das bemerkt haben; ich kann Scherze anhören, erwidern; allein ich — ich ſelbſt, ich bin verſtummt, wie die Nachtigall im Käfig, dem man den ſchützenden grünen Schleier abgenommen hat, und die ſich nun von lautem unharmoniſchen, diskordanten Geräuſch ſo beängſtigend umringt ſieht, daß ſie keinen Ton in ihrer Kehle findet.“

„Aber was thut man Ihnen denn?“ rief Cecil ſchmerzlich.

„O nichts! Man thut mir nur weh, und auch das nur, weil wir uns nun einmal gar nicht verſtehen, und weil die Gemüther nicht auf denſelben Ton geſtimmt ſind — was natürlich ebenſowol meine Schuld, als fremde iſt, wenn da überhaupt von Schuld die Rede ſein darf. — Gut! ſetzte ſie plötzlich mit ihrer alten Entſchiedenheit hinzu; alſo Sie wollen mit mir ſpazieren reiten?“

„Wie gern!“ rief Cecil freudig.

„Ich ſage Ihnen vorher, es wird Sie nicht amüſiren. Täglich, Punkt zwölf Uhr, nach dem Frühſtück, reiten wir aus, ich zu Pferd, Mimi zu Eſel, und faſt immer nach dem Château de St. André; und gegen ſechs, zur Speiſeſtunde, kehren wir heim.“

„Und was machen Sie dort während der ganzen Zeit? leſen Sie? zeichnen Sie? botaniſiren Sie?“

„Nein, ich thue nichts.“

„Und das langweilt Sie nicht?“

„O ja, ſehr! Aber zeichnen kann ich nicht, und leſen, nur um die Zeit hinzubringen, mag ich nicht; denn in den

meiſten Büchern ſind' ich wahrlich noch weniger gute und geſcheute Gedanken, als in meinem eignen Kopf."

„Dagegen iſt es ſchwer, etwas einzuwenden. Indeſſen erlauben Sie mir gewiß, mein Album mitzunehmen und zu zeichnen. Vielleicht finden Sie ſelbſt Geſchmack daran."

Zu ihrem lebhafteſten Mißvergnügen ſah Euſebie Cecil mit Renata von dannen reiten. Sie ſagte zu ihrem Mann:

„Aber weshalb begleiteſt Du nicht Renata? Jezt drängt ſich ihr dieſer fremde ſüffiſante Menſch auf, der mir ganz ſo ausſieht, als lägen ihm die hochfliegendſten Projecte am nächſten, und der ſich mit Frau von Werden's Freundſchaft und Renata's langer Bekanntſchaft gewiſſe Airs von Intimität giebt, die ich unerträglich finde."

„Wenn es bloße Airs ſind, entgegnete Sternfels gelaſſen, ſo iſt Renata ganz die Frau, um ihn ad absurdum zu führen, mein gutes Kind. Ermuntert ſie ihn aber dazu" . . . . —

„Das iſt unmöglich!" brach Euſebie aus.

„Ermuntert ſie ihn dazu, fuhr er fort, wie das aus dieſer Promenade hervorzugehen ſcheint, und wie ich es auch ſehr natürlich finde, ſo werd' ich mich wol hüten, Deiner Schweſter läſtig zu fallen, wie ein Spion, oder gar ſie in ihren kleinen unſchuldigen Freuden zu ſtören, wie ein grimmiger Haremswächter. Laß ihr doch den Spaß! Du haſt ein halbes Dutzend Patitos — weshalb ſoll ſie nicht einen haben?"

„Weil mit einem halben Dutzend nie — jedoch mit Einem ſehr leicht die Sache ernſthaft werden, und ſich mit einer Heirath endigen kann. Ich finde überhaupt eine Heirath für Renata ganz unpaſſend."

„Und warum das, mein Schätzchen?“

„Weil man ſie doch nur um des Geldes willen heirathen würde.“

„Da würde man ſehr Unrecht haben.“

„Nun ja! aber die Männer ſind ſo.“

„Vorurtheil der Frauen!“

„Und dann iſt Renata allerdings von ſtarrem und ungefügigem Charakter.“

„O mein Kind, den ſänftigt die Liebe. Iſt ſie nur erſt gründlich in ihren Mann, oder überhaupt in einen Mann verliebt, ſo kann er ſie um den Finger wickeln.“

„Da thuſt Du ihr himmelſchreiendes Unrecht!“

„Unrecht! tatatata! Das iſt die größte Liebenswürdigkeit der Frau. Ernſt, ſchroff, unnahbar, abweiſend, und dann plötzlich ſchmeichelnd und verliebt wie ein Kätzchen — das ſind unwiderſtehliche Frauen.“

Euſebie ſtampfte leiſe aber ſehr ungeduldig mit dem Fuße, und ſagte, die Achſeln zuckend: „Renata verliebt und ſchmeichelnd! Du haſt von den Frauen nur eine Geſamtvorſtellung“ . . . . —

„Die auf Alle paßt, mehr oder minder, mein Schatz! unterbrach ſie Sternfels. Glaube Du mir, ich bin ein alter Praktikus, der ſeit faſt fünfzig Jahren Dein Geſchlecht mit Eifer und Geduld ſtudirt. Einen weichen Augenblick hat Jede: da ſpricht ſie Ja! und es iſt ſehr glücklich für ſie, wenn ſie es nur vor dem Altar ſpricht. — — Ärgere Dich nicht! Renata wird es nur da ſprechen! die Überzeugung hab' ich.“

„Es bleibt eine Thorheit für ſie! rief Euſebie immer ungeduldiger. Sie iſt ganz verblüht! ſie iſt häßlich.“

„Die südliche Luft bekommt ihr. Sie hat etwas Embonpoint gewonnen, so daß ihre Büste noch einmal recht schön werden mag; ihr Nacken war es immer! Dann hat sie ein gutes und sehr lebhaftes Lächeln, das ihr lieblich über's ganze Gesicht blitzt, und hier bekommt sie gar etwas frische Farbe! Dazu ihre leichte vornehme Haltung! das ist genug, um große Passionen zu erregen. Diese unregelmäßigen Gesichter, welche nur der Neid häßlich nennt, haben, ich weiß nicht was für unsichtbare Häkchen, an denen das Herz unwiderstehlich hängen bleibt. Hat einmal eine sogenannte Häßliche eine Leidenschaft eingeflößt, so ist es auf Tod und Leben. Weshalb sollte es Deiner armen Schwester nicht gelingen, der ich aus voller Seele Ersatz für ihre verlorne Jugend wünsche."

„Nur nicht durch diesen Herrn Forster! Eine zweite Mesalliance in unsrer Familie wäre ein allzu arger Scandal."

„Es giebt freilich noch keinen Dienstadel in Deutschland, wie in Rußland, wo ein gewisser Grad im Militär- und Civildienst den Adel verleiht; dennoch finde ich, daß die diplomatische Carriere überall etwas Ähnliches bewirkt, sobald sie durch die Persönlichkeit so gewichtig unterstützt wird, wie bei Forster. Also tröste Dich! . . . und hüte Dich, Deine Schwester durch Widerspruch zu reizen. Ich bin kein Gelegenheitsmacher, allein ich will Renata doch lieber in freundlicher als in unfreundlicher Stimmung für uns sehen — wenigstens so lange diese Reise dauert, und bis wir in Deutschland uns definitiv wieder auf eigene Hand etablirt haben. Brouilliren dürfen wir uns ohnehin nie mit ihr! denn . . . . Schulden zu machen ist sehr leicht; sie zu zahlen — sehr schwer."

Trällernd verließ er Eusebie, die ihm verächtlich nachblickte, und: „Frivole, gemeine Gesinnung!“ vor sich hin murmelte, ganz vergessend, daß die ihre nicht edler war. Aber nebenbei war sie herrisch, und aus Selbstverblendung nannte sie das edel. Sie wähnte sich Renaten an Menschenkenntniß und Welterfahrung weit überlegen, und dadurch berechtigt, sie zu dominiren. Auch als Renata heimkehrte, gab es eine kleine Szene zwischen den Schwestern, denn Eusebie wollte ihr begreiflich machen, daß solche Promenaden unpassend wären, und Renata antwortete darauf nur starr und kalt:

„Für Euch vielleicht; nicht für mich.“

„Du lebst in der Welt, folglich mußt Du ihren Schicklichkeitsgesetzen gehorchen, so gut wie wir.“

„Schicklichkeitsgesetze? fragte Renata spöttisch. Es ist sehr schicklich, in der Gesellschaft sich von Männern Dinge erzählen zu lassen, welche das natürliche Anstandsgefühl auf die impertinenteste Weise verletzen, und für welche Zweideutigkeit ein mildes Wort ist. Es ist sehr schicklich, sich in einer Art zu kleiden, die ich ebensowol als jene Conversation frech nennen würde, wenn sie nicht durch die Firma: Mode! geheiligt wäre. Es ist sehr schicklich, mit den albernsten und flachsten Gecken zu kokettiren, um in seiner Loge oder hinter seinem Stuhl zwei oder drei solcher Menschennullen *mehr* als die intime Freundin zu haben. Nein, liebe Eusebie! die Schicklichkeitsgesetze der Gesellschaft sind nicht die meinen! Ich gehorche ihnen nicht, ich vortheile nicht von ihnen; aber ich bin auch nicht gesonnen, mich durch sie beeinträchtigen zu lassen, und was Du mir in dieser Hinsicht sagen mögest, wird nie überzeugend genug

ſein, um mich wanken zu machen. Daher dächte ich, Du ſparteſt Dir die Mühe.“

Euſebie ſchwieg für den Augenblick; doch wo ſie nur irgend konnte, ließ ſie es nicht an Zurechtweiſungen und Stichelreden fehlen, die Renata mit kühler Schweigſamkeit an ſich vorbeigleiten ließ.

Cecil war glücklich. Bisher hatte er immer nur ein Ziel vor Augen gehabt, wohin — jezt hatte er eins, für welches er ſtreben wollte, für Renata's Beſitz! Da waren die Mittel nicht mehr gleichgültig: da galt es nicht mehr, nur zu blenden, nur feſten Fuß zu faſſen, nur irgend eine Schwierigkeit zu beſiegen. Nein, er wollte ſie lieben, weil ſchon die Zuverſicht der Liebe ihn überkam, daß die Erwiderung ihm dann nicht fehlen würde. Sonſt hatte er immer gewartet, bis er geliebt wurde, um dann der Neigung zu begegnen; doch jezt durfte er ſich ſagen, daß die Liebe zu Renata ihm ohne Berechnung und ohne Hofnung, überraſchend wie ein neues Sternbild, belebend wie ein friſcher Quell in der Seele aufgegangen ſei — ohne ſein Zuthun, ja ohne ſeinen Wunſch; nur durch himmliſche Fügung. In dieſer Liebe fühlte er ſeines Daſeins Kulminationspunkt und Grenze. Sie umſchloß und gewährte Alles; über ſie hinaus lag nichts. Mit dieſer Liebe wehte die Siegesfahne über dem gewonnenen Schlachtfeld des Lebens; ohne ſie — mogte die Schlacht zwar gewonnen, aber der jubelnde Triumph des Sieges in Blut und Wunden erſtorben ſein. Die erſte, allgewaltige, den ganzen Menſchen erfaſſende und beherrſchende Leidenſchaft empfand er für eine Frau, die nichts von dem Allen war, was er ſich ſonſt als unerläßliche Bedingung geträumt: nicht ſchön, nicht gefeiert, nicht domini-

rend, nicht glänzend, nichts, was der Eitelkeit eines Mannes ſchmeicheln konnte, nichts, was die Geſellſchaft in eclatantes Erſtaunen über ſein Glück verſetzt hätte — wenn er glücklich wurde. — Er ließ jezt in ſeinen einſamen Stunden die Momente an ſich vorübergleiten, wo Renata ihm erſchienen war, und immer, immer hatte ſie ihm den gleichen, den unräſonirten Eindruck gemacht, als tauche ein Meerwunder, eine Seejungfrau aus dem Ozean des Lebens zwiſchen all' den kleinen buntbewimpelten Nachen befremdlich empor. Es wäre kindiſch, zu behaupten — ſo ſchloß er eins ſeiner Selbſtgeſpräche — daß ich Renata geliebt hätte, ſobald ich ſie geſehen; aber es iſt ganz gewiß, daß ſie ſich mit dem erſten Blick einer Region meiner Seele bemächtigt hat, die jedem andern Weibe unzugänglich geblieben iſt, und in der ſie gewohnt hat wie ein Heiligenbild im Tabernakel. Es gehört viel dazu an Schmerz, Überdruß, Entmuthigung und Enttäuſchung, bis der Menſch von ſeinen falſchen Götzen zu ſeiner Gottheit ſich hinwendet; aber der Himmel weiß, daß mir die falſchen Götzen, denen ich gehuldigt, wenig Segen und gar keine Befriedigung gebracht haben. Ich bin nicht verweichlicht noch ermattet in ihrem Dienſt, und meine beſten Kräfte gehören dem geliebten Heiligenbild.

Renata war mit nichten ſo glücklich, ſondern wirklich elend — wie ſie es ihm geſagt hatte. „Ich bin wie ein einſamer Vogel auf dem Dach." Dieſes traurige Bild, welches der Sänger der Pſalmen in einer ſeiner tiefen Melancholieen auf ſich anwendet, wich ihr nicht aus der Seele; und dazwiſchen fragte ſie ſich zuweilen mit einer Aufwallung von ſtolzem Selbſtgefühl und von zerſchmetternder Troſtloſigkeit: Ich habe mein Leben lang nur das gethan, was

gut oder recht war; weshalb bin ich denn so wenig glücklich? — Und Bilder dämmerten in ihr auf, um ihr zu zeigen, daß sie jezt glücklich an Emmerichs Seite sein würde, wenn sie ihn damals nicht zurückgewiesen, sondern gefesselt hätte, als er frei, und sie nur scheinbar gebunden war. Dann, wenn ihre Seele stark war, verhüllte sie den innern Blick vor diesen verführerischen Bildern, und wendete ihn zu Emmerich wie er jezt war, dem Gemal einer Andern, dem Vater; und das machte sie still. Mit dem Emmerich, das empfand sie deutlich, hatte sie auf Erden nichts mehr zu theilen. Aber nicht immer war die arme Seele stark genug zu dieser Erhebung über Wunsch und Sehnsucht. Die Sehnsucht, diese fürchterliche Fee, die mit ihrem Zauberstab alle Kräfte zur Unthätigkeit paralysirt, die Gedanken in ein stumpfes und dennoch grausam intenses Wollen verwandelt, und durch das ganze Sein die langsam zerbrechenden, jeden Widerstand ermattenden Wogen eines Meeres ohne Ufer rollen läßt; — diese Sehnsucht, die sich zu Zeiten der stärksten Naturen bemeistert, ja vielleicht untrennbar von ihnen ist, zerknickte Renata. Sie hatte sie auch früher gekannt, o längst! aber damals gemildert durch die Verhältniſſe, die ihr die Nothwendigkeit aufdrängten, sich zu ermannen, zu besinnen, Egon zu vertreten. Sie durfte sich damals doch sagen: Ich nütze ihm, ich diene ihm; bei ihm ist mein Platz, denn seine Existenz hängt an mir. Aber jezt? wem nützte und diente sie? für wen lebte sie? wer hatte Freude an ihrer kläglichen Existenz ohne Nerv zum Guten? — Ja, auch früher war es schwer, auszuharren in Geduld und Kraft; aber es gab ein Wort, das leuchtete wie ein Sonnenstral in die dunkle Wildniß hinein: Gott hat es gewollt, hat

mich gerade auf dieſen und keinen andern Platz, für dieſe und keine andre Pflicht beſtimmt; und dadurch fühlte ſie ſich in einer gewiſſen Unmittelbarkeit zu ſeinem Willen, die ihr ein ſtärkendes Bewußtſein gab. Auch jezt allerdings hielt nichts ſie ab, dieſe Überzeugung feſt zu halten; nur war es unendlich viel ſchwerer. Der Menſch hat ein unerſchöpfliches Bedürfniß, aus fremder Exiſtenz die Zufriedenheit der eigenen zu ſchöpfen; das iſt zugleich ſeine Stralen- und ſeine Dornenkrone. Er hat eine ſo glorwürdige Meinung vom Menſchen, daß er nur das leben nennt, inwiefern er für Andere und in Anderen lebt. Wer inmitten eines Kreiſes von Pflichten ſteht, mag dieſe zu Zeiten drückend, läſtig, ja faſt unaushaltbar finden; dennoch wird es ihm leichter ſein, ſie zu erfüllen, als wenn er ſich einen ſolchen Kreis erfinden und ſich Pflichten machen, Aufgaben wählen ſoll, nur um einen Lebenszweck zu haben, nur um dem Drange nach verbrauchender Beſchäftigung Folge zu leiſten. Denn das iſt bitter: die Kräfte von nichts verbraucht zu fühlen, als von der Zeit! Dagegen ſind Schmerzen, Sorgen, Überanſtrengungen willkommen. Um dem zu entgehen, werfen ſich ſo Manche in's Meer der Thorheiten und Leidenſchaften hinein. Nichts vergißt der Menſch ſo leicht als das Eine, daß Gott ihn nach ſeinem Bilde ſchuf, damit er gottähnlich werde; und es iſt ſehr gottähnlich, aus dem Nichts, aus den äußern indifferenten Elementen durch Erkenntniß und Willen eine Welt zu ſchaffen, in die man die Reſultate ſeines innern Lebens niederlegt, und Äußeres fortbildend, innerlich ſich entwickelt. Und weil es ſehr gottähnlich iſt, darum wird es dem Menſchen ſehr ſchwer. Er tappt umher, verirrt ſich, greift und ſchreitet fehl; und aus der

Wüſtenfreiheit ſeiner ungebundenen Exiſtenz ſehnt er ſich zu der eng begrenzten Stelle zurück, die er früher Kerker genannt hat.

So ging es Renaten. Sie wußte nicht wohin mit ihrer Zeit, ihren Gedanken, ihrem Intereſſe. Um das Leben mit einer Wiſſenſchaft oder einer Kunſt auszufüllen, dazu gehört Vocation, dazu muß der Genius befähigen, nicht die Langeweile. Sie hatte ihr wunderſchönes Talent für Muſik; das war allerdings als Schmuck und Erholung ihrer Tage unendlich viel, aber ſehr ungenügend als Fundament eines Lebensberufs; herrlich in Ebernbach nach vollbrachten Geſchäften, gleichgültig in Nizza, wo ſie, wenn ſie ſonſt Luſt gehabt hätte, vom Morgen bis zum Abend ſpielen durfte. Sie ſagte einmal zu Cecil:

„Gott, wenn ich bedenke, was es für verſchiedene Sorten von glücklichen Menſchen auf der Welt giebt, ſo bin ich immer geneigt, mein Schickſal anzuklagen, das mich zu keiner geſellt hat.“

„Verſuchen Sie es, dem Schickſal zum Trotz, auf Ihre eigene Hand! ſagte er halb ſcherzhaft, halb ermuthigend; es iſt nur die Frage, zu welcher Sorte Sie paſſen.“

„Ach leider nein! das iſt gar nicht mehr die Frage, denn ich paſſe zu keiner. Die glücklichen Menſchen, von denen ich rede, ſind nicht ſowol glücklich durch die Verhältniſſe — was immer ein ſchwankendes und unſichres Glück iſt — ſondern unabhängig von denſelben durch ihre ſeltſamen Fähigkeiten. Da giebt es Einige, die ſetzen ſich hin in ihrem Zimmer, greifen aus dem Chaos von Gedanken, das ſich ihnen im Kopfe bewegt, einen heraus, ſteigen zu ſeinem Urſprung hinab, zu ſeinem Ende hinauf, verknüpfen ihn

rechts und links mit allen Consequenzen, welche er nach sich zieht, scheiden ihn links und rechts von den Widersprüchen, auf die er stößt, und siehe da! nach einiger Zeit offenbaren sich wundervolle Ergebnisse, wirksam, folgenschwer für die ganze Welt! Dieser hat ein philosophisches System begründet; der — eine neue Konstruktion eines Dampfkessels oder eines Webstuhls erfunden; jener — ein wichtiges Problem in der Wissenschaft gelöst. Und das hat sich so gemacht, während sie friedlich mit ihren höchst unterhaltenden Grübeleien in irgend einem stillen Winkelchen saßen, und von der Welt nichts nöthig hatten, als das Material zu ihren Experimenten. Sind das nicht beneidenswerthe Menschen?"

„Um das zu würdigen, muß man eben vom Fach sein — dächte ich, entgegnete Cecil. Mein ganzes Leben der Beobachtung des Lebens der Infusionsthiere gewidmet, würde mir höchst unerquicklich erscheinen, sogar wenn die Wissenschaftsmänner über meine Resultate staunten."

„Dann giebt es noch Andere, fuhr Renata fort; Kunstmenschen, oder wie soll ich sie nennen, die bemächtigen sich nicht des brütenden und grübelnden, sondern des bildenden und schaffenden Gedankens: der Ideen! und ihre Werke setzen der Welt zwar keine neuen Räder an, aber sie werfen kleine Sonnen in sie hinein, Sonnen der Schönheit im Rahmen der Kunst, als Buch, als Bild, als Composition die Poesie ausathmend, welche ihr Schöpfer eingeathmet hat. Nun, wollen Sie selbstzufrieden auch diese bevorzugten Kreaturen nicht beneidenswerth nennen?" fragte sie lächelnd, als Cecil schwieg.

„Die nun gar nicht, rief er. Sie kommen mir vor wie die Matrosen im Mastkorb, die früher Land sehen und ru-

ſen, als die übrige Schiffsmannſchaft, und die der Sturm auch leichter in's Meer ſchleudert; — oder wie die Schieferdecker, die das Kreuz auf die Spitze des Kirchthurms pflanzen, während ſie ſich mühſam gegen den Schwindel vertheidigen, der in ihnen aufdämmert und ſie herabzureißen droht. Nein, Gräfin! alle dieſe Exiſtenzen leben im Thun, und das hat zwei Seiten, eine lichte, durch Gebrauch und Anwendung der Fähigkeiten, und eine ſehr, ſehr trübe, durch den zweifelhaften, oft verkehrten und ſchädlichen, oft beneideten Erfolg. Die Exiſtenz ſcheint mir am vollkommenſten, wo das ruhige Sein waltet, ohne vorherrſchende einſeitige Richtung der Gedanken oder Ideen. Sein, ohne viel durch Denken, Thun, Bilden, Schaffen, Arbeiten ſich zu manifeſtiren, iſt die ſchönſte Beſtimmung des Weibes, und ich begreife nicht, wie Sie, Gräfin, auf die Verblendung kommen können, eine andere der Ihren vorzuziehen."

„Wir haben nicht denſelben Standpunkt, um mich zu betrachten, antwortete Renata, folglich können wir nicht zu demſelben Urtheil gelangen. Sie ſehen in mich hinein — etwa wie in einen Palaſt. Ach, was für Köſtlichkeiten pflegt der zu enthalten! Schätze, Kunſtwerke, herrliche, freie, große Säle, voll Licht, voll Glanz! ſo geſchmackvoll, prächtig und großartig Alles! — Ich aber, ich bin im Palaſt drinnen, und kenne deſſen Leere und deſſen Wuſt! . . . . und weder wolmeinende Freundſchaft, noch flache Schmeichelei können mich zu anderer Anſicht bringen."

„Da haben Sie vollkommen Recht! entgegnete Cecil, und ich bewundere Sie, weil Sie ſo unbeſtechlich den Dingen ihren Platz anweiſen. Eine ſolche Umwälzung der Anſicht zu fremder Überzeugung kann nur die Liebe geben, denn ſie

lehrt nicht fragen: Was halte ich von mir? sondern: Was hältst Du von mir? — und das ist entscheidend, das macht zufrieden, weil man immer im Geliebten das Organ einer höheren Offenbarung sieht."

Dies Gespräch fiel vor während sie langsam den Rücken des Berges hinaufritten, der den Golf von Nizza von dem von Villafranca scheidet. Oben übersieht man beide von einem gewissen Punkt aus, und Cecil nahm sein Skizzenbuch, wie er es häufig zu thun pflegte, und suchte einen Platz, der ein vortheilhaftes Bildchen für dasselbe liefern dürfte. Er überließ dann Renata sich selbst. Zuweilen ging sie umher und suchte ihrerseits ein Plätzchen, das ihrem Auge gefiel; zuweilen setzte sie sich zu Cecil und sah seiner Arbeit zu; und zuweilen plauderte sie mit Mimi, die immer noch ganz extraordinäre Streifzüge mit der kleinen Miß anstellte. Heute setzte Renate sich unter einen mächtigen uralten Oelbaum in weiter Ferne von Cecil, und blickte nachdenklich in die große blaue Meeresebene hinaus. Sie dachte an Cecils Worte, oder vielmehr klangen sie ihr so lebhaft in der Seele, daß sie davon ganz nachdenklich wurde. Was hältst Du von mir? fragte sie vor sich hin, ohne sich an einen bestimmten Gegenstand zu wenden; — ja, das mag eine süße Frage sein! aber mir antwortet Niemand darauf!—— Sie verfiel in tiefe Melancholie. In einen Baum hätte sie sich verwandeln mögen, in eine Blume, in einen Fels gar, um die Last der Existenz von sich abzuschütteln und dennoch nicht aus der Schöpfung zu verschwinden. Dann empfand sie wieder bitter die Feigheit dieses Wunsches. Der Mensch gehört einer andern Ordnung in der Schöpfung an, als die Distel, sprach sie zu sich selbst; folglich entspricht es

seiner Bestimmung am meisten, wenn sein Leben sich in möglichster Unähnlichkeit von dem pflanzlichen hält, und die Verhältnisse müßten ihm willkommen sein, die ihn darin unterstützen, ja, die ihn hineinzwingen, wenn er zu matt ist, um es freiwillig zu thun.

Cecil hatte sich ihr genähert. „Ich fürchte, sagte er, daß Sie Sich zu sehr langweilen, wenn Sie durch mich veranlaßt werden, so ungebührlich lange hier zu verweilen."

„Gott behüte! rief Renata, von mehr oder minder Langerweile ist bei mir nie die Rede, denn seit zwei Jahren, seit ich durch Egons Tod meinen Lebenszweck verloren habe, ist sie meine treue Gefährtin! und wenn Sie mich veranlassen, hier grade auf diesem Fleck zu verweilen, so ist mir das warlich höchst angenehm, denn nun habe ich doch einen Grund meines Verweilens, während ich mich so eben noch fragte, weshalb ich nicht in Grönland sei, oder auf dem Pic von Teneriffa, oder — im Grabe."

„Sie sind finstrer Laune, theure Gräfin, wie ich Sie in Frankfurt vor zwei Jahren fast immer, doch hier selten gesehen habe. Lassen Sie den unheimlichen Gast nicht Wurzel fassen an ihrem Heerde. Was damals zu begreifen war — ist es jezt nicht mehr. Ein Abschnitt Ihres Lebens liegt hinter Ihnen; Sie haben darin Ihre Aufgabe nicht abgethan, sondern vollbracht; dies Bewußtsein genügt, um muthig in einen neuen zu treten."

„Sie sprechen wie ein Mann!" unterbrach ihn Renata.

„Und Sie sind eigensinnig wie eine Frau! entgegnete Cecil scherzend. Sie wollen Sich nicht zerstreuen noch zerstreuen lassen; Sie verschmähen kleine unterhaltende Beschäftigungen, womit man die Stunden ausfüllt; die Gesellschaft

ist Ihnen ein Greuel; Sie reisen durch die schönsten Länder von Europa, ohne dem wechselnden Reichthum der Eindrücke Ihre Seele zu öfnen; statt sich zu bereichern, verarmen Sie, denn Sie verlieren die Fähigkeit, angeregt zu werden, weil Sie Sich dagegen verhärten. Ist das recht? gut? vernünftig?"

„Nein! o nein! sagte Renata wehmüthig. Es ist nur unvermeidlich. Sie stellen sich nicht vor, wie mein ganzes Leben auf und für Egons Leben eingerichtet war. Er war der Schlußstein des Gebäudes, an dem ich zehn Jahre gearbeitet habe; Gott nimmt ihn heraus — und es zerfällt. Liebe war nicht dabei im Spiel; aber grade deshalb mußte mein Eifer um so größer sein, war es auch wirklich, befähigte mich zu Opfer, zu Entsagung, zu Überwindung, zu Allem was dem Herzen schwer fällt und wogegen es sich sträubt. Ja, ich vollendete es! Ja, ich betrachtete mich als das Werkzeug in einer höhern Hand! Aber nun ist mein Tagewerk vollbracht, und der unnütze Knecht darf seiner Wege gehen .... Niemand braucht mich mehr."

Sie ließ mit einer trostlosen Bewegung die Hand in den Schooß sinken. Cecil hätte sich gern zu ihr niedergekniet; aber er nahm sich zusammen, lehnte sich ihr gegenüber an einen Baum und sagte ernst:

„Niemand, Gräfin? besinnen Sie Sich doch ernstlich, ob wirklich Niemand Ihrer bedarf?"

„Sprechen Sie mir nur nicht von Armen, Hülfsbedürftigen u. s. w.! rief Renata ungeduldig, denn die bedürfen mehr meiner Hand als meines Herzens, oder — um Ihre Ausdrücke zu brauchen — mehr des Thuns als des Seins."

„So sehen Sie Sich im Kreise Ihrer Freunde um."

„Ich habe keine Freunde! ich habe immer isolirt und fern von der Welt oder, wenn auf einige Zeit in ihr, theils für einen gewissen Zweck und theils .... in einer Art von Träumerei des Herzens gelebt, die mich wiederum isolirte, so daß mir die zahlreichen freundschaftlichen Verbindungen fehlen, welche manches einsame Leben erheitern."

„Ihre Familie ist so groß" .... —

„Und eben durch ihre Größe in sich selbst zerfallend! Zwischen so vielen Menschen walten verschiedene Elemente, die leicht zersetzende werden können. Was die zahlreichen Glieder einer Familie zusammenhält, trotz der verschiedenartigsten Charaktere, Lebenswege, Ziele, trotz Entfernung und Trennung, ist: eine überwiegende Anhänglichkeit an das Elternhaus, und sie fehlt uns Allen. Wir Alle haben es so früh verlassen und sind, jung und unreif wie wir waren, in Lagen gekommen, die solche Selbständigkeit erheischten, daß das Elternhaus nicht mit der Glorie von Schutz, Zuflucht, Heimat umgeben ist, die es für andere Augen tragen mag. Den meisten von uns erscheint es wie eine Schulstube, an die man nicht mit besonders zärtlichen Gefühlen denkt. Durch die edle Gesinnung der Tosca Beiron hat meine Mutter die Hälfte vom Vermögen des verstorbenen Generals geerbt, ist dadurch wolhabend und in den Stand gesetzt worden, für die jüngeren Geschwister bequem zu sorgen. Ignaz hat in Rußland eine sehr reiche Heirath gemacht. Eusebie ist die Einzige, die vor der Hand auf mich sich stützt, und Sie kennen uns Beide gut genug, um zu wissen .... was ich nicht sagen mag. — Ah! rief Renata plötzlich sich selbst unterbrechend, was wissen Sie von Diane?"

„Nichts! aber gar nichts!" entgegnete Cecil fast erschreckt.

„Haben Sie nicht etwa meine Gedanken auf dieſen Weg geführt, um mir irgend eine Mittheilung über Diane zu machen?“ fragte ſie ängſtlich und lebhaft ſpähend.

„Was könnte der Fremde Wichtiges mittheilen, welches die Schweſter nicht längſt wüßte!“ entgegnete Cecil.

„Das Leben hat uns auseinander geriſſen, ſagte Renata, aber Euſebie verſichert mich, daß Diane glücklich ſei — und was braucht ſie mehr?“

„Sie vertrauen blindlings der Gräfin Sternfels?“ fragte Cecil nachdrücklich.

Renata ſprang blitzſchnell auf und rief: „Nein! nein! ich vertraue ihr gar nicht! und daß ich es in dieſem Punkte thun konnte, iſt nicht zu entſchuldigen, iſt frevelhaft! wer weiß ob die arme Diane glücklich iſt? ob ſie nicht eines Liebeszeichens, einer Ermunterung bedarf, ſich danach ſehnt, aber nicht darum bitten mag! O der Schmerz! ich haſſe ihn, weil er egoiſtiſch bis zur Grauſamkeit macht! man leidet; — und ob nun die ganze Welt leidet, das iſt uns gleichgültig, wir ſehen nicht hin, wir denken nicht daran, wir werden geradezu ſtupid und ſchlecht. Heute Abend ſchreibe ich an Dianen. Ich danke Ihnen tauſendmal für Ihren Rath.“

„Ich habe Ihnen nichts gerathen, gnädige Gräfin.“

„Nun, wenn es kein Rath war, der mir von Ihnen kam, ſo war es eine gute Anregung; und die iſt mir noch lieber,“ antwortete Renata, und ihr Blick legte ſich wieder mit einem unwiderſtehlichen Ausdruck von Güte, wie ein grüner friedlicher Schatten über ſein Auge.

„O! rief Cecil, es iſt Seligkeit mit Ihnen zu leben! Sie ſind ſo gut, daß Sie uns glauben machen, wir wären

es auch, und dadurch wecken Sie uns zum edelsten Selbstbewußtsein auf und machen uns wahrhaft glücklich! denn nur der niedrige Egoist will für sich glücklich sein, der bessere Mensch in sich, — und so fühle ich mich immer neben Ihnen."

„Dafür verstehe ich nicht mehr zu danken," sagte Renata mit einem Anfluge von Verlegenheit.

„Dankten die Götter für die Opfer, die man auf ihren Altären niederlegte?" entgegnete er.

Renata schüttelte lebhaft den Kopf.

„Das müssen Sie mir zu gut halten! rief er sehr heiter. Der südliche Himmel über dem blauen Meer, den heißen phantastischen Felsenküsten und dem Ölbaum ausgespannt — stimmt mich heidnisch oder — wie ich's lieber nenne — mythologisch-poetisch. Das hab' ich mir in Griechenland, oder vielleicht noch früher beim Studium der alten Classiker so angewöhnt. Der Ölbaum ist der Hain der Götter, der ihre Tempel, Altäre und Orakel überwacht, und ihre Weisheit, ihren Frieden, ihre Ruhe mild beschattet. Warum wandeln Sie wie eine Priesterin in diesem heiligen Hain? das ist nicht meine Schuld!"

„Doch, doch! rief sie, in seinen Ton eingehend, ganz und gar Ihre Schuld! Ihrer Aufforderung folgte ich hieher, sonst wäre ich im Château de St. André, wo die Mühle sehr unmythologisch klappert und rauscht. Aber Sie wollten ja etwas ganz Extraordinäres zeichnen! nun, was ist es denn geworden?"

Sie nahm sein Zeichenbuch und rief überrascht: „O Himmel! wie kommt das hierher?"

Sie hatte zufällig das Blatt mit dem Intérieur ihres Salons aufgeſchlagen.

„Wie alles Andere hineinkommt, entgegnete Cecil; ich hab' es gezeichnet und, wie Sie hoffentlich bemerken, ſehr ſauber ausgeführt."

„Und mein Kabinet! und mein Schlafzimmer! o du liebes ſtilles Ebernbach, wie traulich iſt es bei dir!" rief Renata ganz freudig und beglückt. „Waren Sie vielleicht mit meiner Schwägerin in meiner Abweſenheit dort?" ſetzte ſie hinzu.

Cecil wies ſtumm auf Tag und Jahreszahl.

„Wie? rief ſie, ich war in Ebernbach, Sie waren da — und Sie kamen nicht zu mir? Da iſt meiner Gaſtfreiheit eine bittere Kränkung geſchehen."

„Ich glaube nicht, daß Sie damals in der Stimmung waren, um ſie gern zu üben," entgegnete Cecil.

„Das iſt wahr, ſagte ſie mild, aber ich verſpreche Ihnen, daß Sie mir künftig nicht mehr dieſen Vorwurf machen ſollen, ſobald Sie mir jezt ebenfalls aufrichtig ſagen, wodurch meine Zimmer Sie genug frappirt haben, um ſich dieſen Platz zu erobern."

„Weil ſie die einzigen ſo zu ſagen lebendigen im ganzen Schloß, und hauptſächlich — weil es die Ihrigen ſind."

Renata betrachtete noch lange die drei Blätter, und erzählte dabei Manches von Ebernbach und ihrem dortigen Leben.

„Ich wundre mich, daß Sie nicht längſt dahin zurückgekehrt ſind," antwortete Cecil.

„Ich dachte immer, daß mir die Reiſeluſt, dieſe Wonne unſerer Zeit, plötzlich irgendwo aufgehen würde, ſagte Re-

nata; und weil das gar nicht geſchah, ſo beſchloß ich ein für alle Mal die Reiſen in einer großen Tour durch die ſchönſten Länder Europa's abzumachen. Ich wollte mir auch dieſen Anflug von oberflächlicher moderner Bildung aneignen, um mit gehöriger Wichtigthuerei Liſſabon! Sevilla! Interlachen! Brighton! Brügge! kreuz und quer durch einander nennen zu dürfen. Das kann ich jezt. Den negativen Nutzen, zu wiſſen, daß Reiſen mir kein inneres wirkliches Bedürfniß wie für ſo manche fein und regſam organiſirte Leute ſind — hab' ich auch gewonnen. Ich bin ſchwerfällig, hänge an meinen Gewohnheiten, liebe meine täglich wiederkehrenden Beſchäftigungen, verſtehe nicht mich mit einem Blick in die Schönheit einer Naturſzene oder eines Kunſtwerks zu verſenken, und genug von den Umgebungen zu abſtrahiren, um mich im Gaſthofzimmer behaglich zu fühlen; — folglich habe ich auf Reiſen eine Maſſe von täglich ſich erneuernden Plagen und Unbequemlichkeiten, und ohne Erſatz! auszuſtehen. So bin ich hier mit wahrem Wolgefallen, auf dem grünen Zweig Nizza, wie ein müder Wandervogel zuſammengeſunken, und da ich jezt den kleinen Verdruß, Rom und Neapel nicht zu ſehen, überwunden habe, ſo bleib' ich gern den Winter hier, da Euſebie jezt doch nicht über die Gebirge kann."

So erzählte Renata ihm die gewöhnlichſten und einfachſten Dinge; aber ſie klangen ihm lieblich. Er lebte und dachte ſich ſo in ihre Eigenthümlichkeit hinein, daß ſie allmälig zu ihm wie zu ſich ſelbſt ſprach, nur mit dem ſüßen Gefühl, das untrennbar vom Vertrauen iſt. Als Renata an dieſem Abend heimkehrte, fühlte ſie ihr Herz wunderſam erleichtert und erheitert. Das verdanke ich Forſter! ſprach

ſie zu ſich ſelbſt mit ihrer gewohnten Aufrichtigkeit. Er macht mich reden von Innen heraus, weckt gute Gedanken in mir, regt mich zum Nachdenken an über das was ich ſoll, erinnert mich an meine arme Diane; — er hat ſich ſehr ausgebildet ſeit Frankfurt! oder vielleicht beachte ich ihn mehr. — — Dann ſetzte ſie ſich hin und ſchrieb an Diane, mit vollem Herzen, wie ſie es nur bei dieſer Schweſter gewohnt war. Sie ſtellte ſich deren enge Häuslichkeit recht idylliſch beglückend vor, wie das die Menſchen faſt immer thun, die nie im Kampf mit den Realitäten der Häuslichkeit geweſen ſind und ungefähr im Styl jener franzöſiſchen Königin ſagen: „Ach, die Armen haben kein Brot! da müſſen ſie Kuchen eſſen.“ Ihr ward ganz warm und ſehnſüchtig um's Herz bei den Bildern beſcheidenen, friedlichen Glücks, die ihre Phantaſie ihr vormalte, und ſie bat Diane dringend, ihr doch recht ausführlich ihre ganze häusliche, mütterliche, eheliche Seligkeit zu beſchreiben. — Euſebien ſagte ſie nichts darüber. Sie wußte, daß dieſer jede Erinnerung an Diane peinlich war.

Nach und nach machte es ſich ganz von ſelbſt, daß Cecil den Einfluß auf Renata bekam, den ſie längſt über ihn gehabt. Es waren ſcheinbar nur Kleinigkeiten, aber aus feinen kleinen Faſern ziehen die Blumen Leben ein. Er vermogte ſie, wieder regelmäßig Muſik zu treiben.

„Das iſt doch wenigſtens *eine* Beſchäftigung, ſagte er, und obenein eine ſolche, die Ihnen durch Überwindung von Schwierigkeiten Reiz bietet, und hernach in der Ausübung Andern unſäglichen Genuß bereitet.“

„Ich will es verſuchen!“ ſagte Renata. Aber es ward ihr unmäßig ſchwer. An die Muſik knüpften ſich ihre lieb-

ſten und traurigſten Erinnerungen. Aus den Tönen ſtieg Emmerich's Bild ſo unabweislich empor, wie in den Märchen durch gewiſſe Zauberſprüche hervorgerufen, aus magiſchen goldnen oder kryſtallenen Schaalen, geliebte Geſtalten herauf beſchworen werden. Was ſie zuſammen geſprochen, wie er ſie angeſehen, wo er geſtanden, jede ſeiner Mienen und Geberden, ach Alles! Alles was hinter dem langen Schleier der Jahre verborgen lag, tauchte auf, klopfte an ihr Herz, ſchmiegte ſich wie mit warmen weichen Flügeln um ihre Seele, und verſenkte ſie in jenen Zuſtand träumeriſcher Ekſtaſe, wo das ganze Empfindungsvermögen nach Innen gekehrt, ſich zu einem Sonnenpunkt konzentrirt, der das Weſen zugleich durchglüht und vernichtet. Dieſer Zuſtand hat ſeine unausſprechlichen und unbeſchreiblichen Süßigkeiten, verſchlingt die Zeit, hebt über den Raum hinweg, füllt die gähnenden Klüfte der Wirklichkeit ich weiß nicht mit welchen unirdiſchen Elementen, und iſt vielleicht Vorſchmack, Ahnung, von einer künftigen Welten angehörenden Seligkeit. Schon jezt wäre es Seligkeit, wenn kein Erwachen darauf folgte! aber jezt machen Ahnungen den armen, dumpfen, eingekerkerten Menſchengeiſt nicht klar, ſondern verwirrt, und die Hand, die ihm aus den Wolken herab ſeinen Weg zu weiſen ſchien, war eben auch nur eine im weiten Himmelblau verſchwimmende Wolke. Um dieſen Zuſtand zu kennen, muß man zugleich ſehr glücklich und ſehr elend geweſen ſein. Das Glück allein, der Schmerz allein genügen nicht. Er iſt die Grenze, wo jenes die Unerſättlichkeit, und dieſer den Stachel verliert, und wo Beide zu einem leuchtenden Sternbild verſchmelzen. Es iſt ſchwer, ſich aus dieſem Zuſtand aufzuraffen, wenn man, in die

Wirklichkeit zurücktretend, in der Nektar-Trunkenheit einen Nachgeſchmack des Wermuths zu erwarten hat. Es gehört dazu eine Willenskraft, die nur denen nicht außerordentlich erſcheinen wird, welche ſo glücklich waren, ſie für dieſen Fall nicht zu brauchen.

Renata hatte in den letzten Jahren wol die Muſik ſehr vernachläſſigt und ſie, wenn auch für Andre, doch für ſich ſelbſt nie mit rechter Freudigkeit betrieben. Die Abendſtunden, die ehedem durch die Muſik ſo lieblich ausgefüllt waren, die ihr durch den Umgang mit dem Genius der Tonkunſt Erſatz für ihre Abgeſchiedenheit von den Menſchen boten, waren jezt ſtumm und leer für ſie. Iſt es aber nicht feig, die Geiſter der Vergangenheit, die doch keine Eumeniden für mich ſind, dermaßen zu fürchten, daß ſie mir gewiſſe Stunden gleichſam in den Bann thun? fragte ſie ſich ſelbſt, als ſie Cecils Mahnung überdachte. Heute will ich doch verſuchen mit ihnen in die Schranken zu treten, um zu ſehen was ſtärker iſt: ihre Gewalt oder mein Wille.

Sie ſetzte ſich an den Flügel und, wie immer während der erſten Viertelſtunde war ihr zu Muth als ſteige ſie in ein laues erquickendes Bad, als thue ſie tiefe Athemzüge in einer friſchen Bergluft. Aber ſobald ſie auf dieſe Weiſe gekräftigt und beſchwingt war, ging der Geiſt ſeine eigenen Wege, verließ den Faden der vorliegenden Compoſition, erging ſich in freien Phantaſien, bis er, abermals nach einer Viertelſtunde etwa, den Dienſt der Hände nicht mehr brauchte. Dann verhallten allmälig die Töne, dann lehnte ſie ſich leiſe mit übereinander geſchlagenen Armen, mit geſenktem Haupt, mit ſinnendem lauſchenden Ausdruck zurück, und wenn ſie dann nach einer Zeit, von der ſie nicht wußte, ob ſie durch

Minuten oder Stunden gefüllt worden ſei, wieder zur Beſinnung kam und ihres Flügels gedachte, ſo war das nur — um ihn zu ſchließen mit dem halb wehmüthigen und halb bittern Gefühl, daß er ihr fortan ungenügend ſei.

Aber heute dämmerte es in ihren bewußtvollen Traumzuſtand wie ein Streiflicht des Tages hinein: Renata! beſinne dich! wach' auf, Renata! laß dich nicht in dieſe unſichtbaren Feſſeln ſchlagen! — Was thut es? entgegnete eine andere innerliche Stimme, was bringt es mir für Triumph, für Genuß, für Ehre, ob ich meine Finger im Geklimper übe, und was für Schmach, wenn ich es nicht thue? — Nicht die Finger übſt du, Renata! lautete die Antwort, ſondern den Willen, und den nicht zu beherrſchen iſt immer eine Schmach.

Renata fuhr auf vor dieſem innern Zwiegeſpräch ſtreitender Gewalten. Sie ſah nach der Uhr und ſagte ganz laut und nachdrücklich: Wenn dieſe Uhr eilf ſchlägt, ſo wirſt du dich ernſthaft und arbeitſam zur Muſik ſetzen, Renata! ſonſt biſt du warlich allzu erbärmlich. — Und ſie that es. Sie ſpielte anderthalb Stunden mit einer ſo unerhörten Anſtrengung, daß ihre Stirn brannte und ihre Nerven zuckten. Aber ſie ſpielte, und als ſie erſchöpft und athemlos aufſprang, ſagte ſie traurig: O Emmerich, ſiehſt Du wol wie ich gegen Dich kämpfen kann? Allein ſie fühlte doch, daß dieſer Kampf eine Erhebung über den Schmerz, kein ſtupides Aufgeben deſſelben ſei.

Als Cecil ihr am andern Morgen ſagte, er habe ſich recht gefreut, ſie bis nach Mitternacht ſpielen zu hören, lächelte ſie melancholiſch und antwortete nichts. Aber fortan blieb es dabei; in tiefer Nacht rauſchten ihre wunder-

Digitized by Google

vollen Töne wie fremde entfeſſelte Geiſter durch die Stille, und Cecil, der zu der Stunde abgemattet von aushölender Langerweile aus den Soiréen zu kommen pflegte, ging dann auf der Terraſſe auf und nieder, um Ohr und Seele wieder harmoniſch ſtimmen zu laſſen. Euſebie, die häufig noch ſpäter als er, mit ihrem Mann, jedoch ohne dies Gefühl von innerer Leere und nur ſchläfrig zurückkehrte, bemerkte einſt ſeine nächtliche Promenade und ſagte am andern Morgen zu Renata in einem Ton, der Verdruß ſchlecht hinter Scherz verbarg:

„Ich habe geſtern Deinen getreuen Knappen die Waffenwacht halten ſehn, alſo darf er wol bald des Ritterſchlages gewärtig ſein?“

Renata antwortete ſchnell gefaßt und gleichmüthig: „Wer den Damen huldigt, iſt von Hauſe aus Ritter.“

„Darin allein beſteht die Ritterlichkeit und die beſitzen wir von Gottes Gnaden“ bekräftigte Sternfels.

„Du benimmſt Dich gegen Renata mit einer beiſpielloſen Schwäche! warf Euſebie ſpäter ihrem Mann vor. Du ſollteſt doch die Welt genug kennen, um zu wiſſen, wie ſehr uns eine ſchlechte Heirath in ihren Augen herabſetzt, und daher Alles thun, um ſie vor einer ſo unſinnigen Handlung zu bewahren.“

„Lieber Schatz! entgegnete er mit ſeinem unveränderlichen jovialen Gleichmuth, eine Heirath, und ſei ſie auch noch ſo unſinnig, iſt eine Sache, von der ſich kein Menſch mit Sanftmuth und Überredung abbringen läßt; am wenigſten eine Frau. Die Damen haben in dieſem Punkt einen Willen von Erz, den der Widerſpruch erſt recht zum Widerſtand aufreizt. Giebt man ihnen aber nach, ſo laſſen

ſie häufig von ſelbſt die Sache fallen; — das iſt meine Taktik. Du nimmſt dieſe viel zu pathetiſch — meines Erachtens! Frauen wie Renata lieben auch ihre Freiheit, mögen gern nach ihrem eigenen Kopf handeln, das hält der Eheluſt einigermaßen die Wage, und ſo mag es denn wol einen kleinen Roman geben, aber ſchwerlich eine Heirath.“

„Deine Frivolität iſt wirklich empörend! rief Euſebie. Wie kann ein Mann, ein Greis! einem Verhältniß, das Du Roman zu nennen beliebſt, Vorſchub leiſten wollen!“

„Aus angebornem Intereſſe für alle Herzensangelegenheiten, mein Kind! entgegnete Sternfels gleichmüthig ſpottend. Sollte ich die Schwäche haben, darin zu weit zu gehen, ſo ſtehen mir Deine ſtrengen Prinzipien ſchützend zur Seite, denn ohne Erbarmen rotten ſie mit Stumpf und Stiel all' die zarten Liebesblüten aus, die ich, das geſteh' ich! mit großem Wolgefallen keimen ſehe.“

„Unbegreiflich! rief Euſebie; für dies Gemiſch von Sentimentalität und Sinnlichkeit, das die Leute Liebe nennen, hab' ich nicht die geringſte Sympathie. Es widert mich an. Man heirathe ſich — und damit Punktum! nur nicht viel von Liebe gefaſelt! Daß ich für die ernſte Renate nicht an ſolche Faſelei denken kann — verſteht ſich von ſelbſt, und ebenfalls, daß dieſe Heirath mir unerträglich ſein muß.“

„Da man aber zu heirathen pflegt — nicht um ſeine Schweſter, ſondern um ſich ſelbſt glücklich zu machen: ſo würd' ich Dir doch rathen, Dich auf dies Ereigniß vorzubereiten, mein Schätzchen, ſei es mit Forſter oder mit einem Andern, der Dir eben ſo ſehr mißfallen dürfte; — denn ich glaub', ich glaube, daß Dir erſt der Freier gefallen

wird, der ſich in zehn Jahren für die Mimi meldet, und daß Du Deiner Schweſter höchſtens einen Gemal geſtatteſt, der etwa ein Dutzend Jährchen mehr zählt als Dein unterthänigſter Knecht. Spräche ich nicht zu einem Muſter aller Tugend, ſo würd' ich fragen: Sollte Dich der Neid dazu veranlaſſen? — Jezt aber finde ich nur ein höchſt ſchmeichelhaftes Compliment für mich darin."

Euſebie erröthete vor Zorn und Ungeduld und ſagte mit Indignation: „Statt die guten Grundſätze Deiner Frau zu ſchätzen, verſpotteſt Du ſie. So ſeid Ihr Männer! Ach, Renata ſollte Gott inbrünſtig für ihren Wittwenſtand danken! ſie weiß nicht, welch' Heil ihr damit beſcheert iſt."

Wenn ſich Euſebie in die Sprache der Andacht verlief, ſo wußte Sternfels, daß es Zeit für ihn ſei, zu ſchweigen. Jeden Widerſpruch, den er ſich dann noch erlaubte, nannte ſie eine Beleidigung Gottes und eine Verſpottung der Religion, und die Szene wurde fulminant. Er ſchwieg gern ehe es dahin kam, natürlich — ohne ſeine Meinung aufzugeben.

Cecil mußte in der nächſten Woche auf vierzehn Tage nach Turin. Er fürchtete, Renata werde während ſeiner Abweſenheit wieder ganz in ihre einſamen und ſchwermüthigen Allüren verfallen, und obwol es ihm eine Befriedigung ſein mußte, daß ſie ſeiner bedurfte um ſich dieſer Stimmung zu entziehen, ſo that es ihm doch allzu leid, ſie mißbehaglich zu wiſſen, als daß er nicht einen Verſuch zu ihrer Zerſtreuung machen ſollte. Er malte ihr die Geſellſchaft mit äußerſt lebhaften und gewinnenden Farben aus, beſchrieb einige Perſonen als wahre Typen von Liebenswürdigkeit;

andere, als unvergleichlich ergötzliche Karikaturen, noch andere, höchſt unterhaltend durch ihre Originalität: ſo daß Renata den Entſchluß ausſprach, dieſe amüſanten Menſchen kennen zu lernen.

„Aber Sie müſſen ſie ſtudiren! ſagte Cecil. So beim erſten Blick offenbaren ſich ihre Eigenthümlichkeiten nicht.“

„Deſto beſſer! entgegnete ſie, dann habe ich in der Geſellſchaft eine wahre Unterhaltung, der ich nicht leicht überdrüſſig werde. Ich will verſuchen, den Carneval mitzumachen, und gleich heute auf dem Ball beim Gouverneur debütiren.

Euſebie war ſehr zufrieden mit Renata's Entſchluß. Sie glaubte darin eine Art von Bruch mit Cecil wahrzunehmen, denn er ging nächſtens nach Turin und Renata in die Geſellſchaft: aus dieſer Trennung ließ ſich Hofnung ſchöpfen. Überdas gefielen ihr einige junge Männer ſo gut, daß ſie nicht zweifelte, ſie würden auch Renaten genug gefallen, um gegen Cecil in die Schranken treten zu dürfen; — und iſt ihr Intereſſe nur erſt getheilt, folgerte Euſebie, ſo wird es auch bald ganz verſchwunden ſein, wohingegen die Theilnahme für einen einzigen Gegenſtand immer etwas gefährlich iſt, weil ſie zur ausſchließlichen Beſchäftigung mit ihm auffodert.

Renata erſchien auf dem Ball. Cecil war früher hingegangen um ſie eintreten zu ſehen, hatte auch ihre Ankunft verkündet, die, als eine neue Erſcheinung, denn auch ſogleich beſprochen wurde. Ob ſie krank geweſen und hergeſtellt iſt? ob ſie eine Erbſchaft gemacht hat? ob ſie ſehr voll Launen ſtecken mag? ob ſie ein Pariſer Kleid erhalten hat? ob dies? ob das? — ſo muthmaßte man nach Herzensluſt, und For-

ſter ſollte erklären, wie das plötzlich gekommen ſei. Er entſchied ſich, natürlich unter dem Siegel des Geheimniſſes, für eine ganz plötzliche, ſtupende Erbſchaft, und beluſtigte ſich außerordentlich über den Eindruck, den dieſe Nachricht auf die junge Männerwelt hervorbrachte. Sie war kaum eingetreten, als ſowol er als Sternfels genug zu thun hatten, um ihr alle Aſpiranten vorzuſtellen. Man fand ſie — nicht ſchön; für ihre Art von Schönheit konnten dieſe Leute kein Auge haben! aber ſüperb! aber von königlicher Haltung! aber von unbegreiflich graziöſer Leichtigkeit der Bewegungen! Sie war in weißen Atlas gekleidet, ohne Schmuck von Blumen oder Steinen, nur ihr Haar war mit Nadeln von Türkiſen aufgeſteckt. Ob im Carmeliterhabit, ob in der Atlasrobe — immer ſah ſie ſo wundervoll einfach aus, und immer ganz gleich, als Beweis, daß der Anzug durchaus nebenſächlich für ſie war. Natürlich konnte nur Cecil, wenigſtens nur er mit Freude, dies bemerken; die meiſten Männer lieben eine Frau um deſto mehr, je brillanter ſie iſt, und auch er hatte früher ſeine Huldigungen als ſchuldigen Tribut für die reichſten Diamanten und die eleganteſte Toilette dargebracht.

Als er Renata ſo ſehr umringt ſah, tanzend, ſprechend, ziemlich lebhaft und freundlich, und als ſie ſich gar nicht um ihn bekümmerte, überfiel ihn eine Art von Furcht vor ſeiner möglichen Inferiorität, und er verglich ſich mit den übrigen Männern nicht ohne Beſorgniß. Er war wol eitel — denn es giebt keinen Mann, der in dieſem Punkt nicht mit der eitelſten Frau, und oft ſiegreich rivaliſiren dürfte; — indeſſen, um ſeiner Schönheit wegen auf Liebe zu hoffen: dazu muß ein Mann nicht bloß eitel, ſondern von beträcht-

licher Erbärmlichkeit ſein; und dazu war Cecil auch viel zu ſtolz. Alſo blieben ihm nur gewiſſe äußere Vorzüge der Bildung oder Stellung, die er denn doch zwiſchen ſo manchen reichen und eleganten Männern aus großen Familien nicht allzu hoch in Anſchlag bringen durfte. Das iſt klar, ſagte er zu ſich ſelbſt, wenn ſie nicht verſtände in's Innerſte der Seelen zu ſchauen, und noch dazu mit einem ganz divinatoriſchen Blick: ſo würde ich in der Maſſe untergehen! — Er langweilte ſich ungewöhnlich, obgleich er wie gewöhnlich tanzte, und auch mit den nämlichen Frauen, den angenehmſten und reizendſten in der Geſellſchaft. Er war dermaßen zerſtreut, daß er gänzlich eine Fähigkeit verlor, welche alle Männer in einem ſtaunenswerthen Grade beſitzen, nämlich die: Möge ihr Herz noch ſo erfüllt von einer Neigung, Leidenſchaft oder Liebe ſein, ſo hindert ſie das nicht, ſobald ſie unter vier Augen mit einer hübſchen Frau ſind, ihr alle möglichen Schmeicheleien, Fadaiſen, Süßigkeiten und Complimente mit wunderbarer Freiheit der Haltung und des Ausdrucks vorzutragen. Und wo iſt man mehr unter vier Augen als beim Tanz? Bei Frauen findet man viel ſeltner dies Talent der — Abſtraction. Sie ſind immer voller des Gegenſtandes, beherrſchter durch ihn; daß ſie es ganz ſind, iſt auch ſelten genug. Aber der Mann iſt es nie! und wenn er es zu ſein ſcheint, ſo iſt das in Momenten intenſer Leidenſchaft, um das Geliebte in die eigene Sphäre hinein zu ziehen. Aus der ſeinen heraus tritt er nie. Er hat immer ein Ich. Die Frau nicht — wenn ſie liebt. Ich behaupte nicht, daß dies ein Vorzug für ſie ſei. Ach nein! es geht ihr oft ſo übel damit, daß es ausſieht wie ein Fehler. Es iſt die Beſchaffenheit ihrer Natur.

Cecil beſaß im höchſten Grade das Talent, in allen Stimmungen bei Frauen die größte Unbefangenheit an den Tag zu legen; doch am heutigen Abend gelang es ihm nicht, weil er beſtändig durch den Gedanken zerſtreut wurde, weshalb Renata kein Wort, keinen Blick für ihn habe. Dazu die ewigen Fragen der Damen: „Wie finden Sie die Gräfin Dobenegg? — Bewundern Sie denn auch die Gräfin Dobenegg ſo heftig wie Der und wie Jener? — Sie kennen ja wol längſt die Gräfin Dobenegg?“ — Dies inſipide Mühlradgeklapper um denſelben Gegenſtand in ſeiner äußerſten Oberflächlichkeit ſich drehend, ſchien ihm ſo abſurd und betäubte ihn dermaßen, daß er ſeine ganze Selbſtbeherrſchung zuſammen nehmen mußte, um keine verdrießlichen oder impertinenten Antworten zu geben. Endlich, um drei Uhr, als die Geſellſchaft ſich auflöſ'te, kam er wieder in Renatas Nähe, und ſie ſagte ſcherzend:

„Sie haben während des ganzen Abends ſo übernatürlich maussade ausgeſehen, daß ich die Damen recht bedauert habe, mit denen Sie tanzten.“

„Gott ſei Dank! rief Cecil höchſt erfreut; dies iſt das erſte vernünftige Wort, welches ich im Lauf des Abends höre, und Sie ſehen wie es mich auf der Stelle verklärt.“

„Sie machen geringere Anſprüche, als ich Ihnen zutraute!“ entgegnete ſie lächelnd.

„Gering? .... Und Sie haben mich beachtet? und Sie haben trotz meiner reſpectuöſen Entfernung meine Stimmung bemerkt? .... Und das ſoll mich nicht verklären?“

„Bah! unterbrach ihn Renata ungeduldig. Fangen Sie doch nicht an, wo die Übrigen aufgehört haben! Ich bin

ja ſchon halb ertränkt in dem Honig der Fadaiſen, die mir nun einmal ein Greuel ſind. Ich weiß wol, daß ſie halb und halb zur guten Erziehung gehören; aber ich bin in dieſem Punkt etwas bäuriſch. Macht man dem Bauern Complimente, die er nicht verſteht, ſo bildet er ſich ein, man mache ſich über ihn luſtig, und wird grob. Mir geſchah es ehedem wol auch, daß ich ein wenig impertinent wurde, und den Leuten ſehr trocken meine Meinung ſagte. Das habe ich mir abgewöhnt am Schleifſtein der Geſellſchaft; aber die Geſinnung iſt dieſelbe geblieben. Und zwiſchen uns muß es durchaus in meinem alten aufrichtigen Ton fortgehen."

Sie grüßte ihn freundlich, und Cecil verließ den Ball doch nicht ganz ſo gelangweilt, wie er bis dahin geweſen war. Am andern Morgen war Renatas erſtes Wort, als ſie kaum zu Pferde ſaß und mit ihm fortritt:

„Myſtifikationen ſind mir unangenehm! was beabſichtigten Sie denn eigentlich? Wollten Sie ſehen, wie ich mich auf einem Ball benehme und ausnehme? Wollten Sie meine Menſchenkenntniß prüfen? Wollten Sie mein Vertrauen auf Ihr Urtheil auf die Probe ſtellen?"

„Nichts von dem Allen! entgegnete Cecil trocken. Ich wünſchte, daß Sie nicht von Hauſe aus mit dem Vorurtheil, nur Langeweile zu finden — ſondern mit einer kleinen Spannung, mit dem Glauben an die Möglichkeit der Unterhaltung, in die Geſellſchaft treten mögten; denn was man mitbringt regt zuweilen zu einem glücklichen Fund an, iſt ein Magnet, woran das Eiſen hängen bleibt; iſt eine Wünſchelruthe, die verborgene Quellen hervorſprudeln läßt."

Digitized by Google

„Nun, dann hab' ich ganz umsonst Magnet und Wünschelruthe gehandhabt! erwiderte Renata lachend. All' Ihre gepriesenen Sommitäten sind mir, trotz vorgefaßter guter Meinung, so ziemlich wie Nullitäten vorgekommen; — meinetwegen liebe, charmante, glatte Leute; aber wenn Sie nur wüßten wie die charmanten Leute mich langweilen, weil ich, so wie sie nur den Mund öfnen, im Voraus weiß, was sie mir sagen werden: so würden Sie begreifen, daß ich keine Freude an ihnen haben kann."

„Aber Gräfin! welch' eine unerhörte Prätention, Freude an den Menschen haben zu wollen! der Umgang mit ihnen soll uns in allerlei Fertigkeiten üben, soll uns nachsichtig für Andre, aufmerksam auf uns selbst machen, soll uns hüten schroff absprechend, einseitig befangen, blind eingenommen für unsere Meinungen, Urtheile, Ansichten zu werden, soll uns innerlich klar und fest, äußerlich geschmeidig machen, soll unsre Schule sein, nicht unser Paradies! und in dieser Beziehung finde ich es nicht Recht, daß Sie Sich so sehr isoliren."

„Ich stehe unabhängig und allein in der Welt!" unterbrach ihn Renata.

„Eben darum! fuhr Cecil fort; Ihre Unabhängigkeit reißt ja ohnehin schon eine Kluft zwischen Ihnen und den Menschen. Machen Sie diese nicht absichtlich noch weiter! entfremden Sie Sich nicht ganz der meinethalben! kleinlichen und winzigen Interessen; nehmen Sie daran Theil wie Eltern an den Spielen der Kinder: um deren Charaktere kennen zu lernen. Wenn Sie das nicht thun, wenn Sie fortfahren Sich den Menschen gegenüber immer in einer abwehrenden Stellung zu halten, so wird Ihnen nach und

nach ein Unbehagen daraus erwachsen, das zuletzt in Menschenhaß, und sehr leicht in Menschenscheu ausarten kann."

„Ja ja! entgegnete Renata, so sprach Charlotte, so spricht Eusebie, so sprechen Sie! ich soll werden wie Alle-welt: dann bin ich Euch weniger unbequem."

Sie trieb ihr Pferd an, und ritt sehr rasch auf der Chaussee unterhalb St. Pons, dem stattlichen Benediktiner-kloster, nach dem Château de St. André fort.

„Da Mimi heute ihres kleinen Unwolseins wegen uns nicht begleitet, sagte Renata, so wollen wir doch endlich einmal die Grotte besuchen, die ich noch nicht gesehen habe, aus Furcht, das wilde Kind könne dabei in's Wasser fallen."

Cecil war sehr damit zufrieden, und so stiegen sie denn in die grottenhafte Felsenhöle hinab, über die der kleine wilde Gebirgsbach kaskadenartig fortstürzt, der weiter abwärts die Mühle des Schlosses treibt, und noch weiter abwärts, bei St. Pons, in den Paglione sich ergießt. Renata war nicht sehr von dieser Expedition befriedigt, wie das den meisten Fremden bei den Curiositäten von Nizza gehen mag. Sie sagte:

„Die Natur ist hier zu großartig, um durch ihre Spielereien Effekt zu machen."

Dann schlug sie Cecil vor, von der Cypressenallee aus, jenseits des kleinen Stromes, das Schloß zu zeichnen, das malerisch genug auf dem Felsen liegt. Sie setzte sich zu ihm und sagte, sie wolle ihm seine Kunst ablauschen. Cecil machte eine wunderhübsche Skizze. Sie sah ihm dabei auf die Hand und meinte, es müsse kinderleicht sein, weil es sich so leicht anschaue. Er bat sie, es zu versuchen; sie nahm

auch den Bleiſtift und das Buch, und zeichnete ein Paar Striche. Dann legte ſie es fort und rief:

„Dieſes Gekritzel iſt eine Schmach für Ihr ſchönes Album! .... Vergebung! — Aber morgen ſchaffe ich mir ein eigenes an, und lege darin meine Kunſtwerke nieder. Das muß wirklich eine amüſante Beſchäftigung ſein, die ſo leicht ausſieht, und doch ihre großen Schwierigkeiten hat.“

Als ſie nach mehren Stunden wieder zu Pferde ſtiegen ſagte Cecil:

„Darf ich eine Frage thun?“

Renata hielt vor Erſtaunen ihr Pferd an und ſagte mit großen Augen: „Aber freilich!“

„Glauben Sie — um Ihren Ausdruck zu gebrauchen, daß Sie mir während dieſes Morgens unbequem geweſen ſind?“

Renata zuckte die Achſeln als wollte ſie ſagen: alberne Frage! — und ſagte trocken: „Nein!“

„Glauben Sie, daß ich lieber wie geſtern mit Ihnen auf einem Ball — oder wie heute hier bin?“

„Natürlich wie heute!“ rief ſie ungeduldig.

„Dennoch, Gräfin, würde es mich faſt glücklich machen, wenn Sie Ihre einſiedleriſchen Gewohnheiten etwas begrenzen wollten.“

„Wahrſcheinlich damit ich während Ihrer Turiner Reiſe nicht etwa menſchenſcheu werde?“ fragte ſie ein wenig ſpöttiſch.

„Verdenken Sie es mir, daß ich Ja ſage?“

„Allerdings! denn Ihnen habe ich nie das allergeringſte Zeichen von miſanthropiſcher Geſinnung gegeben. Sie waren mir immer“ .... —

„Nun, Gräfin, ſein Sie einmal recht aufrichtig! was war ich Ihnen immer?“

„Angenehm, ſagte Renata ſanft und ritt weiter. Nach einer Pauſe hub ſie wieder an: Alles wol erwogen, werde ich mich nicht gegen die Menſchen abſperren! Sie haben ganz Recht: ein Extrem iſt ſo ſchädlich als das andre. Auf die Gefahr hin, enorm frivol zu werden, — denn man kann leichter aus ſich heraus und in die Welt, als wieder in ſich hinein — ſollen täglich ein Paar Abendſtunden der Geſellſchaft gehören; und ſo dürfen Sie, hoffe ich, ohne Furcht vor meiner etwaigen Verwilderung getroſt nach Turin gehen, und getroſt wiederkehren.“

Cecil verbeugte ſich dankbar. Ihm wurde ganz leicht und froh zu Muth; — ſo, als ſei etwas beſonders Liebliches hinter dieſer ſanften Verſicherung verborgen. Als er abgereiſ't war, als Euſebie Renata in ganz veränderter Stimmung fand, ſagte ſie zu ihrem Mann:

„Es iſt etwas zwiſchen den Beiden vorgefallen .... davon bin ich überzeugt! Forſter geht fort, und von dem Augenblick an nimmt Renata Theil an der Geſellſchaft und zeichnet den ganzen Morgen mit einem Lehrer, und ſo eifrig, als wolle ſie ſich recht abſichtlich zerſtreuen, und vielleicht auch .... ihre heimliche Verſtimmung verbergen. Gottlob, daß dieſe Gefahr vorüber iſt! Ich hoffe, ſie nimmt ſich künftig mehr in Acht.“

„Ah bah! rief Sternfels; was wird denn vorgefallen ſein? höchſtens eine kleine broullerie, wie das zuweilen kommt, ehe man ſich ganz verſtändigt hat. Das wird bei ſeiner Rückkehr in der Freude des Wiederſehens geſchehen.“

„Ach, Sternfels! wie biſt Du grauſam gegen meine

Wünſche und Hofnungen!“ — erwiderte Euſebie etwas zu tragiſch.

„Liebes Kind! rief er ungeduldig, Du weißt, daß ich ganz desperat werde, ſobald Du Dich in die Sentimentalität wirfſt. Katzen und Sentimentalität — das ſind die zwei Dinge, die mich in Gottes weiter Welt aus dem Häuſel bringen, — wie man bei Euch in Schwaben ſpricht; — alſo verſchone mich, und ſprich mir einfach von Deinen Wünſchen und Hofnungen.“

„Ich wünſche, ſagte Euſebie äußerſt trocken, daß Renata die Mimi an Kindesſtatt adoptire und ihr Vermögen, oder wenigſtens den größten Theil deſſelben, dem Kinde vermache. Deshalb bin ich gegen jede zweite Heirath; denn meine Tochter ſteht mir näher als meine Schweſter. Ich hoffe Du begreifſt das genug, um es nicht Sentimentalität zu nennen.“

„Allerdings! das iſt verzweifelt klar und unumwunden. Nur glaube ich, daß Renata ſich ſelbſt näher ſteht, als ihrer Nichte, und andere Plane hat.“

Euſebie zuckte ſchweigend die Achſeln.

6. An der Ostsee.

Während zwei Schwestern an den lauen Küsten des mittelländischen Meeres, in der lieblichsten und reichsten Natur und in der elegantesten Gesellschaft, von Allem umgeben was Luxus und Bequemlichkeit erheischen, den Winter verbrachten: lebte die dritte in durchaus verschiedenen Umgebungen und Verhältnissen in einem winzig kleinen, traurigen Städtchen in Pommern, nicht fern von der nebligen Küste der Ostsee. Dieser fürchterlich dicke übelriechende Nebel machte den trüben und kurzen Februartag noch trüber als er ohnehin schon war, denn es lag kein glänzender, frischer Schnee, sondern eine gewisse graue, tonlose Desolation über die Erde gebreitet. Grau und todtenstill waren die schmalen, schlecht gepflasterten Gassen; grau und todtenstill die kleinen aus Fachwerk schlecht gebauten und schlecht gehaltenen Häuser, die alle nur ein Stockwerk über dem Erdgeschoß und hohe steile Dächer hatten. Um den First dieser Dächer flogen Krähen — denn es war Abend-Dämmerung — und setzten sich zum Schlaf darauf zurecht. Die meisten flogen um den Kirchthurm, der sich formlos aus dem dicken Nebel erhob, und ihr monotones rauhes Gekrächz unterbrach kaum die drückende Stille. Zuweilen

erſcholl ein großer Lärm; das war, wenn eine Hausthür aufging und die ſchrillende widerliche Schelle in Bewegung ſetzte, die in den kleinen norddeutſchen Städten an ihr angebracht zu ſein pflegt — als Maßregel der Vorſicht oder der Neugier, allen Hausbewohnern anzeigend, daß Jemand ihre Schwelle beſucht oder verläßt. Dann erſchien eine Magd und ging träg und ſchwerfällig zum Brunnen an der Straßenecke um Waſſer zu holen und um den Gefährtinnen zu klagen, wie ſtreng die Frau ſei, und wie geizig der Herr, und wie ungezogen die Kinder. Oder eine andre ging etwas eilfertiger zum Bäcker um Zwieback zu holen, denn die Frau Burgemeiſterin wollte die Frau Doctorin zum Thee beſuchen, wie bei der Gelegenheit die dicke Bäckerin durch die Magd erfuhr — wenn ſie es nicht ohnehin ſchon wußte, was viel wahrſcheinlicher iſt. Aber ſie ließ es ſich dennoch mit großem Intereſſe zum zweiten Mal erzählen; denn dergleichen Leute beſprechen lieber hundert Mal die nämliche, die allergleichgültigſte Sache, als daß ſie ſchweigend ihr Geſchäft vollzögen. Oder ein ehrſamer Bürger ging mit ſeiner Pfeife, deren Spitze neugierig aus ſeiner Rocktaſche in die Welt hineinſchaute, zu ſeinem Gevatter; oder eine Gevatterin kehrte beſeligt von ihrem Klatſchkaffee heim, um den Kindern die Abendſuppe zu kochen, die ſie vielleicht verſalzte, weil ſie den Kopf überfüllt hatte mit den wichtigſten Notizen über Küchen-, Keller-, Geldbeutel-, eheliche und ſonſtige Verhältniſſe ſämtlicher Stadtbewohner. Was aber einen ganz unerhörten Lärm machte war, wenn einige Knaben, nachdem ſie die läſtigen Schularbeiten beſeitigt hatten, aus ihren Häuſern ſprangen, ſich in einen Trupp vereinigten und auf den Marktplatz liefen, um Murmel

zu ſpielen, oder auch zu Zweien vor ihren Thüren mit rothen Naſen und violetten Händen „Kopf oder Schrift" mit Pfennigen ſpielten.

Weder Krähen noch Mägde, weder Knaben noch Gevatterinnen zogen den Blick der Frau auf ſich, die im Fenſter eines Hauſes neben der Kirche ſaß, und ſtarr in den Nebel hinausſchaute. Dieſe Frau war Diane, die ſchöne, reizende, elegante, fröhliche Diane! Wer es nicht wußte, hätte ſie nie erkannt, denn nicht verändert war ſie in dieſen ſieben Jahren, ſondern ruinirt. Sie erwartete ihr ſiebentes Wochenbett, ſie hatte fünf Kinder, das ſechste war todt. Aber nicht die vorübergehende Mattigkeit und Abſpannung dieſes Zuſtandes bewirkten dies Ausſehen, machten ihre Bewegungen ſo ſchwer, ihre Züge ſo welk, ihr Auge ſo todt, ihr Antlitz ſo fürchterlich mager und verfallen; ſie ſah hauptſächlich abgehärmt, vergrämt, und ebenſo ſeelenmüde als körperkrank aus. Ihr Anzug, ihr Zimmer, ihre Kinder, ihr ganzes Haus trugen den Stempel einer an Verwahrloſung ſtreifenden Unordnung. Nichts lag und ſtand und ſaß und ging wie es ſollte! Sie trug ein Kleid von Mousseline de laine, maigrün mit bunten grellen Blumen überſäet, immer geſchmacklos, doch in ihrem gegenwärtigen Zuſtand, der ein ſchlichtes dunkles verhüllendes Kleid begehrte, höchſt widerlich auffallend. Ihr Mann, der die heitern Farben dermaßen liebte, daß er ſein Haus wenigſtens aprikoſenfarben anſtreichen ließ, da ſich ſämmtliche Nachbaren gegen die projectirte Roſenfarbe erklärten; — ihr Mann hatte ihr dies Kleid geſchenkt, das farbenreichſte, welches die Modewaarenhandlungen in Stralſund auftreiben konnten, und zwar mit der Bemerkung: es gefalle ihm ſo, weil es wie eine blumige

Wieſe ausſehe — was denn auch freilich ein ſehr paſſender Vergleich war, und nur leider nichts zur Schönheit des Kleides beitrug. Ihr kleiner welker Kopf, der faſt ganz ſeinen lieblichen Schmuck einer reichen blonden Lockenfülle verloren hatte, hob ſich recht kläglich aus dieſen ſchreienden Farben heraus. Ihr Zimmer offenbarte die Spuren früherer Elegance; ein ſchöner, aber ganz verbrauchter Teppich bedeckte den Fußboden. Die Kinder krochen darauf herum, Kegel ſpielend, Butterbrot eſſend, die Finger am Teppich, den Mund an den Vorhängen abwiſchend, fünf hübſche rothbackige Kinder, drei Knaben und zwei Mädchen, ſo ungezogen, wie verzogene Kinder zu ſein pflegen. Mit deren Spielwerk waren Tiſche und Stühle bedeckt, auch mit verſchiedenen Gegenſtänden, die ſie als Spielwerk brauchten, mit den Büchern des Vaters, mit den Schlüſſeln der Mutter, mit einer Menge von Kleinigkeiten, die man immer zu gebrauchen pflegt, und die man beſtändig ſuchen mußte, weil ſie beſtändig von ihnen verſchleppt wurden. In dieſem Gewühl, dieſer Confuſion, dieſem Geſchrei vegetirte die arme Diane, denn man kann nicht ſagen, daß ſie wirklich darin lebte. Die Zuſtände waren ihr dermaßen über den Kopf gewachſen, daß ſie gänzlich den Kopf verloren hatte und die Dinge gehen ließ, wie ſie wollten. Es entfärbt ſich wol das Leben für Manche, für die Meiſten! die Roſenlauben der Jugend verblühen ſchnell, und wer ſich nicht rings umher einen tüchtigen Kraut- und Gemüſegarten angelegt hat, iſt ſehr zu beklagen! aber ein ſolches Verblühen und Entfärben, wie in Dianens Exiſtenz, tritt zum Glück für Wenige ein. Dianens ſchwache, weibliche, unpraktiſche Natur ſträubte ſich nicht gegen die gebietende Nothwendigkeit; ach nein! ſie hatte

den beſten Willen, aber ihr fehlten Einſicht, Ausdauer, Überblick. Sie war nicht das, was jede Frau ſein ſollte, in den glänzendſten wie in den beſchränkteſten Verhältniſſen: ſie war keine gute Wirthin. Überdas hatte ſie einen dermaßen heftigen Sturz aus dem Himmel ihrer Hofnungen auf den rauhen Boden der Erfüllungen gethan, daß ſie ſich nie davon erholen konnte.

Nach ihrer Scheidung ging ſie nach Berlin, wo ſie ſich mit Hellmuth trauen ließ, und beſorgte dort ihre ganze Einrichtung, die ihr ein Muſter von Einfachheit ſchien. Sie hatte gar kein Vermögen, aber ſie bewerkſtelligte dies, indem ſie verſchiedene Toilettengegenſtände und den Theil ihrer Garderobe verkaufte, der ihr zu prächtig für ihre neue Lage vorkam: zwei türkiſche Shawls, einen Zobelpelz, Kleider und Mantillen von Sammet, Brüſſeler Spitzen. Sie bekam dafür 2000 Thaler. Es hatte mehr als das Doppelte gekoſtet, und wäre ſie nicht nothgedrungen ſo haſtig mit dem Verkauf geweſen, ſo mögte auch ſie mehr bekommen haben. Aber ſie war ſelig, wie im Beſitz der Schätze des Cröſus, über ihre 2000 Thaler. Sie kannte den Werth des Geldes nicht. Graf Regensberg machte ihr ſo reichliche Geſchenke mit Allem was die Toilette erheiſcht, und ihr Haus war zu Regensberg ſo lange auf einem gewiſſen feſtſtehenden Fuß eingerichtet, der aus der Hauptkaſſe beſtritten wurde, daß ſie ihr Nadelgeld nur zu Almoſen und zu Geſchenken für alle Welt verbrauchte. Nie hatte ſie eine ſolche Summe beiſammen gehabt! — Hellmuth, der ſchon in der Zwiſchenzeit in ſeinem neuen Wohnort geweſen war, brachte ihr den Plan des Hauſes mit, die Höhe und Breite der Zimmer, der Fenſter, die Länge der Wände nach Fuß und Zoll genau be-

rechnet; — und danach machte ſie ihre Einrichtung. Als das geſchehen, als Meubles, Tapeten, Hauswäſche, Porzellan und etwas Silbergeſchirr beſorgt war, hatte ſie vier Zimmer äußerſt nett und geſchmackvoll eingerichtet, und noch 240 Thaler in Kaſſe. Hellmuths Gehalt als Nachmittagsprediger waren runde 500 Thaler. Diane war in der Admiration über ſich ſelbſt, daß ſie ſo herrlich mit ihrem Gelde hausgehalten und alle Einkäufe ſo wundervoll billig gemacht habe, und Hellmuth, der ebenfalls nichts von dem Werth dieſer Dinge verſtand, beſtärkte ſie durch ſein Lob in ihrem Wahn.

„Nun muß ich auch für meine Beſchäftigung ſorgen, damit ich mich nicht langweile wenn Du arbeiteſt, lieber Philipp,“ ſagte Diane. Nichts war natürlicher! nur waren ihre Beſchäftigungen von der überflüſſigſten und koſtſpieligſten Art! ſie malte wunderhübſch auf Lindenholz, auf Perlenmutter, auf Sammet; Schachbrett-Tiſchchen, Arbeitskäſtchen, Sophapolſter; ſie ſtickte auf's Geſchmackvollſte in Seide und Chenille, ſie nähte Tapiſſerie, ſie ſtrickte in Perlen — lauter Beſchäftigungen, die ſich weit beſſer für die Gräfin Regensberg, als für die Paſtorin Hellmuth ſchickten.

„Jezt hab' ich Vorrath an Material für wenigſtens zwei Jahr! ſagte Diane ſeelenvergnügt, als ſie für 50 Thaler Nothwendigkeiten der Art gekauft. Jezt wüßte ich aber auch wirklich nicht, was in der Welt wir noch zum Gebrauch wünſchen könnten!“

„Ich eben ſo wenig!“ rief Hellmuth. Zum Glück hatte er keine Schulden; das iſt ſelten in dieſen Verhältniſſen! er hatte ſie allmälig von ſeinem ziemlich bedeutenden Gehalt als Hofmeiſter bei den Regensbergiſchen Kindern abgezahlt.

Von dieſer Seite wenigſtens ganz frei und mit einer hübſchen und bequemen Einrichtung verſehen, langten ſie in ihrem neuen Wohnort an. Ein Tapezier aus Stralſund hatte die Zimmer in Stand geſetzt, die Meubles geordnet, auf ſeine eigene Hand verſchiedene Dinge herſtellen laſſen, die ihm ganz nothwendig ſchienen, um Einklang zwiſchen den vier Zimmern und dem übrigen Hauſe hervorzubringen, und dazu Maler, Tiſchler, Schloſſer gebraucht. Diane billigte das vollkommen. Nur zuletzt erſchrak ſie über ſeine Rechnung. Indeſſen war ihr Haus jezt ſauber wie ein Puppenſchränkchen — wie man zu ſagen pflegt — und ſie tröſtete ſich damit, daß dies Einmal und nie wieder nöthig ſei. Mit unbeſchreiblicher Zufriedenheit nahm ſie Beſitz von ihrem Hauſe, beſuchte Küche und Keller, Bodenraum und Hühnerſtall, Hof und Garten, war nicht im Stande zu beurtheilen, ob denn das Alles auch zweckmäßig eingerichtet, bequem, brauchbar ſei, und ſagte, nachdem ſie dreiviertel Stunden mit Beſichtigung ihres kleinen Eigenthums verbracht, ſehr ermüdet und äußerſt befriedigt zu Hellmuth, indem ſie ſich auf eine Chaise longue warf:

„Das iſt Alles ſo wundervoll eingerichtet, ſo nah', ſo klein, ſo beiſammen, daß ich mich nicht von dieſem Platz zu bewegen brauche, und es mit meinem kleinen Finger dirigiren kann!“

„Herrlich, mein Engel! ſagte Hellmuth ebenſo erfreut. Aber wann eſſen wir denn?“

„Ich denke, erwiderte Diane, daß für dieſe kleine Stadt vier Uhr zu ſpät ſein würde .... doch drei grade Recht. Noch früher zu eſſen würde mir kaum möglich ſein.“

„Wozu auch? fragte Hellmuth. Jeder richtet ſich ein

wie es ihm bequem iſt! ich werde bis zum Mittagseſſen meine Bücher auspacken.“

„Und ich all' meine tauſend kleinen Sächelchen an ihren beſtimmten Platz bringen. Denn Ordnung muß ſein, beſonders wenn man nicht viel Dienſtboten hat — nicht wahr, lieber Philipp?“

„Allerdings! Unordnung iſt immer Verſchwendung — und wenn auch einzig nur Zeitverſchwendung, ſo iſt die warlich nicht die mindeſt koſtbare.“

„O Philipp! wie glücklich bin ich, daß ich endlich einmal meine Zeit nicht verſchwenden, ſondern wirklich nützlich verbrauchen, und in meinem Hauſe thätig ſein werde!“ rief Diane mit Thränen der Rührung im Auge, umarmte ihren Mann, und Jeder von ihnen ging an ſeine Geſchäfte.

Gegen zwei Uhr kam Diane auf den Einfall, ſich doch einmal in der Küche umzuſehen — im Grunde nur aus Neugier, wie ſich all' das hübſche blanke Geſchirr auf dem Heerd ausnehmen möge. Aber Keſſel und Pfannen ſtanden ſehr ruhig auf ihren Plätzen, der Heerd war kalt und leer, und die Köchin, ein derbes ſtämmiges Frauenzimmer mit einer gemeinen und ſtupiden Phyſiognomie, ſaß auf einem Schemel, ſtrickte phlegmatiſch einen blauwollenen enormen Strumpf, und ſtarrte gedankenlos durch das Küchenfenſter in den Hof.

„Was kochen Sie uns denn zum Mittagbrot, mein liebes Kind?“ fragte Diane arglos.

Die Köchin verſtand nicht Dianens ſüddeutſche Mundart, ſondern nur ihr eigenes pommerſches Plattdeutſch. Sie

glotzte ſie ganz verblüft mit weit aufgeriſſenen Augen an, und fragte endlich:

„Watting, Fru Paſtern?“ (was meinen Sie, Frau Paſtorin?)

Diane lachte hell auf. Sie fand eine frappante Ähnlichkeit zwiſchen dieſer Perſon und einem Meerungeheuer: ſtrohgelbes Haar, kugelrunde, grünliche Augen, kurze, aufgeſtülpte Naſe, unermeßlich breiter Mund.

„Wir wollen eſſen! Sie müſſen uns etwas kochen! rief ſie. Geſchwind! geſchwind! Suppe, Braten, etwas Gemüſe, Fiſch .... oder was es ſonſt giebt.“

„Jo!“ ſagte die Köchin mit unnachahmlicher phlegmatiſcher Breite die ſanguiniſche Haſt ihrer Gebieterin erwidernd.

„Aber geſchwind doch! ermahnte Diane; gehen Sie auf den Markt, kaufen Sie, was Sie nöthig haben; Sie werden ſonſt nicht bis drei Uhr fertig werden.“

„Watting?“ fragte das Meerungeheuer mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit.

Um ihr nicht wieder grade in's Geſicht zu lachen, ſprang Diane mit einer Pirouette aus der Küche und in das Zimmer ihres Mannes, das zu ebner Erde lag. Er hatte ſeine Bücher ausgepackt und in einen Schrank geſtellt, ſeine Papiere im Schreibtiſch geordnet, und erfreut rief er Dianen zu:

„Iſt es Eſſenszeit, lieber Engel? man wird recht hungrig vom Auspacken.“

Sie warf ſich lachend in einen Lehnſtuhl, und erzählte ihm ſo viel vom Kauderwelſch des Meerungeheuers, daß er, der eben mehr hungrig als lachluſtig war, endlich ſagte:

„Das iſt gewiß Alles höchſt poſſirlich! Aber haſt Du

Dich denn endlich mit ihr verständigt? und wann werden wir essen?"

„Dazu ist vor der Hand gar keine Aussicht!" rief Diane.

„Das ist aber sehr unangenehm, entgegnete Hellmuth verdrießlich. Hast Du Dich wenigstens mit ihr verständigt?"

„Nicht so recht," entgegnete Diane kleinlaut und folgte ihm, denn Hellmuth fuhr auf und in die Küche. Da war der Heerd nach wie vor leer und kalt, und die Köchin saß bei ihrem blauwollenen Strickstrumpf. Hellmuth war ein Sachse und auch nicht des plattdeutschen Dialekts mächtig; indessen verstand ihn die Köchin doch einigermaßen, und erwiderte auf seine Frage, weshalb sie nicht koche:

„Fru Pastern het mi nix segt."

„Dann kannst Du Dich freilich nicht verwundern, lieber Engel! sagte Hellmuth verdrießlich zu Diane. Wenn man essen will, muß man sich die Mühe nehmen, das Mittagbrod zu bestellen."

Unmuthig verließ er die öde Küche. Diane sagte bittend:

„Lieber, einziger Philipp, verzeih mir! es soll nicht wieder geschehen. Ich sehe wol ein, daß ich noch gar keine hausfrauliche Übung habe. Ich bin daran gewöhnt, am Morgen beim Frühstück den Küchenzettel zu bekommen und zu sagen: Gut! oder: Dies und das soll anders sein. Aber dies Meerungeheuer kommt mir zu stupid vor, um einen Küchenzettel zu machen, und ich werd' es künftig selbst thun müssen .... alle Morgen, während ich mich ankleide" .... —

„Und zwar mündlich, lieber Engel! unterbrach Hellmuth, denn Meerungeheuer verstehen auch nicht Geschriebenes zu lesen. — Doch was werden wir heute beginnen?"

„Wir wollen in den Gasthof schicken!“ rief Diane ganz verklärt von ihrem guten Einfall.

Die Köchin ward dahin entsendet, und kam mit der Nachricht zurück, daß sie in anderthalb Stunden wieder hingehen müsse, denn die Mittagszeit sei vorüber, man wolle aber so geschwind wie möglich etwas herrichten. Aus anderthalb Stunden wurden drittehalb, so daß Hellmuth und Diane sich erst gegen fünf Uhr zu einem elenden Mittagbrod von wäss'riger Suppe, dürrem Kälberbraten und halbverbranntem Pfannkuchen setzen konnten.

„Das ist ein schlechter Restaurant,“ sagte Diane mit einer kleinen verächtlichen Grimasse, und legte Gabel und Messer nieder.

„Ei was! rief Hellmuth; und ließ Gabel und Messer tüchtig arbeiten; Hunger ist der beste Koch.“

„Es freut mich, daß es Dir schmeckt, armer Philipp! morgen soll es besser sein,“ sagte Diane lieblich.

Aber morgen war es nicht besser. Die Küche rauchte; Diane wurde unwol, so wie sie dieselbe betrat. Die Köchin war langsam und schläfrig, wie der gemeine Mann im Norden ist; überdas an strenge Aufsicht und beständige Ermahnung der Hausfrau — auch daran gewöhnt, der allergenauesten Anordnung Schritt für Schritt zu folgen, also keine Köchin, sondern eine mit diesem Titel ausstaffirte Küchenmagd, wie man sie in solchen kleinen Orten sich gefallen lassen muß. Gott weiß, was für Speisen auf den Tisch kamen! Wenn Hellmuth sie auch mit einem freundlichen Gesicht empfing, so entließ er sie doch mit einem sehr unfreundlichen. Die arme Diane war trostlos. Sie erinnerte sich allzu wol an Regensbergs Zorn, wenn der Koch eine

Speiſe ſchlecht zubereitet hatte; und ach! welch ein Unterſchied zwiſchen jenem Koch und ihrem Meerungeheuer.

Sie bat ihren Mann, ihr vom Buchhändler irgend ein gutes Kochbuch kommen zu laſſen. Es gab aber keinen Buchhändler im Ort, und es dauerte einige Tage, bevor das aus Stralſund verſchriebene Kochbuch anlangte. Als es da war, war die Noth wo möglich noch größer, denn es iſt ſo ſchwer, aus Büchern etwas zu lernen, wofür man gar kein Talent hat. Diane verbrachte die Morgen in der Küche, verbrannte ſich die Hände, zerriß und beſchmutzte ihre Kleider, erhitzte und ermüdete ſich über alle Maßen, und hatte denn endlich die Satisfaktion, den Braten halb gedörrt und die Mehlſpeiſe ungar auf dem Tiſch erſcheinen zu ſehen. Nicht nur, daß dieſe Diners ganz außerordentlich ſchlecht — ſie waren auch außerordentlich koſtbar. Denn von drei Speiſen, die ſie begann, vollendete ſie höchſtens eine; die beiden andern wurden oder blieben ungenießbar. Dann hatte ſie keinen Überblick, keine Übung, verſtand nicht eine Speiſe für zwei Perſonen einzurichten, die im Kochbuch vielleicht für acht berechnet war. Genug, ſie verbrachte ihre Tage in Angſt und Sorge um ihr Mittagsbrot, und ſie ſchöpfte mit unbeſchreiblicher Erleichterung Athem, als ihr endlich! endlich! eine Speiſe genug geglückt war, um Hellmuth das Wort zu entlocken:

„Ei ſieh! die Macaroni ſind ja wirklich genießbar.“

Von nun an hatte Diane einen ſtereotypen Küchenzettel; es gab, wie für die neapolitaniſchen Lazzaroni, täglich Macaroni.

Das Küchendepartement iſt aber nur ein Zweig der Haushaltung, und ſo klein eine ſolche ſein möge, hat ſie deren

doch verſchiedene, von denen Diane nichts ahnte. Sie hatte keine Vorräthe im Hauſe. Zucker, Kaffee, Reis — Alles, was ſie brauchte, ließ ſie in dem Augenblick, wo ſie das Bedürfniß gewahr wurde, vom Krämer holen, um, wie ſie ſagte, nicht ſo viel Geld auf einmal auszugeben. Die Thaler imponirten ihr, die Groſchen nicht. Nun beſtand aber ihr ganzes Dienſtbotenperſonal aus dem Meerungeheuer, das nichts weniger als umſichtig und überlegend war, folglich ihrem Mangel an dieſen Fähigkeiten nicht zu Hülfe kommen konnte, im Gegentheil zu jedem Schritt angetrieben, zu jeder Verrichtung ermahnt ſein wollte. Wenn Diane nicht an jedem Morgen von Neuem ihr befahl, Brot zum Frühſtück zu holen, ſo erſchien der Kaffee ohne Brot; Hellmuth zankte, es mußte zum Bäcker geſchickt werden; bis das Brot kam, war der Kaffee kalt, denn die dicke Friederike beſorgte mit Muße ihre Aufträge, und der Tag hatte übel begonnen. Das hätte Diane natürlich vermeiden können, wenn ſie es verſtanden hätte, ſich mit ihren wirklichen Verhältniſſen vertraut zu machen. Allein ſie ſah noch immer darauf hin wie auf eine Idylle, und wunderte ſich nur, daß die Realität einen ſo dunkeln Vorhang vor das anmuthige Schäferſpiel ziehe. Es gehört nur ein höchſt alltäglicher Charakter dazu, der ſich entweder zum Eigenſinn oder zur romanesken Sucht nach etwas Ungewöhnlichem neigt, um aus einer Lage in eine andre, ſcharf damit kontraſtirende, hinüber zu ſpringen; aber ein ſehr energiſcher, um ſich in der neuen Lage würdig zu benehmen, um die Eigenſchaften, Gaben und Talente fallen zu laſſen, welche früher ein Schmuck waren, um ſich diejenigen anzueignen, die jezt nöthig geworden ſind, um ohne Unbehagen, Un-

ruh und Verlegenheit ſich in der Enge und Beſchränkung zurecht zu finden. Renata hätte es gekonnt; ſie beſaß den Blick, der die Verhältniſſe von oben herab überſchaut, der ſie folglich ſehr klar in ihrer relativen Verſchiedenheit, und zugleich eben ſo klar in ihrer innern Gleichheit erkennt; und weil ſie ihn beſaß, ſo brauchte das Schickſal ſie nicht in Verhältniſſe zu bringen, die dieſe Entwickelung beförderten. Aber Diane konnte es nicht; ſie hatte ſo zu ſagen gar keinen Blick, kein Urtheil, weder über Menſchen noch Zuſtände. Sie war immer nur einem inſtinktartigen Liebesbedürfniß gefolgt, hatte ſich angeſchloſſen, wo ſie deſſen Befriedigung wähnte, erſt an Regensberg, dann an Hellmuth. Wäre der Letztere in den Verhältniſſen des Erſteren geweſen, ſo wäre Diane eine höchſt glückliche Frau geworden: hätte ſich friedlich aus einem Wochenbett in's andre begeben, deſſen Beſchwerden mit großer Langmuth ertragen, ihren Mann angebetet, ihre Kinder verzogen, und wunderhübſche Lichtſchirme gemalt und Fußkiſſen genäht. Das konnte ſie, bequem und weichlich, träge und üppig wie ſie war. Aber thun, arbeiten, ſich einſchränken, berechnen, konnte ſie ganz und gar nicht. Es waren kaum drei Wochen vergangen, und ſie fühlte ſich ſchon ganz unſäglich abgemattet von dieſem unbequemen Leben, das ihr immer unbequemer wurde, je mehr ihre Schwangerſchaft vorrückte. Überdas hatte Hellmuth Gewohnheiten, die ihr unerträglich waren, und die ſie früher nie bemerkt. Er rauchte; aber nicht etwa Morgens und Abends ein Paar Cigarren, ſondern vom Morgen bis zum Abend eine große lange ſpießbürgerliche Pfeife. Er hatte freilich auch in Regensberg und überhaupt ſchon während einer Hälfte ſeines Lebens, von ſeinem fünfzehnten

Jahre an, geraucht; doch in Regensberg beobachtete er die Vorsicht, zu den Stunden, wo er Diane zu sehen pflegte, ein halbes Flacon mit eau de Cologne über den Kopf zu gießen; die fiel jezt weg.

„Himmel! sagte Diane halb erstickt, wenn sie in sein Zimmer trat; wie kannst Du Dir die schöne frische Luft so muthwillig verderben."

„Das ist meine Lebensluft; sie gehört zum Studirzimmer, lieber Engel, entgegnete er. Kein Gelehrter ohne Pfeife."

„Respect vor Beiden, sagte Diane freundlich. Aber, lieber Philipp, ich kann nicht bei Dir bleiben in diesem dikken Qualm . . . . er widersteht mir."

„Wenn ich mein Pfeifchen ausgeraucht habe, komm' ich zu Dir hinauf," sagte Hellmuth eben so freundlich, und Diane lief geschwind in ihr Zimmer und badete sich in Parfüms.

Aber das beständige, stündliche Beisammensein mit ihrem Mann, das sie sich ganz besonders paradiesisch geträumt, ging durch ihre unüberwindliche Antipathie gegen seine Pfeife verloren. Ferner hatte Diane eine Gewohnheit, die für Hellmuth, wie für Jedermann, unerträglich war: sie war unpünktlich, nie zur rechten Zeit fertig; kein Tag glich in seiner Eintheilung dem andern; sie hielt keine Stunde fest. Abgesehen davon, daß feste Stunden ein außerordentlicher Zeitgewinn sind, so zeigt ihr Mangel in einer ruhigen Haushaltung immer auf eine gewisse fehlerhafte Confusion, die sogar in der Vorstellung höchst unbehaglich, aber in der Wirklichkeit zum Verzweifeln ist. Unglücklicher Weise ist dies ein Fehler, den — ich behaupte es dreist — eine Frau nie ablegt; aber zum Trost behaupte ich auch, daß Pünkt-

lichkeit und Ordnung vielleicht die einzigen Tugenden ſind, die man ihr anerziehen kann, ſobald man in der Wiege beginnt, denn ſie werden mechaniſch, und gehen alsdann gleichſam in's geſunde Blut über. Die Männer ſind faſt alle pünktlicher als die Frauen. Ihre lange Schulzeit, ſpäter ihr Geſchäftskreis bewirkt das; vielleicht haben ſie auch mehr natürliches Subordinationsgefühl vor der Zeit, wol wiſſend, was alles für wichtige Dinge in ihr ausgerichtet werden, von denen die Frauen nur ſchwebende Begriffe haben. Genug, Hellmuth's Leiden durch Dianens unerhörte Unpünktlichkeit übertrafen die ihren, durch ſeine Pfeife veranlaßt, da er von einer wahrhaft pedantiſchen Pünktlichkeit war.

Das Haus war nun Gott weiß auf welchem Fuß eingerichtet. Man ſah ſich in der Welt um. Es iſt erſchrekkend, daß ſo ganz winzige Städtchen von drei oder viertauſend Einwohnern dennoch eine Welt haben, in der die Geſellſchaft copirt wird mit Beſuchen, mit Toiletten, mit Feſten, mit Moden. Hier nun, wo kein Militär, kein höheres Gericht, kein bedeutender Handel exiſtirte, wo das Landſtädtchen im vollen Umfang des Wortes Geltung bekam, indem der Nahrungszweig der meiſten Einwohner auf ihrem Ackerbau und Gartenland, auf Kühen, Schafen und Gänſen beruhte — war die Geſellſchaft allerdings ſehr klein, und beſtand nur aus Hellmuth's Collegen, dem Hauptprediger, dem Arzt, dem Landrath, dem Bürgermeiſter und einigen Rathsherren, und ein Paar Schullehrern.

An einem wunderſchönen Vormittag, zwiſchen zwölf und ein Uhr, machten Diane und Hellmuth ihre Antritsbeſuche. Sie war ſchon über acht Tage da, aber es hatte

ſie noch Niemand geſehen, ſie hatte ihr Haus noch nicht verlaſſen. Sie machte Aufſehen, als ſie zum erſten Mal auf der Straße erſchien, denn allerdings mogte ſeit Menſchengedenken keine ſolche Geſtalt über das holprige und löcherreiche Steinpflaſter ſo graziös und ſo elegant dahingewandelt ſein. Es war heißer Spätſommer. Diane trug ein leichtes, ſchneeweißes Muſſelinkleid, eine Echarpe von lila- und ſtaubfarbenem ſchottiſchen Tafft, einen Strohhut mit ganz gleichfarbigem Bande garnirt, ſchwediſche Handſchuh, Stiefel von ungebleichter Leinwand und einen kleinen grünen Handſonnenſchirm. In der andern Hand hielt ſie ihr Taſchentuch von glattem Battiſt und ein Täſchchen von ruſſiſchem Leder mit ihren Viſitenbillets. Alle Köpfe fuhren an die Fenſter, um dieſer in ihrer Einfachheit ſo geſchmackvollen und zierlichen Erſcheinung nachzuſchauen. Den erſten Beſuch empfing natürlich Hellmuth's College, und in dieſer ſtillen, freundlich wolwollenden Familie, die aus einem ziemlich betagten Elternpaar, und aus einer Tochter in Dianen's Alter beſtand, fühlte ſich dieſe ganz häuslich und heimlich, wie einem das immer geht bei Leuten, die ihr gutes Herz auf dem rechten Fleck und ihren geſunden Verſtand ohne alle Prätention haben. Die Alten hatten ihre Schmerzen und Erfahrungen, wie das lange Leben ſie eben giebt. Zwei erwachſene Söhne waren ihnen in den letzten Jahren geſtorben. Aber die Tochter — Clara hieß ſie — war glücklich, war Braut von einem Freund ihres verſtorbenen älteſten Bruders, den ſie heirathen ſollte, ſobald er ſeine Laufbahn bis zum erſehnten Aſſeſſor mit Gehalt gebracht hatte; — und das konnte höchſtens noch ein halbes Jahr dauern. Dies erfuhr Diane alles beim erſten Beſuch,

denn die alte Dame war äußerſt redſelig, und wie unbeſchreiblich gut, geht daraus hervor, daß ſie, trotz dieſer Zungenfertigkeit, nie Übles von den Menſchen ſagte.

„Das ſind liebe Leute! rief Diane ganz erfreut, als ſie wieder mit ihrem Mann auf der Straße war; — mit denen werde ich mich recht einleben, und gewiß in der Tochter eine Freundin finden.“

Die Frau Doctorin gefiel Dianen um ein Beträchtliches weniger. Hier war die volle Prätention der Mittelmäßigkeit. Mittelmäßig iſt nämlich immer ein Verſtand ohne Herz, denn es iſt ein unvollkommener Verſtand. Für abſtracte Speculationen mag er genügen; da dieſe aber nicht die Sphäre ausmachen, in welcher eine Frau ſich mit dem ihren bewegt, ſo hat ſie kein eigentliches Terrain, um ihn gehörig manövriren zu laſſen, mögte es aber doch ſehr gern, um zu glänzen, zu blenden, zu imponiren, und wird dadurch vollkommen unerquicklich. Die Doctorin mogte wol ziemlich viel natürlichen Verſtand haben, nur bei Weitem nicht ſo viel, als ſie ſich ſelbſt zutraute. Sie glaubte mit ihrem Urtheil und ihrer Einſicht vollkommen à la hauteur aller Dinge zu ſein, und ließ mit der überlegenſten Miene von der Welt ihre Orakelſprüche erſchallen, die doch meiſtens ziemlich unbedeutend waren, und nur dann von einſchneidender Schärfe wurden, wenn ſie Perſonen, nicht Dinge betrafen. Das iſt faſt immer der Probirſtein für dieſe Art von Mittelmäßigkeit. Die Doctorin war die Tochter von Hellmuth's Vorgänger im Amt, hatte ihre Mutter früh verloren und einiges Vermögen von ihr geerbt, war in Stralſund in einer großen Penſion erzogen, dann bei ihrem Vater unumſchränkte Herrin geweſen, und jezt etwas Ähnliches

bei ihrem Mann, der ein recht geschickter Arzt und fast Tag und Nacht auf Reisen über Land war, so daß er nicht anders konnte, als ihr das volle Regiment über Haus und Hof und Kinder zu übertragen. Dadurch bekam sie eine unbeschreibliche Wichtigkeit in ihren eigenen Augen, und wünschte sehnlichst, sie auch für fremde zu haben.

Sie warf sich Dianen gegenüber sogleich in's Feld der Literatur, der Wissenschaft, der socialen Interessen, kramte ihre oberflächliche Bildung aus, und setzte diese, die allerdings sehr wenig Kenntniß besaß, in große Verwunderung über so mannigfaches Wissen. Freilich machte sich Diane dafür heimlich über den mauvais genre lustig, mit der Gelehrsamkeit zu prahlen.

„Ein widerwärtiges Frauenzimmer!" sagte Diane, als die Thür hinter ihr zufiel.

Die Frau Landräthin sollte den dritten Besuch empfangen; aber es schlug eins, als sie die Doctorin verließen, und der Diener des Landraths sagte, die Herrschaft sei beim Speisen.

„Die Besuchstunde ist für heute vorüber, liebe Diane, sagte Hellmuth; denn ein Uhr ist die allgemeine Speisestunde, und man kann nicht füglich zu den Menschen gehen, wenn man bestimmt weiß, daß man sie nicht sehen kann. Wir haben eine Stunde zu spät angefangen."

„Allerdings! entgegnete Diane, und es war mir auch sehr unangenehm, daß die Friederike gar nicht fertig werden konnte, mein Kleid aufzuplätten."

Die übrigen Besuche wurden in den nächsten Tagen gemacht, und waren ziemlich gleichgültiger Art, so daß Diane schnell erkannte, daß sie an diesem Umgang wenig Freude

haben würde. Die Männer lebten und webten in ihrem Amt oder — um's Brot; und die Frauen hatten mit Kindern und Hauswesen dermaßen die Hände voll, daß ihnen Besinnung und Gedanken vergingen für Alles, was über Wirthschaft, Dienstboten, Kinder und — den lieben Nächsten hinaus lag.

Dann kamen die Gegenbesuche. Der der Frau Landräthin war der pompöseste. Man hatte ihr so viel von Dianen's Elegance erzählt, sie hatte mit solchem Erstaunen auf deren Visitenbillet gelesen: „Diane Hellmuth, née Comtesse Adlercron," daß sie beschloß, Elegance und Vornehmheit und Alles in den Grund zu bohren.

„Und eine neue Karte hätte sie doch für mich abgeben können," sagte die Frau Landräthin zu ihrem Gatten, und bemühte sich mit mißfälligem Blick — denn sie war höchst ordentlich — die eine umgebogene Ecke des Visitenbillets, dies Zeichen des Besuchs in Person, wieder glatt zu biegen und zu streichen. Ihr Mann hielt es nicht der Mühe werth, sie darüber aufzuklären. Sie war eine Krämerstochter aus Stettin, die in Ermangelung anderer Vorzüge, den soliden des Geldes hatte. Er fesselte ihren Mann, den Herrn von Rosenfelt, der aus einer guten adeligen Familie, aber sehr arm war. Mit ihrer Mitgift kaufte er sich ein hübsches Gut in der Nähe dieses Städtchens, und wurde Landrath des Kreises. Weiter ging sein Ehrgeiz nicht. Die Ehe war die traurigste von der Welt! beide Gatten mißachteten sich gegenseitig — nicht des Charakters wegen, wozu sie vielleicht veranlaßt gewesen wären — sondern auf der einen Seite wegen Mangels an Vermögen, und auf der andern an guter Herkunft und Erziehung. Herr von Rosenfelt war

faſt immer verdrießlich. Er fühlte ſich erdrückt von der ſtupiden Tyrannei ſeiner Frau, die er nicht abſchütteln konnte, weil ſie, mit ächter kaufmänniſcher Geſinnung, und wol auch im Bewußtſein der Baſis ihres Regiments, die Verwaltung ihres Vermögens für ſich ſelbſt behielt. Sie war dumm und unwiſſend, verſtand aber die Geldangelegenheiten und that ſich nicht wenig darauf zu gut. Die einzige wahre Freude, die ſie in ihrer Ehe und durch dieſelbe hatte, war, wenn irgend Jemand ſie „gnädige Frau Landräthin" nannte; dann genoß ſie mit Wonne zugleich Standes- und Rangesvorzug. Aber natürlich geſchah das, außer von ihren Dienſtboten, ſehr ſelten, und der Doctor that es nur zuweilen zu ſeinem zwiefachen Spaß, erſtens: um das verklärte Antlitz der Landräthin und zweitens: um das in demſelben Grad verfinſterte ſeiner Frau zu beobachten, die ſich über den geringſten Vorzug ärgerte, den ein Andrer vor ihr voraus hatte; und Frau von Roſenfelt war wirklich die einzige gnädige Frau im Städtchen!

Sie ſetzte ſich in fiocchi um auf Diane den doppelten, ja dreifachen Eindruck des Reichthums, des Standes und des Ranges zu machen. Am Arm ihres Gatten, den Bedienten in Livree hinter ſich, wandelte ſie in einem ſchweren, korinthenfarbenen Seidenkleid einher, das durch ſteifes Unterfutter um ſeinen weichen Faltenwurf gebracht, mehr wie Pappe als wie Seidenſtoff ausſah. Sie verſchmähte es, ſogar im höchſten Sommer, einen Tafft- oder Strohhut zu tragen; ein roſenfarbener Atlashut bedeckte ihr Haupt, und um ihre ſchweren Schultern hing eine Echarpe von weißem geſtickten Muſſelin, auch mit roſenfarbenem Atlas gefuttert. Einzeln waren all' dieſe Dinge recht ſchön, aber auf ihrer

kleinen unterſetzten Figur, und bei einem ſommerlichen Morgenbeſuch machten ſie ſich höchſt poſſirlich. Enorm weite Handſchuh, beurre frais, augenſcheinlich für eine Männerhand beſtimmt, nur in der Breite ihr paſſend, und die Finger um einen halben Zoll zu lang, und enorm enge ſchwarze Atlasſchuh, in denen ſie noch ſchleppender und mühſeliger als gewöhnlich ging, vollendeten ihren Anzug.

Dianens liebliches Geſicht wurde noch um eine Nüance heiterer als gewöhnlich beim Eintritt dieſer auffallenden Geſtalt, die ſich ſtumm und ſteif zur Sophaecke rechter Hand bewegte, ſich ſetzte, erſt die Falten des Kleides gehörig ausbreitete, und dann die Echarpe darüber zurechtlegte, während ihr Mann das Geſpräch führte. Endlich miſchte ſie ſich hinein, um es zu unterbrechen, und um Diane zu fragen, wo ſie die Meubles, die Tapeten, die Vorhänge gekauft, und um nach den Preiſen von all' dieſen Sachen, einzeln, ſich zu erkundigen. Diane wußte ſie nicht mehr, das brachte ſie ſogleich in Mißkredit bei der Landräthin. Dieſe fragte, ob ſie wol auch das Nebenzimmer „beſehen" dürfe, deſſen Thür offen ſtand, und Diane führte ſie bereitwillig hinein.

„Ein Schlafzimmer! ſagte die Landräthin verwundert; ich dachte es wäre Ihre Putzſtube! Und wo iſt denn Ihre Putzſtube?"

„Ich habe nur dieſe zwei Zimmer," entgegnete Diane.

„Warum haben Sie da nicht Ihr großes dreifenſtriges Wohnzimmer zur Putzſtube gemacht, und das Schlafzimmer zu Ihrem Wohnzimmer?" inquirirte die Landräthin.

„Dann hätte mir ja ein Schlafzimmer gefehlt," entgegnete Diane lächelnd.

„Aber es müſſen doch auch Zimmer nach dem Hof gehen.“

„Freilich! aber ſehr enge und kleine, und mit der Abendſonne, das iſt unerträglich im Sommer.“

„Alſo eine Putzſtube haben Sie nun gar nicht!“ ſagte die Landräthin höchſt gedankenvoll, denn ſie hätte ja gern im Keller oder auf dem Heuboden geſchlafen, wenn es darauf angekommen wäre, ſich eine Putzſtube zu retten, und die Annehmlichkeit eines freundlichen und netten Schlafzimmers ſchätzte ſie nicht. „Was iſt denn das?“ ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, und blieb vor Dianen's Toilette ſtehen, die ſehr einfach aber zierlich mit weiß und blauem engliſchen Steingut montirt, und mit weißem, roſenfarb gefutterten Muſſelin umhängt war. „Wozu brauchen Sie denn das?“

„Wozu man eine Toilette zu brauchen pflegt,“ antwortete Diane, ihrerſeits etwas erſtaunt, denn die Landräthin öfnete eine der Doſen und ſagte:

„Richtig! da liegt die Seife!“

„Was könnte ſonſt da liegen!“ rief Diane höchſt beluſtigt.

„Nun — nichts! es giebt ja auch Schaueſſen!“ entgegnete die Landräthin.

Nachdem ſie in dieſer Weiſe Alles beſehen, betaſtet, befragt und beſprochen hatte, beendete ſie ihren Beſuch, und ermangelte nicht, wie ſie es ſich vorgenommen hatte, eine Viſitenkarte zu verlieren, auf der man in goldnen Buchſtaben, zwiſchen allerlei goldnem Blumengeſchlänge die impoſanten Worte las: „Die Landräthin von Roſenfelt, geb. Knochenhauer.“ Sie war überzeugt, einen großen Eindruck auf Diane gemacht zu haben, und zog ſich ihrerſeits mit

einer ſehr geringen Meinung von dieſer Frau zurück, die ſo luſtig und ungenirt war, keine Putzſtube beſaß, und die Preiſe ihrer Meubles nicht am Schnürchen wußte.

Zwiſchen dieſen Menſchen lebte nun Diane, und ausſchließlich, und für immer. Eine Geſellſchaft, die für eine Viertelſtunde höchſt ergötzlich iſt, kann leicht auf die Dauer unerträglich werden, und ſo ging es ihr mit der Landräthin und der Doctorin. Sie langweilte ſich unerhört und unüberwindlich zwiſchen dieſen beiden Damen, den Sommitäten des Ortes, und wurde von ihnen dafür um ſo gründlicher gehaßt, als ſowol der Landrath als der Doctor ſie ungemein liebenswürdig fanden. Sie war nun einmal eine Frau, die allen Männern gefiel, und zwar deshalb, weil ſie durch reizende Schönheit — aber ſonſt durch nichts ausgezeichnet war; und gerade das iſt nothwendig zum allgemeinen Gefallen. Was half es, daß die Doctorin empört ſagte:

„Sie iſt einfältig, unwiſſend, ohne höhere Bildung, ohne tiefes Urtheil!“ — und die Landräthin ebenſo empört:

„Sie verſteht nichts, aber gar nichts! kein Kinderhemd zuzuſchneiden, keinen Strumpf zu ſtricken, keine Rechnung zu führen, keine Eintheilung zu machen! ſie muß gelebt haben . . . . bei den Wilden.“

„Nicht doch! das iſt ſo ein Pröbchen der Erziehung aus der großen Welt! rief die Doctorin getheilt zwiſchen Neid und Hohn. Da kann man es wieder ſo recht deutlich gewahr werden, wie die wahre Bildung nur beim Mittelſtand zu finden iſt.“

„Schade daß trotz ſeiner wahren Bildung liebenswürdige Frauen ſo ſelten in ihm zu finden ſind,“ ſagte der Doctor unbewegt und eiskalt.

„Das sei Gott geklagt!“ rief unvorsichtig der Landrath.

„Herr Landrath, entgegnete die Doctorin, unbeschreiblich höhnisch, Sie vergessen ja ganz Ihre liebenswürdige Frau Gemalin.“

Diane empfand nicht das geringste Interesse, nicht einmal das der unschuldigsten Koketterie weder für den Landrath noch für den Doctor; aber um nicht mit der Landräthin von Sachen sprechen zu müssen, die sie nicht kannte, und mit der Doctorin von andern, die sie nicht verstand, unterhielt sie sich allerdings lieber mit den Männern, und es erhob sich ein Zetergeschrei über ihr skandalöses Betragen. Die Doctorin suchte hämisch Hellmuth aufmerksam zu machen, indem sie ihn tröstete und seine Nachsicht bewunderte. Er gerieth in Zorn — er wußte selbst nicht worüber, und deshalb in einen sehr heftigen. Er überschüttete Diane mit Vorwürfen, die sie in andern Beziehungen reichlich — nur nicht in dieser verdiente. Diane fand ihren Mann bei Weitem nicht mehr so angenehm, wie in Regensberg, und daher ihre Ehe auch nicht so ganz überreich an Seligkeit, aber es war ihr nicht eingefallen, sich mit jenen Herren auch nur im Scherz zu beschäftigen, daher nannte sie ihren Mann eifersüchtig, ungerecht, brutal, und fand, daß er ihre Liebe nicht erkenne noch würdige. Indessen versöhnte sie sich doch sehr bald wieder mit ihm, da er der gutmüthigste Mensch von der Welt war, und sie aufrichtig lieb hatte. Nur verstand sie es eben gar nicht, ihm seine Häuslichkeit behaglich zu machen — abgesehen von ihrer freundlichen und graziösen Erscheinung. Sie sorgte für nichts, sie bedachte nichts, sie ordnete nichts an oder verkehrt, statt zu nähen, saß sie am Stickrahm, statt zu stricken, malte sie, und nebenbei schienen die Thaler zwischen ihren allerliebsten Fingern in

Luft aufzugehen: ſie verſchwanden, und man begriff nicht wofür. Es war ſehr natürlich, daß Hellmuth zuweilen die Geduld verlor. Zum Unglück gerieth er dann in einen ſo furchtbar aufbrauſenden Zorn, daß Diane Nervenzufälle vor Angſt und Entſetzen bekam, und ſich heimlich fragte, wie es ihr habe möglich ſein können, dieſen Wüthrich zu lieben. Das ſchlimmſte bei dem Allen war, daß die böſen Zungen lernten, ſich an Diane, mit Recht oder Unrecht, gleichviel! zu üben, und Alles, was ſie that oder unterließ, zu mäkeln, zu tadeln, zu beſpötteln. Nur die Familie des alten Predigers nahm ſich ihrer an, war aber zu beſchäftigt mit Clara's Ausſtattung und ſpäter mit Vorbereitungen zur Hochzeit, auch ohnehin viel zu beſcheiden, um ſich ungerufen in Dianens häusliche Angelegenheiten zu miſchen.

Gerade in die Zeit ihrer Entbindung fiel Clara's Hochzeit, und ſie reiſ'te mit ihrem Mann nach Danzig, als Diane ſieben Wochen an ſchwerer Krankheit danieder lag. Das brachte dieſer ohnehin unſichern Häuslichkeit einen tödtlichen Stoß bei, von dem ſie ſich nie erholte: Hellmuth gerieth in Schulden. Das Kind, die Mutter, das Haus wollten beſorgt ſein; er verſtand nicht die richtigen Maßregeln zu ergreifen. Die alte Predigerin ſtand ihm mit Rath und That nach beſten Kräften bei, doch das genügte nicht! es ging drunter und drüber, und es wurde nicht beſſer, als Diane hergeſtellt war. Jedes Jahr brachte ein Kind, ein Wochenbett, vermehrte Ausgaben und nicht die Mittel, ſie zu beſtreiten. Anfangs verharrte Diane in ihrer unbeſonnenen Gedankenloſigkeit. Das erſte Kind, auch das zweite noch, machte ſie glücklich, d. h. glücklich in ihrer Art: ſie kleidete die Kinder wunderniedlich, tändelte und ſpielte mit

ihnen, ſang ihnen Lieder vor und erzählte ihnen Mährchen; aber ſie trat dabei ganz aus ihren Verhältniſſen heraus, bekümmerte ſich nicht um ihr Hausweſen, überließ den Mägden Schlüſſel und Wirthſchaft, und ſtickte den Kindern Häubchen ſtatt ihnen Hemden zu nähen. Hellmuth machte ihr bald ſanfte, bald ernſte Vorſtellungen, um ſie zu überzeugen, daß ſie nicht immer ſo auf dem Sopha ſitzen dürfe, die Hände im Schooß oder mit Überflüſſigkeiten beſchäftigt.

„Ich beaufſichtige die Kinder: iſt denn das überflüſſig, liebſter Philipp?“ fragte ſie ganz verwundert.

„Das thun andre Frauen ohne deshalb ihr Hausweſen ganz zu vernachläſſigen, und ohne die Dienſtboten nach Willkür ſchalten und walten zu laſſen,“ entgegnete er.

„Die Frauen müſſen dann wahrlich vier Hände ſtatt zwei, und Tage von achtundvierzig Stunden haben! Was aber unſ're Dienſtboten betrift, lieber Philipp, ſo darf ich ihnen gewiß einige Freiheit laſſen, denn ſie mißbrauchen dieſelbe nie, ſind ſo ehrlich, ſo treu, ſo brav“ . . . . —

„Wie eben alle Dienſtboten ſind, unterbrach er ſie ungeduldig, die es verſtehen, ihrer Herrſchaft ein X. für ein U. zu machen. Ohne Aufſicht verderben die beſten.“

„Wenn Du meinſt, daß ſie nöthig iſt, ſo will ich ſie ſtrenger führen,“ ſagte Diane mit der größten Bereitwilligkeit, und foderte auf der Stelle die Schlüſſel zu Keller und Kammern ein. Hellmuth legte ſie ſämmtlich in ein Schubfach ihres Schreibtiſches, verſchloß es, gab ihr den Schlüſſel deſſelben und ermahnte ſie, ihn immer bei ſich zu tragen — was ſie auch feierlich verſprach. Die Köchin nahm aber dies Verfahren ſehr übel, und beſchloß wieder zum unbeſchränkten Regiment zu gelangen. Sie ſtörte Diane ſo

oft mit Begehren von dieſem und jenem, ſie ließ ſie ſoviel Trepp auf und Trepp ab laufen, ſie wählte dazu ſo ungünſtige Augenblicke, wenn ein Kind ſchrie, oder wenn Diane im Garten war oder Beſuch hatte, daß dieſe nach drei Tagen ihr Beſchließerinamt vollkommen ſatt hatte, der Köchin die Schlüſſel wieder übergab und zu ihrem Mann ſagte:

„Dies und das hab' ich gethan, lieber Philipp, denn man muß den Dienſtboten doch auch Vertrauen beweiſen; und die Köchin iſt warlich viel zu brav um mich zu betrügen.“

Hellmuth antwortete: „Es iſt eine ſchöne Eigenſchaft, den Menſchen Gutes zuzutrauen, ſobald ſie mit Menſchenkenntniß gepaart und auf Erfahrung begründet iſt. Entſpringt ſie aber aus Bequemlichkeit und Unkenntniß, ſo verliert ſie gänzlich ihren Werth, und ſtatt gut zu ſein biſt Du nur träge und machſt Dich lächerlich — ſogar in den Augen Deiner Dienſtboten.“

Dieſe Redeweiſe fand Diane unbeſchreiblich hart. Sie widerſprach nie, war weder heftig noch ſchnippiſch gegen ihren Mann, aber ſie weinte wie eine Hyade und klagte, daß er ſie nicht liebe. Allerdings widerſteht die Liebe ſchwer, wenn ſie von Sorgen um's tägliche Brot untergraben wird, und Diane war nicht die Frau, welche dieſe Sorgen theilte, indem ſie ihnen abzuhelfen ſuchte, ſondern ſie nur vergrößerte, indem ſie ſich ihnen gegenüber in ihrer vollen Unbeholfenheit zeigte. Sie hatte weder Herz noch Hand für ein ſchweres Leben. Allmälig verlor ihr Mann die Zuverſicht zu ihr, daß ſie ſich darin zurecht finden würde. Er machte ihr weder Vorwürfe noch Vorſtellungen mehr; er ſah ein, daß es ganz umſonſt war. Bitter empfand er, welch' eine Laſt er ſich in dieſer Frau aufgebürdet, wie er ſich ſeine

eigene Exiſtenz verkümmert habe. Diane, die reizende, liebliche Diane, ganz dazu geſchaffen, der Schmuck, die Blüte in einem Hauſe zu ſein, ward eine Bürde für ihren Mann. Als ſie das nicht ſowol einſah als fühlte, da kam der Gram, die Niedergeſchlagenheit, die Reue! da warf ſie ſich ihre Schwächen und Fehler ſchonungslos vor! da brütete ſie darüber, wie ſie ſie hätte vermeiden können, ſtatt ſie gutzumachen, indem ſie ſich jezt kräftig und entſchloſſen zeigte und handelte! Je mehr Kinder ſie hatte, um deſto trauriger wurde ſie. Den Leichtſinn, der ſich um die Zukunft der Kinder nicht kümmert und ſie dem lieben Gott anheim ſtellt, weil das bequem iſt — der ſich auf die Lilien des Feldes beruft, ohne zu bedenken, daß Kinder nicht wie das Gras wachſen — den hatte ſie denn doch nicht. Aber ihr Kummer äußerte ſich in ihrer Weiſe, ſchwach und feig. In jedem Wochenbett wünſchte ſie zu ſterben, und ihre Kinder ſah ſie nie ohne Thränen an. Sie, die früher leidenſchaftlich Kinder gewünſcht hatte, um ihre Liebe für ſie ſo recht an den Tag legen zu können, fand jezt keinen andern Ausdruck für dieſe Liebe, als die Klage:

„Ach! hätte ich doch lieber gar keine Kinder, als die beſtändige Angſt und Sorge um ihre Zukunft haben zu müſſen!“

Sie rieb ſich auf in ihren unfruchtbaren Bekümmerniſſen, ſie zehrte ab. Krank wurde ſie nicht, aber kränklich, und ſie veränderte ſich dermaßen, daß ſie kaum zu kennen war. Die Doctorin ſagte mit ſchlecht verhehltem Triumph:

„Sie liefert augenſcheinlich den Beweis, daß alle Frauen bei zwanzig Jahren hübſch ſind. In der Friſche und Fülle der erſten Jugend beſtand ihre geprieſene Schönheit, und folglich verſchwindet ſie mit jedem Jahre mehr und mehr.“

„Ja, so pflegt es zu gehen, erwiderte der Landrath; schöner wird Niemand mit der Zeit.“

„Und die zahlreichen Wochenbetten ruiniren denn doch auch etwas die Schönheit,“ wandte der Doctor ein.

„Diese ewigen Wochenbetten, entgegnete sie vornehm, finde ich nun ganz und gar widerwärtig. Wer war der große Philosoph — war es nicht Fichte? der da sagte: es sei sehr unanständig für den Menschen mehr als ein Kind zu haben. Wer war es nur?“ . . . . —

„Hat ein Philosoph dies gesagt, unterbrach ihr Mann ihr Nachsinnen, so ist das wieder ein Beweis, daß die Philosophen auch unglaublichen Unsinn sagen, und ich würde mir in Deiner Stelle nicht mehr den Kopf damit zerbrechen.“

„Oder war es Hegel,“ sagte sie, und beachtete den Einwurf ihres Mannes nicht mehr als das Summen einer Mücke — so hoch fühlte sie sich über ihn erhaben durch Geist und Bildung.

„Vielleicht hat Hegel gemeint, erwiderte ihr Mann höchst ernsthaft, daß der Mensch an sich nur ein Kind haben dürfe; aber ein Ehepaar! bedenke doch wie das die Sache verändert! Das muß vier Kinder haben, durchaus! Denn durch zwei werden erst die Eltern wieder ersetzt; eins muß man durchschnittlich dem Tode abgeben, und eins bleibt übrig um etwa in einer andern Familie eine Lücke auszufüllen. Findet sich noch ein fünftes und sechstes — bravo! das ist ein angenehmer Luxus! — Ich bitte Dich, besinne Dich doch, ob nicht ein andrer Philosoph, oder vielleicht gar derselbe in einer andern Schrift, klar bewiesen hat: eine Ehe, aus der nicht mindestens vier Kinder hervor gin-

gen, ſei durchaus unanſtändig, weil ſie nicht ihren Zweck erfülle.“

„Du willſt nun einmal mit Deinem Spott, der mich warlich nicht erreicht, die ſchöne Diane vertheidigen“ ... —

„Vertheidigen! rief der Doctor; nein, mein Kind, dafür braucht keine Frau einen Vertheidiger, ſobald ihr Mann neben ihr ſteht.“

„Genug, ſagte die Doctorin höchſt erzürnt, es ſteht wenigſtens das feſt: daß ſie durch ihre zahlreichen Wochenbetten nicht ſchöner wird.“

„Genau daſſelbe ſagte ich ſchon vorhin,“ erwiderte der Doctor äußerſt gelaſſen.

So vergingen trübe, kümmerliche Jahre. Eine Freude ſollte der armen Diane werden; aber, wie das auf Erden zu gehen pflegt, eine Freude, welche Andern tauſend Thränen koſtete. Clara kam zu ihren Eltern zurück — als Wittwe. Fünf Jahre lagen zwiſchen den Tag, wo ſie im Brautkranz von ihnen ſchied, und in der tiefen Trauer wieder kam. In der ganzen Zwiſchenzeit hatten ſie ſich nicht geſehen; die Entfernung war zu groß, die Reiſe zu koſtſpielig! und doch hatten ſich die alten Leute einen Beſuch der Tochter mit der kleinen Enkelin als die höchſte Freude ihrer letzten Lebenstage geträumt. Nun trat er ein, aber ſo, daß er ihnen Leid brachte, nicht Freude. So geht es mit den Wünſchen der Menſchen! — Für Diane war es eine große Erleichterung, denn Clara nahm ſich thätig ihrer an, und obwol ſie der Zerrüttung dieſes unglücklichen Hausweſens nicht wehren, und noch viel weniger auf Diane ſelbſt einen günſtigen Einfluß üben konnte: ſo gelang es ihr doch für die Kinder beſſer zu ſorgen als bisher geſchehen war. Und dann

war Clara die Einzige, zu der ſie Vertrauen hatte! freilich ging es nicht weit genug um deren Beiſpiel zu folgen, oder deren Rathſchläge anzuwenden; — in dieſer matten und geknickten Seele reifte die friſche Blüte eines Entſchluſſes nicht mehr! — aber es erquickte ſie, mit Clara aus vollem Herzen zu ſprechen und zu ſehen wie raſch und tüchtig ſie die Dinge angriff und auf der Stelle das ausführte, was geſchehen mußte. Die Doctorin verſtand das auch, aber ſie bewunderte und pries ſich ſelbſt dermaßen dabei, daß ihre Hülfe, ihr Beiſtand zur unerträglichſten Laſt für Andere wurden. Daher hatte Diane ſie immer abgelehnt, und ſich dadurch die tiefſte Feindſchaft der Doctorin zugezogen, die mit Freuden Dienſte leiſtete, um ſich daraus eine Glorie zu machen, und die es als eine Beeinträchtigung ihres Rechts anſah, wenn man ihr dazu nicht die Gelegenheit bot. Doch was Clara auch für Diana thun und ſein mogte — zu helfen war ihr nicht! Es gehört ein Etwas in jedes Verhältniß des Lebens, für welches es kein Wort giebt, und welches dem Menſchen doch ſo nothwendig iſt, wie friſche Luft zum Athmen: er kommt kläglich um, wenn es ihm in ſeiner Seele fehlt. Und dies Etwas iſt ein Gemiſch von Reſignation und Energie. Je glücklicher dies verſchmolzen iſt, um deſto mehr wird der Menſch ſich im Einklang mit ſeinen Verhältniſſen zu halten wiſſen, und darin beſteht ſeine Würde. Manche halten ſich zu gut für ihre Verhältniſſe, zu groß für deren Kleinheit, zu reich begabt für deren Enge: die täuſchen ſich über ſich ſelbſt. Manche ſuchen auch nebenbei noch Andere zu täuſchen und ihnen eine gewiſſe ſentimentale Befriedigung vorzuſpiegeln, die ſie in ihren Verhältniſſen zu finden vorgeben, während ihre beſtändigen

Mißgriffe und ihre ewige Unruh uns zu deutlich das Gegentheil verrathen. Der Eine ruft: „O, einen freieren Raum mir — wie wollt' ich mich zeigen!“ und der Erfolg würde ihn vermuthlich eben so sehr Lügen strafen, wie Denjenigen, der nur durch Worte, nicht durch Handlung seine Zufriedenheit mit seiner Lage ausspricht. Aufrichtig über das zur Erkenntniß zu kommen, was uns zu sein oder zu leisten obliegt, muß wol ganz ausnehmend schwer sein, da es so Wenigen gelingt. Das Schicksal läßt es zwar nicht an Warnungen, Erfahrungen und Mahnungen aller Art fehlen, da aber die Erkenntniß immer mit einigem Mühsal verbunden ist, so verbleibt man häufig sehr gern und so lange wie möglich in einer Art von Dämmerung- oder von halbwachem Zustand. Da werden denn am Ende die Augen so schwach und die Glieder so matt, daß sie allmälig ihre Kräfte und Fähigkeiten aus Mangel an Übung einbüßen, und weder klar sehen, noch geschickt handeln können; und dann ist der Mensch ruinirt. Diane war es gründlich. Anfangs, weil es ihren romanesken unentwickelten Begriffen zusagte, sah sie in ihrer Lage ein Paradies ohne Nacht, ohne Mühe, ohne Sorge, lauter Glanz, Liebe und Herrlichkeit. Später, als es in der Wirklichkeit mit nichten so war, als ihr ideales Glück sich in eine lange Reihe von sehr realen Pflichten auflöst'e, hielt sie es für ein Fegefeuer, durch das sie zur Strafe für all' ihre Irrthümer und Vergehen hindurch müsse. Wer aber in allen Fügungen nichts erblickt als Strafe, und nichts zu thun zu haben glaubt, als sie zu erleiden, dem kann freilich nicht anders als schlecht zu Muth sein. Diese Stimmung wurde noch vermehrt durch ihr fast immerwährend nervenaufgeregtes Befinden.

In dieſem Winter war es ganz beſonders übel mit ihrem phyſiſchen und geiſtigen Zuſtand — ſo welk Alles in und an ihr, ſo deprimirt, ſo unfähig und untüchtig! ein erbärmlicher Anblick. Als ſie ſo daſaß, vor ſich hin ſtarrte, nicht auf die Kinder achtete, ſchlecht gekleidet und unbehaglich umgeben war, hätte Niemand in ihr die Diane erkennen können, welche einſt in den hohen und ſtolzen Zimmern von Schloß Regensberg ſo roſig und tändelnd umherflatterte, und freilich dort ſo wenig wie hier, und damals ſo wenig wie jezt, ſich zurecht zu finden und zu benehmen wußte.

Clara trat in's Zimmer, eine große ſchöne blonde Frau, mit klaren Augen und von verſtändigem Ausdruck. Sie küßte Diane auf die Stirn und ſagte liebreich:

„Wollen Sie nicht Licht bringen laſſen? es iſt ganz dunkel, man kann nicht arbeiten; die Finſterniß überſchüttet uns dann immer mit traurigen Gedanken, und die ertrage ich ſchwer.“

„Ich nicht! erwiderte Diane; ich bin ihrer ſo gewohnt, daß keine äußere Einwirkung ſie mehrt oder mindert.“

„Das glaub' ich nicht, entgegnete Clara, denn jezt ſind Sie krank. In ein Paar Monaten wird Ihnen beſſer ſein.“

„Ich denke wol! . . . . nur aber anders beſſer als Sie meinen, gründlich und unzerſtörbar beſſer.“

„Todesgedanken hat man in Ihrem Zuſtand immer, ſagte Clara lächelnd, aber Ihnen ſollte die Erfahrung doch bewieſen haben, wie ungegründet ſie ſind.“

„Diesmal nicht! ich bin zu krank, und dann ſo lange, lange ſchon untergraben in allen Kräften, daß ich mir vorkomme wie eine Pflanze, von der Wind und Regen das Erdreich ſo weggetrieben haben, daß ſie nur noch durch

einige ſchwache Faſern, aber durch die Wurzeln nicht mehr, damit zuſammenhängt."

Der Vergleich war zu treffend, um Clara nicht zu erſchrecken. Sie rief:

„Ich behaupte, daß die Dunkelheit all' dieſe traurigen Gedanken erzeugt! Laſſen Sie Licht bringen, ich bleibe den Abend bei Ihnen, die Eltern brauchen mich nicht, haben Beſuch; — da wollen wir miteinander arbeiten und plaudern. Haben Sie ein wenig an der Wäſche genäht, die ich geſtern zuſchnitt?"

„Ach nein! ſagte Diane, es flimmert mir jeder Stich dreifach vor den Augen."

Es wurde eine Lampe gebracht. Sie dampfte und roch abſcheulich, und jedes Mal, wenn ſich die Thür öfnete, zog ein durchdringender Torfgeruch in's Zimmer. An dieſe Parfüms hatte Diane, welche Anfangs nicht die Tabackspfeife ihres Mannes ertragen konnte, ſich gewöhnen müſſen. Zuerſt, in ihrer leichtſinnigen Zeit, hatte ſie Ströme von Wolgerüchen über ſich ſelbſt und in ihren Zimmern ausgegoſſen, aber längſt ſchon trieb ſie dieſe Verſchwendung nicht mehr! es glitt nur noch ein Zug von unüberwindlichem Mißbehagen über ihr Geſicht. Clara bemerkte es und ſagte, die Lampe ſei nicht ſauber gehalten.

„Die Leute können es nicht begreifen!" ſagte Diane apathiſch, als ob von einer Aufgabe der Algebra die Rede ſei. Und ſo war es in allen Dingen. Sie that nichts und ſie ſorgte nicht dafür, daß die Dienſtboten ihre Obliegenheiten thaten. Zu den Geſchickteſten gehörten die denn auch keineswegs, weil Diane, wie alle Menſchen, die es nicht verſtehen,

am unrechten Ort ſparſam ſein wollte, und lieber ungeſchickte Leute ſchlecht — als geſchickte gut bezahlte.

Clara that was ſie konnte, um Diane etwas zu zerſtreuen — umſonſt! Die ſechs Kinder — Clara's Töchterchen hatte die Mutter begleitet — machten viel Lärm, und Diane hatte ſich ſo wenig daran gewöhnen können, daß ſie, wenn ſie daneben ein Geſpräch führen wollte, immer Kopfſchmerz bekam. Sie ließ Clara reden von ihrem Leben und Weben in Danzig mit dem geliebten Mann, von jenen fünf Jahren, die alle Luſt und alles Leid ihrer Exiſtenz umfaßten, und über die ſie heiße Thränen des Dankes, der Sehnſucht, der wehmüthigen Trauer, der ſchmerzlichen Erinnerung vergoß. Sie nahm wol Theil an Clara's Verluſt, aber deren Unglück ſchien ihr doch nur gering gegen das ihre, denn es wurde milder mit der Zeit, der Dorn der Schmerzen ſtumpfte ſich ab, ihre Mittel waren beſchränkt, genügten aber zu einem einfachen Leben für Mutter und Kind. Das ihre hingegen vergrößerte ſich mit jedem Jahr, je mehr die Kinder heranwuchſen, je mehr Bedürfniſſe ſie hatten! Pflege, Erziehung, Fortkommen in der Welt, für Alles mußte geſorgt werden, — und das war doch unmöglich, ganz und gar unmöglich! ihre ewig bedrängten Verhältniſſe genügten nicht der Gegenwart, geſchweige der Zukunft! — —

Clara arbeitete emſig für Diane; Diane ſaß im Lehnſtuhl, hielt wol auch eine Arbeit in der Hand, ließ ſie aber im Schooß ruhen, denn die armen Hände zitterten und brannten, die Wangen färbten ſich, und die Augen glühten krankhaft. Clara fragte theilnehmend ob ſie unwol ſei.

„Alle Abend kommt das Fieber," ſagte Diane.

„Das iſt übel! rief Clara erſchreckt; das reibt Sie auf! — Was ſagt der Doctor?“

„Daſſelbe was Sie ſagen.“

„Und brauchen Sie nichts?“

„Ja, er hat mir eine Arzenei gegeben; aber ſie kann mich höchſtens hinhalten und nicht ſtärker machen, als ich bin. Meine Schwäche erzeugt das Fieber.“

„O Liebſte, ſagte Clara beängſtigt, Sie ſollten ernſtlich etwas dagegen thun. Ihr Tod wäre ein unerhörter Verluſt für die Ihren . . . .“ —

„Nicht doch! unterbrach ſie Diane; ich bin nur läſtig, überflüſſig und koſtſpielig. Mein Mann würde an einer tüchtigen Haushälterin eine große Erleichterung haben, und die Kinder würden ſich dabei auch nicht ſchlechter befinden; ich verſtehe mich ſchlecht auf ihre Wartung.“

„Sprechen Sie doch nicht ſo gleichgültig, ſo ganz auf Äußerlichkeiten Rückſicht nehmend von einem Fall, der jedem Menſchen auf's Innigſte an's Herz geht und Wunden macht, zu deren Heilung er ſein ganzes Leben braucht!“ rief Clara in Thränen und eingedenk ihres geliebten Verſtorbenen.

„Ein Mann! das iſt ganz anders! da zerbricht die Säule des Hauſes. Nein, Hellmuth darf nicht ſterben, dann würden ja die Kinder verhungern. Aber ich . . . . o, ich darf es ſchon.“

„Nein! rief Clara, ich kann's nicht aushalten wenn Sie ſo ſprechen, ſo denken! — es thut mir allzu weh.“

„Ich baue doch große Hofnungen auf meinen Tod, fuhr Diane fort; dann wird ſich meine Familie der Kinder annehmen.“

„Es iſt unnatürlich, daß Sie gar nicht an Ihre Mutter

und Geſchwiſter ſchreiben, ſagte Clara. Sie könnten, müßten ſogar doch verſuchen wieder in Verbindung mit ihnen zu kommen.“

„Ich habe nicht Herz dazu! ja, wenn ich glücklich wäre, wenn's mir gut ginge, wenn ich froh und ſtolz mich ihnen nähern könnte — dann ſollt' es gewiß geſchehen! dann wollt' ich gewiß ſagen: ich habe das Glück auf meine Weiſe geſucht und gefunden, vergebt mir, daß es nicht die Eure iſt! — Aber jezt! ich kann nicht lügen, ich kann nicht ſchreiben daß ich glücklich bin, während mir der Gram am Herzen frißt. Ich bin ja ſehr unglücklich, ſo unglücklich daß, wenn ich jezt z. B. an Renata ſchriebe, ſo käme es mir vor .... als wolle ich betteln.“

„Nicht doch! rief Clara und nahm Dianens Hände, Sie müſſen Sich keine ſo quälenden Vorſtellungen machen. Weil Sie leidend ſind und ſich ſchwach fühlen, weil Sie Sich häufig mit Todesgedanken beſchäftigen, ſo iſt es ja ſehr natürlich, daß Sie wünſchen mit den Ihrigen wieder in ein freundliches Verhältniß zu kommen.“

„Ach! rief Diane mit tiefem Schmerz, als ich Hellmuth heirathete war ich ſo herzensſtolz vor lauter Glück, daß ich meinte nichts zu bedürfen als ſeine Liebe, nicht Mutter, noch Geſchwiſter, noch Freunde; und daß das ein Irrthum war — iſt mein größter Schmerz! Dann müßte ich erzählen wie das Alles ſo ganz anders gekommen iſt, wie es genau ſo gekommen iſt wie ſie es mir vorhergeſagt haben, und das würde mir weher thun, als ich jezt im Stande bin es auszuhalten. Indeſſen werd' ich vor meinem Tode doch ſchreiben — an meine Mutter, weil ich es für meine Pflicht halte ſie zu bitten, nicht über das Grab hinaus in Zorn

an mich zu denken; und an Renata .... aus Liebe! — und wenn ich todt bin, so sorgen Sie dafür, gute Clara, daß die Briefe nach ihrem Bestimmungsort abgehen."

„O, rief Clara mit inniger Bitte, schreiben Sie jezt den Brief, den Sie .... aus Liebe! schreiben wollen, senden Sie ihn fort, das wird Sie erquicken; und warten Sie nicht damit auf einen Moment, der hoffentlich noch lange nicht eintreten wird. Ihre Schwester müßte ja kein Herz haben, wenn sie Ihnen dann nicht freundlich entgegen käme."

„Sie hat wol ein Herz, entgegnete Diane, aber nicht weich und matt wie ich, sondern fest und stark. Was sie denkt sagt sie, was sie sagt thut sie. Sie ist aus einem Guß. Was solche Menschen sich vornehmen führen sie aus, und es ist schwer, sie in ihrem Entschluß wankend zu machen. Sie meint nun einmal daß die Gesinnung, nach der wir unser Leben gestaltet haben, uns nicht eines Weges führe, und daß wir also nur Schmerz durch gegenseitige Berührung haben könnten: folglich sei es besser sie zu vermeiden."

„Aber das mildert sich nach so langen Jahren!"

Was Clara vorbringen mogte, Diane blieb bei dem einmal gefaßten Entschluß, mit dem sie sich nun schon befreundet hatte. Clara war beängstigt durch diese große Todeszuversicht. Als sie Diane verließ, begegnete sie unten im Hause Hellmuth und fragte ihn, was er von dem Zustand seiner Frau halte. Er war zu sehr daran gewöhnt um ihn bedenklich zu finden, und viel zu beschäftigt, um sich deshalb Sorgen machen zu können. Es lagen ihm beständig Berge von Arbeit vor. Alle Zeit, die seine Berufsgeschäfte ihm übrig ließen, widmete er literarischen Arbeiten für theologische Journale — unerquickliche Beschäftigung, durch die

Noth veranlaßt und daher dringend von ihm gesucht. Die Seinen bedurften es, buchstäblich um zu leben. Mit seiner rastlosen Thätigkeit kontrastirte schauerlich Dianens Apathie. Längst schon machte er ihr keine Vorstellungen mehr; doch Beide lebten auch nun mit einer an Gleichgültigkeit streifenden Kälte neben einander hin, weil Jeder fand, daß der Andre ihm das Leben sauer mache. So äußerte sich auch Hellmuth gegen Clara über Diane; nicht bitter, auch nicht klagend oder vorwurfsvoll — eben nur gleichgültig, und grade das beklemmte in diesem Augenblick ganz unbeschreiblich Claras theilnehmendes Herz.

„Ihre Frau ist so sehr niedergeschlagen, sagte sie, daß man gar nicht weiß, wie man sie aufrichten soll."

„So ist sie immer, entgegnete er gelassen, und was Sie auch deshalb versuchen mögen ist ganz umsonst. Ich habe ja leider diese Erfahrung in ihrem vollen Umfang gemacht. Diane ist nicht der Last des Lebens gewachsen, und sie und ich empfinden es schmerzlich, ohne es ändern zu können."

Kummervoll verließ Clara das Haus ihrer Freundin, und erschrak heftig, als sie am andern Tage plötzlich zu ihr gerufen wurde. Diane hatte Renatas Brief erhalten, und war in einer so heftigen Freude darüber, daß sie erkrankte. Der arme geschwächte Körper hielt nicht mehr die Stürme der Seele aus. Der brütenden Melancholie war er nur noch gewachsen, mit ihr hatte er sich in Einklang gebracht; große Emotionen mußten ihn erschöpfen und verwüsten. Mit einem brennenden Fieber mußte sie sich zu Bett legen.

„Ohne ihr antworten zu können! .... ohne ihr auf der Stelle sagen zu dürfen, daß sie wie ein Gottesbote meine letzten Tage mir verklärt! — sagte sie trostlos zu der ge-

rührten Clara. Ja, die Liebe, wenn ſie rechter Art iſt, wenn ſie nie entweiht ward, wenn ſie in ſo einem Renata-Herzen wohnt, iſt ein Gottesbote für Alle, denen ſie ſich zuwendet. Glauben Sie das nicht auch, meine Clara?“

„Ich glaube es, ſagte Clara gerührt. Und da Sie nun dieſe ſchöne Gewißheit und dieſe große Freude haben, ſo ſuchen Sie ein wenig ruhiger und ſtärker zu werden, um auch Ihrer Schweſter Freude zu machen und ihre theilnehmende Liebe nicht in ſchmerzliche Beſtürzung zu verwandeln, wenn Sie ihr ſchreiben.“

Aber Diane ſchloß die Augen, um ihre hervorquellenden Thränen zu verbergen, denn ſie fühlte, daß ſie Renaten nur Schmerz bereiten könne — Schmerz durch die Armſeligkeit ihres Lebens, Schmerz durch ihren frühen Tod, von deſſen Unvermeidlichkeit ſie überzeugt war — und mit vollem Recht.

7. Schickſal.

Als Cecil aus Turin nach Nizza zurückkehrte, fand er Renata ganz unbeſchreiblich verändert wieder. Es kam ihm vor, als habe ſie die Trauerkleider abgelegt, und doch hatte ſie das längſt gethan, und in ihrem gewohnten Karmeliteranzug — wie Euſebie es ſpottend nannte — trat ſie ihm am Morgen nach ſeiner Ankunft entgegen. Er hatte nicht den Muth ſie zu fragen, was ihr widerfahren ſei; er fürchtete weiß Gott welche Antwort, und das Herz ſchlug ihm heftig als ſie ſagte:

„Warum ſind Sie ſo lange weggeblieben? über drei Wochen! ich wollte Ihnen etwas erzählen, und die Zeit bis zu Ihrer Rückkunft iſt mir gar lang geworden.“

„Ich fand in Turin Nachrichten, die mir in Bezug auf meine Zukunft, nämlich auf meine Stellung wichtig ſind; und die Carriere iſt denn doch etwas, das man nicht verſäumen mag, antwortete Cecil. Doch nichts von mir! Sie nehmen doch keinen rechten Antheil an den Veränderungen und dem Avancement in unſrer Diplomatie,“ ſetzte er lächelnd hinzu.

„Allerdings nur inſofern es Sie betrift, entgegnete Renata; aber da denn doch ſehr.“

„In einigen Wochen wird es ſich entſcheiden, ob ich einen Glückwunſch von Ihnen empfangen darf.“

„Das iſt zu ſpät für mich,“ ſagte Renata.

„Gräfin!“ rief Cecil erblaſſend und ſtillſtehend.

„Erſchrecken Sie mich doch nicht ſo!“ ſagte ſie halb unwillig und halb verlegen.

„Im Gegentheil! Sie haben mich erſchreckt! erwiderte er gefaßt. Und warum iſt es dann zu ſpät?“

„Weil ich abreiſen will, und je früher deſto lieber. Während Ihrer Abweſenheit hab' ich erkannt, daß dies Leben ganz und gar nichts für mich taugt. Ich habe gezeichnet, als wolle ich ein Rafael werden: es langweilt mich! die Kunſt will ein ganzes Herz, ich hab' es nicht für ſie, drum verſchmäht ſie mich — und wir ſind quitt. Ich habe mich in der Geſellſchaft herumgetrieben, als wolle ich eine Elegante werden: das langweilt mich noch mehr. Die Kunſt begehrt Alles was der Menſch an Herz und Geiſt hat; und mehr als ich ihr geben kann; die Welt aber begehrt vor Allem: — Beides nicht! und das iſt mir denn doch noch läſtiger! So wenig ich auch haben möge — in der Welt hatte ich noch immer viel zu viel; denn das intellectuelle Leben, deſſen ich mich durchaus nicht entäußern kann, findet dort keinen Anklang. Ich wollte die Leute verlocken mir ihre Meinung, ihre Anſichten, ihre Erfahrungen mitzutheilen, indem ich ihnen mit gutem Beiſpiel voranging. Dafür ſtarrten ſie mich an, als ob ich ihnen eine Sottiſe ſagte und eine Indecenz zumuthete. Unwillkürlich kreuzten die Frauen ihre Echarpe über der Bruſt und knöpften die Männer ihren Rock zu — ſo angſt war ihnen, daß etwas vom Herzen durchſchimmern möge, und allmälig erfuhr ich, daß

darüber folgende unwandelbare Regeln in der Gesellschaft Gebrauch wären: man hat die Meinung der größten Partei, besonders sobald sie in irgend einer Sommität ihr Organ gefunden; Ansichten hat man nicht bestimmt, sie wechseln je nach der Person, mit der man sich unterhält, ob man ihr gefallen will, oder sie ärgern, oder sonst etwas; Erfahrungen hat man aber nicht, als Frau ein für alle Mal nicht! und wäre man alt und grau — Erfahrungen gemacht zu haben schickt sich nicht. Wie ein Automat soll man durchs Leben gewandelt sein. Ist das nicht Unsinn? wozu leben wir denn? . . . . Ich fand mich nicht zurecht in all' der Verkehrtheit und all' der Lüge. Ich sagte Dinge, die man mir grausam übel genommen hat, z. B. „Ach wären die Menschen doch etwas weniger tugendhaft und etwas mehr unschuldig." Die Damen haben behauptet, ich wolle die Gesellschaft nach St. Simonistischen Grundsätzen umformen, ich wirkte schädlich auf junge erregbare Gemüther, man müsse so wenig wie möglich mit mir umgehen. Die Männer finden dasselbe, denn ich bin nicht in der Adoration vor ihrer Unwiderstehlichkeit, und ob ich mit einem Staarmatz spreche oder mit einem Mann, macht mir ungefähr denselben Effect, nämlich gar keinen. Genug, ich gefalle den Leuten nicht, und sie gefallen mir auch nicht: das ist billig! es ist keine Harmonie zwischen uns, und welchen Ton der Eine von uns auch anschlagen möge, nie fällt der Andre mit der Terz ein, sondern immer mit der Septime, und ohne darauf folgende Auflösung. Aus diesem Charivari will ich mich retten nach meinem Ebernbach, und ich wartete recht ungeduldig auf Ihre Rückkehr."

„Befehlen Sie ganz über mich," sagte Cecil, denn er

glaubte Renata wolle ihm Aufträge machen, oder Dienſte von ihm begehren; vielleicht wünſchte ſie gar ſeine Begleitung.

„Ich wollte Ihnen das ſagen, weil wir alte Bekannte und gute Freunde ſind, fuhr ſie fort, Ihnen zuerſt.“

„Und weiter nichts? .... o Gräfin, da wir denn doch alte Bekannte und Freunde ſind, ſo erlauben Sie mir die Bitte, daß Sie nicht grade jezt fortgehen, wo ich eben gekommen bin, und zwar gekommen, um die Zeit Ihres Hierſeins mit Ihnen zuzubringen.“

„Das war nicht abgemacht,“ unterbrach ihn Renata.

„Mit Worten nicht.“

„Da haben Sie Recht, ſagte ſie lächelnd. Aber ich ſehne mich nach Ebernbach, nach meinem ſtillen friedlichen Leben, nach den Menſchen, die mir anhänglich ſind, die ſich freuen wenn ich zwiſchen ihnen bin, als ob ſie dann beſſer verſorgt und ſicherer wären. Ich ſehne mich aus dieſen Olivenhainen und Orangegärten nach dem ernſten Speſſart, wo es rauh und grau genug iſt, aber wo ich an jedem Geſicht das mir begegnet, an jedem Baum den ich betrachte, an jedem Schornſtein den ich rauchen ſehe ein ganz beſtimmtes Intereſſe nehme, weil wir in gegenſeitiger Verbindung mit einander ſind. Ich ſehne mich aus dieſer wunderreichen, ſonnedurchglühten, von Meer und Gebirg umgürteten Ebene hinweg, und nach meinem kleinen engen Thal, zu den Menſchen denen ich gehöre, die mein ſind“ .... —

„Müſſen denn das durchaus eine Menge Menſchen ſein?“ fragte Cecil halblächelnd.

„Denn ohne einen direkten und ganz beſtimmten, auf gegenſeitige Verpflichtung gegründeten Verkehr mit ihnen,

mag ich nicht leben, fuhr ſie fort, und da ich das jezt ſehr deutlich erkannt habe, will ich heim. Ich gehöre nicht zu den Kunſtmenſchen, noch zu den Geſellſchaftsmenſchen, ſondern zu denen, die ſchlechtweg ihren Kreis der Pflichten haben und ausfüllen müſſen, und mit einer ſolchen lockt mich mein Ebernbach."

„Es lockt Sie von hier fort, weil Sie Sich hier unthätig fühlen; aber werden Sie dort nicht in ein ganzes Meer von melancholiſchen Erinnerungen, von ſchmerzlichen Träumen verſinken?"

„Sinken? ja! doch nicht verſinken! ich arbeite mich empor. Die trüben Erinnerungen an große Schmerzen, die unverſiegliche Schwermuth die uns überfällt, wenn wir in die Vergangenheit blicken, ſind für uns das, was der Ballaſt für ein Schiff iſt. Nur unerfahrne Menſchen halten ihn für unbequem! uns iſt er nothwendig; ohne ihn wären wir ein Spielwerk der Wellen des Lebens."

„Ich weiß daß Sie ſtärker ſind, als Menſchen zu ſein pflegen, ſagte Cecil, und als Renata eine verneinende Handbewegung machte: Ja doch! ich weiß es! und darum frage ich: iſt ſtark ſein .... glücklich ſein?"

„Danach fragen Sie mich nicht! rief Renata, vom Glück weiß ich wenig zu ſagen." Sie blieb ſtehen, ſchlang den Arm um einen Orangenbaum, und lehnte ſinnend das Haupt an den Stamm. Der Morgenwind wehte durch das glänzende Laub und ſchüttelte einige Blüten herab, die ihr wie duftende Sterne in's Haar fielen. Die Morgenſonne ſtand hinter ihr; ſie ſah aus wie eins von Botticellis — des alten Florentiners — auf Goldgrund gemalten Bildern, wo die Engel und Heiligen gar nicht ſchön ſind, und doch

ſo unbegreiflich himmliſch ausſehen. Nach einer Weile ſagte ſie gedankenvoll: „Ich bin zuweilen recht glückſelig, aber glücklich . . . . bin ich und war ich wol nie.“

Cecil fühlte einen glühenden Drang vor ihr niederzuknien, nur die Spitze ihrer Finger, nur den Saum ihres Shawls zu küſſen. Sein Herz klopfte ſo heftig, daß er meinte, ſie müſſe es hören können. Er ſchlug die Arme über einander und trat zwei Schritt zurück.

„Sie müſſen mir eine Gnade erweiſen, ſagte er äußerlich ruhig. Man darf ſo zu Ihnen ſprechen, denn Sie rechtfertigen jedes Vertrauen! reiſen Sie jezt nicht! warten Sie nur noch drei, höchſtens vier Wochen. Sie wiſſen nicht was Alles für mich davon abhängt, und ich kann es Ihnen auch jezt noch nicht ſagen.“

„Warum nicht jezt?“ fragte Renata unſicher.

„Weil die Zeit noch nicht da iſt,“ entgegnete er beſtimmt.

„Das klingt ſo geheimnißvoll, ſagte ſie lächelnd, daß es mir Luſt macht zu bleiben.“

„Sie bleiben alſo?“

„Ich will mich beſinnen.“

„Beſinnen? o, nur nicht zu lange.“

„Nein, nur drei Wochen.“

Diesmal nahm Cecil denn doch ihre Hand und küßte ſie. Renata ſagte ganz unverlegen:

„Ja, ſo gutmüthig bin ich! meine Plane intereſſiren mich weniger als die Anderer, und ich freue mich nur, daß ich den meinen noch gegen Niemand ausgeſprochen hatte.“

Sie fing nun ihr früheres Leben wieder an, beſuchte faſt gar nicht mehr die Geſellſchaft, und ging und ritt mit

Cecil und Mimi ſpazieren; auch der Zeichenlehrer wurde wieder entlaſſen. Euſebie ſah mit großem Verdruß Cecils Wiederkehr und Alles, was darauf folgte. Sternfels ſagte ihr:

„Nun? bin ich nicht ein Prophet? hab' ich's nicht vorher geſagt? kleine Brouillerie, Verſuch ſich zu zerſtreuen, Erkenntniß der Unmöglichkeit, Rückkehr, Verſöhnung, Schluß d. h. Heirath. So lautet mein Programm. Ja, Schätzchen! ich kenne die Menſchen, ich bin ein geborner Pſycholog! — Wär' es nur erſt bis zur Heirath; worauf warten die Leute?"

Euſebie hatte an eine Freundin nach Berlin geſchrieben um Erkundigungen über Cecil anzuſtellen. Sie hoffte auf ein ungünſtiges Reſultat. Dem war aber nicht ſo. Die Dame antwortete: der Miniſter des Auswärtigen habe ihm ſeine beſondre Gunſt zugewendet, und deſſen verſtorbene Tochter ſei ſeine Braut geweſen; ſie ſelbſt kenne ihn zwar nicht perſönlich, höre aber nur lobend von ihm ſprechen. So war es denn ganz unmöglich gegründete Beſchwerden gegen ihn aufzubringen; daher ſagte Euſebie:

„Lieber Gott! er iſt interimiſtiſcher Geſchäftsträger! das wäre denn doch eine jämmerliche Stellung für meine Schweſter. Aber ich bitte Dich, ſprich mir nicht davon! es liegt für mich etwas Empörendes in dem Gedanken, daß zwei Menſchen ſich heirathen wollen, deren Brüder mit einander ein ſolches Duel gehabt haben."

„Im Gegentheil! etwas Verſöhnendes! ſagte Sternfels. Denke doch nur an den Cid und Ximene. Man muß mit Nutzen reiſen, lieber Schatz."

Renata allein war ruhig, zu ruhig vielleicht. Sie zwei-

felte nicht einen Augenblick daran, daß Cecil ſie liebe. Sie wußte es ja ſchon vor zwei Jahren in Frankfurt. Sie liebte ihn nicht, wie ſie Emmerich geliebt hatte, ſie hatte gar keine Leidenſchaft für ihn; aber was ſie ihm geſagt hatte war doch durchaus wahr und richtig: er war ihr ganz und gar angenehm, und ein Leben mit ihm erſchien ihr leicht und vertrauenerweckend. Ob er ſie zu heirathen wünſche wußte ſie aber nicht. Für manche Männer iſt eine Frau läſtig und unbequem in der Carriere. Auch das beunruhigte ſie nicht. Mit der Gelaſſenheit, welche große Schickſale geben, ſah ſie nur in die Zukunft um ſie Gott anheim zu ſtellen. An Emmerich dachte ſie wie an den verlornen Geliebten ihrer Jugend; doch nicht wie damals in Frankfurt mit verzweiflungsvoller Sehnſucht, mit flammender Liebe. Sie hatte ihm geſagt: ich will Dich ſehen, und dann ruhig leben und ſterben. Sie hatte ihn geſehen, als Gatte, als Vater, und wünſchte jezt für ihn noch Alles, von ihm nichts mehr. Nicht erkaltet war ſie gegen ihn, noch gleichgültig, doch mit dem Gedanken an ihn wandten ſich Aug' und Herz dem Himmel zu, der Erde nicht. Ihre Geſinnung war die alte: Beſſer ſoll uns die Liebe machen, nicht ſchlechter; ſtark ſollen wir durch ſie werden, nicht miſerabel. Sie ſah ſich um auf der Erde und fragte ſich ſelbſt: was giebt es denn für mich zu thun? — Ihr bangte wol ein wenig vor ihrer großen Einſamkeit, und dann war ihr zu Sinn, als müſſe ſie freudig Cecils Hand ergreifen. Einmal bat ſie ihn, er möge ihr doch ſein ganzes vergangenes Leben erzählen, aber aufrichtig.

„Das kann ich nicht!“ ſagte er finſter.

„Das mißfällt mir, entgegnete Renata, denn es giebt mir Veranlaſſung viel Übles von Ihnen zu denken.“

Er verbeugte ſich und ſchwieg.

„So trotzig?“ fragte ſie.

„Es iſt kein Trotz, ſondern die Unmöglichkeit Ihnen zu willfahren, die mich verſtummen macht. Um ganz aufrichtig zu ſein müßte ich gleichſam als Richter über mich und meine Handlungen ſprechen — denn an den kahlen Daten und Namen würde Ihnen doch nichts liegen — und das kann ich nicht! ich würde vielleicht zu ſtreng gegen mich ſein, um Sie zu entwaffnen.“

„Meinen Sie denn, daß ich Sie richten will? Ich will Sie kennen! Für vollkommen halte ich Sie ohnehin nicht.“

„Das iſt troſtreich!“ rief Cecil lachend.

„Ganz gewiß! denn die fremde Unvollkommenheit mahnt mich an die eigene, und ſo hab' ich immer Nachſicht und Milde vorräthig, und das iſt doch ſehr tröſtlich für Andre.“

„Sie Selbſt haben mir noch nicht einmal Ihr Leben erzählt,“ ſagte Cecil ausweichend.

„Das iſt nicht nöthig, denn meine Schwägerin hat es gethan.“

„Ungenügend, Gräfin, unbeſtimmt! ſie kannte einen Charakter nicht, ein Verhältniß nicht“ . . . . —

„Das war kein Verhältniß, unterbrach ihn Renata, ſondern eine Liebe. Sehen Sie, fuhr ſie freundlich fort, ſo aufrichtig bin ich, und Sie wollen es nicht ſein, da man einem Mann doch weit mehr in dieſem Punkt nachſieht, als einer Frau!“

„Ach! ſagte er, bei mir iſt es ja grade umgekehrt: immer nur ein Verhältniß und nie eine Liebe.“

Digitized by Google

Renata lächelte und fragte: „Waren Sie deshalb ſo melancholiſch in Frankfurt, als ich Sie näher kennen lernte?“

„Auch deshalb! und dann kam ſo Manches zuſammen, um mir das Leben ernſter zu zeigen als in meiner früheren Zeit „quand j'étais jeune et superbe.“ Es waren Erfahrungen, Warnungen nicht zu hohen Werth zu legen auf Alles, wonach ich ſo ſehr geſtrebt, und was mir in der Hand zu Staub, vor dem Auge zu Nebel geworden war. Mein Leben hatte andre Leben geknickt, zerſtört, beeinträchtigt; mit welchem Recht? o, nur durch Unrecht. Das macht traurig, und zwiefach. Man meint im Augenblick der Leidenſchaft, der Selbſttäuſchung, der Aufregung, ſich ſelbſt dieſe oder jene Handlung ſchuldig zu ſein, weil ſie eine Bedingung der Exiſtenz, eine Stufe zum Glück zu ſein ſcheint; man thut ſie .... und auf der Stelle entdeckt man, daß ſie ein Irrthum war, deſſen Folgen uns Schaden bringen ſtatt Nutzen, und Unheil ſtatt Glück. Dann reibt ſich die Seele wund an dem zweiſchneidigen Stahl, den wir im Buſen mit uns herum tragen, an dem Bewußtſein ſo gröblich geirrt und ſo tief gefehlt zu haben. Davon kann man gewiß melancholiſch werden.“

„Und wie gelangten Sie wieder zum Gleichgewicht?“ fragte Renata theilnehmend.

„Was die Vergangenheit betrift, ſo bleibt ſie mir der Ballaſt im Schiff meines Lebens — wie Sie neulich ſagten, Gräfin — doch für die Gegenwart entſchloß ich mich dem äußern Erfolg, dem was die Welt Glanz und Glück nennt und was ſie anbetet — nicht ſo durſtig nachzujagen. Dieſer Entſchluß traf zuſammen mit Ihrer Bekanntſchaft, und bildete an ihr ſich aus. Nie hatte ich einen Menſchen geſehen,

der in ſo wahrhaft göttlicher Freiheit durch unſre ſklaviſche Welt ging, weil er ſich ſelber höher achtete als ihre Geſetze; — nie einen Menſchen, an dem ſo gar kein Staub haftete, weder Goldſtaub noch Schmutzſtaub, weil er die atomiſtiſchen Erbärmlichkeiten, in denen wir erſticken, nicht an ſich duldete. Ich liebte den Goldſtaub wie Alle die ihn brauchen, um Andre zu blenden. Ich ſtellte die Geſetze der Welt höher als meine Selbſtachtung, denn ich ſtrebte vor Allem danach, jene für mich zu haben und meine Geſinnung ihnen anzuſchmiegen. Da kamen Sie .... und mißachteten das Alles .... und mißachteten auch mich" .... —

„Nie! o, niemals! unterbrach ihn Renata lebhaft; ich hatte nur kein rechtes Zutrauen zu Ihnen, weil mir ſchien, als hätten Sie Sich noch nicht ganz zum Bewußtſein über Sich Selbſt durchgearbeitet — eine Aufgabe, worin die Meiſten ſtecken bleiben."

„Sie kamen zu uns! Sie gingen Ihre Wege, Sie hatten Ihre Gedanken, Sie ſprachen mit Ihren Worten, Sie lebten Ihr Leben, Sie waren ein Fremdling zwiſchen uns — und Sie mißfielen den Leuten."

„Allerdings! ſagte Renata nachdenklich; ich gefalle den Leuten nur ſo lange, als ich ſchöne Kleider trage und Fadaiſen ſage."

„Ganz natürlich! da halten die Leute Sie für ihres Gleichen und fühlen ſich in einer Linie mit Ihnen. Blitzt die höhere Natur zwiſchen den Wolken von Kleidern und Phraſen hervor, ſo ſind die Leute aus dem Gleichgewicht mit Ihnen, und verfallen auf der Stelle in die inſtinktmäßige Abneigung, welche die dürftige Mittelmäßigkeit gegen die Überlegenheit hat. Darüber grämen Sie Sich nicht!

Verirrte ſich ein Engel vom Himmel zwiſchen uns, ſo würde er ſehr ſchlecht in der Geſellſchaft behandelt werden; — doch Einzelne huldigen und folgen ihm — wie ich Ihnen."

„Damit bin ich zufrieden," rief Renata freudig.

„Um das, wie Sie, aus vollem Herzen zu ſagen, muß man ſo innerlich unabhängig ſein wie Sie ſind. Die Maſſe der Menſchen wird ſich immer in der Maſſe umſehen und ganz bedenklich fragen: Mache ich auch hier genug Effect? werde ich auch dort genug beachtet? blende und imponire ich auch da genug?"

„Welch' ein Mühſal! rief Renata lachend, haben Sie Sich wirklich je darum bekümmert, welchen Eindruck Sie machten und Sich danach arrangirt oder darauf vorbereitet? — Nun, ich ſehe Ihnen ſchon an, daß Sie mich bitten wollen, Sie nicht zu einem ſo demüthigenden Geſtändniß zu zwingen. Aber fragen muß ich Sie, ob Sie beharren werden in der Geſinnung, die Sie jezt ausgeſprochen haben; das iſt wichtiger."

„Ich hoffe vom Altar der Heiligen nicht abzufallen, um zum Dienſt der falſchen Götter mich zu wenden," entgegnete Cecil.

Als Renata nach Hauſe kam erzählte ihr Euſebie, die Fürſtin X. und die Gräfin Z. wären eben bei ihr geweſen, um ihr Glück zu wünſchen.

„Wozu denn das?" fragte Renata ziemlich gleichgültig.

„Zu Deiner Verlobung," entgegnete Euſebie.

„Das iſt zu voreilig, ſagte Renata gelaſſen. Ich gebe Dir mein Wort, daß ich Dir zuerſt ſagen werde, wenn ich über meine Hand verfüge."

„Sollte das je zu Forſters Gunſten geſchehen, ſo mögte

ich Dich bitten, es mir wo möglich zu verſchweigen, denn einen Glückwunſch für Dich würde ich nicht über die Lippen bringen aus Betrübniß; und für ihn, aus Zorn. Er ſchmeichelt ſich bei Dir ein auf jede Weiſe, und Du läßt Dich durch ihn beſtechen.“

„Das ſind ſeltſam ſcharfe Worte, um eine Neigung zu bezeichnen! Gefällt man ſich gegenſeitig, ſo giebt es keine Schmeichelei und keine Beſtechung mehr.“

„Deine Verblendung geht über alle Grenzen! Du biſt ſo klug, Renata, ſo klar, und doch ſo befangen in Eitelkeit, daß Du nicht einſiehſt, welch' eine Anziehungskraft Dein Vermögen und Deine Geburt auf Forſter üben. Wärſt Du arm und von geringer Herkunft, ſo würde er ſich nicht um Dich bekümmern.“

„Das glaub' ich auch, denn alsdann wäre ich ja nicht mehr die Perſon, die ich jezt bin, die ſich grade aus meinen jezigen Verhältniſſen entwickelt hat! Wäre ich ein Bauermädchen, ſo wäre ich ihm nie begegnet; wär' ich eine Grönländerin oder Hottentottin, ſo hätte er nicht einmal eine Ahnung von meiner Exiſtenz. Darüber muß ich mich ſchon tröſten, daß Forſter ſich für die Renata, die da iſt — und nicht für die, welche gar nicht exiſtirt, intereſſirt.“

„Du ſuchſt mir durch Spott auszuweichen, da Du die Wahrheit meiner Worte heimlich erkennſt, und ſie nicht zu widerlegen vermagſt.“

„Nicht doch! ich kann auch ſehr ernſthaft reden und Dir ſagen, daß ich es einen Mann unmöglich übel deuten kann, wenn die Frau Vermögen hat, die ihm gefällt. Wir ſind ja heutzutag ſo fürchterlich verwöhnt durch Luxus und Bequemlichkeit jeder Art, daß ein Vermögen, welches unſern

Großältern recht bedeutend ſchien für uns eine wahre Bettelei iſt, die man allein auf die Toilette verwendet. Wie ſoll ein Mann dieſen Bedürfniſſen genügen? Weil er es nicht kann — darum bleiben ſo manche unverheirathet. Und was die Geburt anlangt, gute Euſebie, ſo finde ich wirklich, daß man ſchlecht gegen uns verfährt! Prinzeſſinnen heirathen ſimple Edelleute und nehmen uns unſre Partien, Edelleute heirathen Mädchen aus dem Handelſtand, Sängerinnen, Schauſpielerinnen, und was ihnen gefällt; wer bleibt da für uns übrig? heirathen wir einen Prinzen, ſo wird ein alberner Name für uns componirt, der uns in eine Reihe mit den Mätreſſen der Fürſten ſtellt, und unſre Kinder ſind nicht ſucceſſionsfähig. In ſolche ſchiefe Stellung mag man ſich doch nicht gern begeben. Da wollen wir uns ſchon lieber entſchließen, liebenswürdige Männer zu heirathen wo wir ſie finden, abgeſehen von ihrer Herkunft. Ob dieſe gänzliche Aufhebung aller Standesunterſchiede wirklichen Vortheil bringt, bezweifle ich! die Menſchen werden dadurch noch unruhiger, noch begehrlicher als ſie ohnehin ſchon ſind. Aber wir können uns nicht ganz losmachen von den Anſichten unſrer Zeit; Niemand hat es gekonnt; wir athmen in ihrer Atmoſphäre“ . . . .

„Und erkranken in ihr!“ warf Euſebie hin.

„Haben wir eine geſunde und tüchtige Natur, entgegnete Renata, ſo erkranken wir nicht. Ächte Lebensſtoffe ſind überall; die müſſen wir erkennen und uns aneignen lernen, und die ſchädlichen ausſtoßen.“

„Das wäre Alles ſehr ſchön und erhaben, wenn es ſich nur nicht darum handelte, eine Entſchuldigung für eine unpaſſende Heirath zu finden!“ rief Euſebie ungeduldig.

„Da Du mich so vollkommen mißverstanden hast, um ein Entschuldigungsbedürfniß in meinen Worten zu finden, so würde es nutzlos und langweilig sein, ferner auch nur noch eine Sylbe über diesen Gegenstand zu verlieren," sagte Renata mit der unerschütterlichsten Gelassenheit und setzte sich, das Gespräch abbrechend, an ihren Flügel. Bei ihm ruhte sie sich wieder aus, wie in früheren Jahren; mit den Geistern seiner Töne führte sie wieder trauliche, tiefsinnige Gespräche; die Poesien, für welche ihre Lippen keine Worte fanden, legte sie in seine Akkorde. Die Musik war ihr wieder eine Rose ohne Dornen, die sie tapfer sich erkämpft hatte; — denn sie hatte so lange in die Dornen hinein gegriffen, bis ihre Hand alle abgestreift. Sie war nun fast vier Monate schon in Nizza gewesen; der Frühling stand dort in voller Pracht.

Hier bin ich wieder lebenskräftig geworden, sprach Renata zu sich selbst; Anderen bringt dieser liebliche Ort Gesundheit des Leibes, Stärkung der Nerven; mir hat er mehr gebracht! eine geistige Badekur war er mir, in der sich die Wunden der Seele schließen, und nach welcher man sich erfrischt in's Leben und in den Wirkungskreis zurück begiebt. —

Emmerichs Bild glitt durch ihre Seele. Sie behielt es fest im Auge, und senkte nicht den Blick vor ihm. O Du! sagte sie halblaut, Du und die Liebe zu Dir — das hat mich eingeweiht in's Mysterium der Schmerzen: wir erliegen ihnen nicht, wenn wir nicht feig sind. — Ihr Herz hob sich froh, fast glücklich. Sie saß auf den Kieselwällen am Meer, die Wogen erstarben zu ihren Füßen wie ein leises Liebesgeflüster, und sie horchte darauf. Wer ist dessen je

müde geworden? Was die Meereswellen und die Liebe erzählen, klingt immer so wundervoll neu. — Aber Ahnungen giebt es nicht; das ist gewiß! sonst hätte ihr Herz nicht so leicht und frisch klopfen können.

Cecil suchte sie auf der Terrasse und im Garten. Als er die kleine Miß bellend außerhalb des Gitterthors herumlaufen sah, ging er hinaus und näherte sich Renaten. Er war in einer solchen Spannung, daß er sich keine Zeit zu Vorreden nahm, sondern nur entschlossen sagte, als er sich zu ihr setzte:

„Ich bin zum Minister-Residenten in Rom ernannt."

„Das war also Ihre große Erwartung? Nun, meines Glückwunsches sind Sie gewiß. Rom! das ist fast beneidenswerth." — Sie gab ihm die Hand und drückte die seine; aber er erwiderte nicht den Druck.

„Nein! sagte er, in dieser Weise, nur freundschaftlich, nehme ich nicht Ihre liebe Hand, Gräfin. Aber .... wollen Sie mir folgen nach Rom, darf ich Sie dahin führen; jezt, wo ich Ihnen eine Stellung in der Gesellschaft, einen Namen in der Welt anzubieten habe, ja, dann nehme ich sie."

Sie schwieg. Emmerich's Wort einst vor langen Jahren in Ischl, und dann wieder beim Abschied in Prag: Nicht mir wirst Du gehören, aber auch keinem Andern; — und ihre Antwort: Keinem Andern! — und ihr Ring, den sie ihm gegeben, — das Alles stand plötzlich so klar in ihrer Seele, als habe Cecil einen Vorhang fortgezogen.

„Gräfin, sagte Cecil, Sie dürfen mir meine Bitte abschlagen, aber nicht mich martern durch Ihr Schweigen. Sprechen Sie! Sie können nicht überrascht noch befremdet sein; Sie mußten diesen Moment ahnen, wissen, erwarten,

denn nur mein Mund hat bis jezt geſchwiegen, und Sie verſtehen es, in den Seelen zu leſen.“

„Ich wollte, Sie verſtänden es auch, entgegnete Renata ſanft, denn ich mögte Ihnen jezt gern die Hand geben und ohne Worte.“

„Wirklich?“ rief Cecil beſeligt und zagend.

„Warum zweifeln Sie?“ fragte ſie lächelnd.

„Weil ich Sie ſo ſehr liebe, daß Sie für mich im Himmel ſtehen, während ich doch nur auf der Erde bin.“

Renata gab ihm die Hand, ſah ihn an mit jenem Ausdruck, der nur ihr eigen und wunderbar vertrauenerweckend war, und ſagte: „Cecil!“

„O! rief er, Sie werden mich glauben machen, daß Sie mich lieben, wenn Sie mit dieſem Blick mich anſehen, mit dieſem Ton zu mir reden.“ Er behielt ihre Hand.

„Die Liebe iſt ein großes Räthſel, ſagte Renata ernſt, das eine tiefe Wahrheit umhüllt, und das wir unvollſtändig löſen in der Liebe zum Geſchöpf, vollſtändig in der zum Schöpfer. Ich will Sie nichts glauben machen, was nicht iſt.“

„Soll das heißen, daß Sie mich nicht lieben?“ fragte er.

„Wenn Sie unter Liebe etwas Unüberwindliches, Unwiderſtehliches, gewaltſam und unberechenbar Beherrſchendes begreifen“ . . . . —

„Allerdings! denn ſo liebe ich Sie,“ unterbrach Cecil.

„Dann werden Sie nicht mit mir zufrieden ſein, entgegnete ſie, traurig den Kopf ſchüttelnd. Ich habe ſo früh gelernt, die Liebe zu beherrſchen, daß ſie nicht mehr meine unumſchränkte Königin ſein kann. Ich habe mich nie bewußtlos von ihr in eine Welt ſüßer ekſtatiſcher Seligkeit

reißen laſſen. Der Freuden, die ſie mir gab, war ich mir immer bewußt, denn es waren ernſte, aus Kampf geborne, im Schmerz erzogene, faſt mögt' ich ſagen Märtyrerfreuden. Für ein jauchzendes Liebesglück bin ich nicht geſchaffen."

„Wer weiß!" ſagte Cecil, in ihr Anſchauen verſenkt.

„Ich habe Emmerich geliebt, fuhr Renata fort, wie ſich das nicht ſagen läßt mit kahlen dürren Worten. Dabei iſt mir das Herz ſo wund geworden, ſo erſtickt in ſeinen Aſpirationen, ſo zerrieben von ſeinem heftigen Klopfen, ſo vertraut mit dem Gedanken, in Feſſeln gehalten werden zu müſſen, ſo feſt in dem Entſchluß, das Leben hoch zu halten, wenn auch mehr Dornen als Roſen darin ſind, daß ich eben durch das Alles ſo geworden bin, wie Sie mich gefunden haben: nicht mehr fähig der Leidenſchaft, aber dennoch durſtig nach Glück, und nicht immer ſo reſignirt, wie ich in ſtillen Augenblicken ſpreche."

„Und Emmerich?" fragte Cecil, und Renata fühlte, wie ſeine Hände zitterten. Aber die ihre lag friedlich in der ſeinen und zitterte nicht. Sie ſagte ruhig:

„Ich werde ihn nie vergeſſen."

„Sie trauen mir zu viel Kälte zu, Gräfin!" rief er.

„Ich kann nicht lügen, ich kann weder mich noch Emmerich verleugnen, und ich kann und will ihn nicht vergeſſen. Spricht man nicht zu einem Kinde: O ſchäme Dich, Du haſt vergeſſen! — Sagt man nicht faſt mit Verachtung von einem Menſchen: er hat vergeſſen ſein Wort, oder ſeine Pflicht, oder ſeine Geſinnung! — Iſt nicht immer eine Schmach, ein Vorwurf an das Vergeſſen geknüpft, und dürften Sie nicht ſelbſt beſorgen, von mir vergeſſen zu werden, wenn ich fähig wäre, eine Erinnerung aus meiner

Seele zu tilgen, die meinem ganzen Leben die Richtung gegeben hat? Ich denke an Emmerich ohne Schmerz und ohne Sehnsucht, aber ich denke an ihn."

„Versprechen Sie mir, mit Worten an ihn zu denken, nicht mit stummer, stiller Seele, sondern mit mir."

„Desto besser! rief Renata freudig; das thue ich gern, denn nicht ein dunkler Fleck haftet auf seiner Erinnerung und seinem Wesen."

„Aber wie sind Sie denn eigentlich für mich gesinnt?" fragte Cecil schwankend.

„Als könnt' ich glücklich mit Ihnen sein," sagte sie rasch und lebhaft.

„Glücklich? Sie, Renata, die nie glücklich waren?"

„Eben darum," sprach sie mit lieblich feinem Ausdruck.

„Und was denken Sie Sich unter diesem neuen fremdartigen Glück?" fragte Cecil dringend.

„O Alles, was ich nicht kenne, sagte sie, und mehr, als ich mir vorstellen kann." Ihr Auge suchte mit einem ungewohnt träumerischen Ausdruck das seine.

„Solche Zuversicht giebt nur die Liebe! rief er entzückt. Sie allein schließt eins von den tausend Himmelspförtchen auf, durch welche selige Verheißungen eines namenlosen Glücks zu uns herab schweben."

Er sah so tief und innerlich glücklich aus, so verklärt von der Gewißheit, die Krone seines Lebens erlangt zu haben, daß Renata gerührt all' den Jubel in Schutz und Schirm des Himmels flüchten wollte; nur dann schien er ihr sicher zu sein. Sie faltete mit frommer Bewegung die Hände und sagte:

„O mein Gott, laß mich ihn glücklich machen! das Leben der Liebe iſt ja ſo heilig und ſo ſchön.“

„Du haſt Gott, und ich habe Dich!“ rief Cecil und wollte ſie umſchlingen.

Aber Renata ſprang auf und ſagte lachend:

„Unmöglich, mein Herr! die Sonne ſieht's!“

„O, entgegnete er, die Sonne hat gewiß nichts dagegen, einmal einen recht Glücklichen zu beſcheinen! Hätten Sie geſagt: Euſebie ſieht's! — das würde mir imponirt haben. — Aber, Renata! daß ich Wichtiges nicht vergeſſe: ich muß bald, ſo bald wie möglich fort, und ich hoffe ſehr . . . . . nicht ohne Sie.“

„Giebt es denn hier proteſtantiſche Pfarrer?“ fragte ſie.

„Ja, aber engliſche,“ entgegnete er, unbeſchreiblich froh, keinen Widerſtand bei ihr zu finden.

Sie traten in's Haus und Sternfels kam ihnen entgegen.

„Kehren Sie nur gleich wieder mit uns um,“ ſagte Renata und faßte ihn unter den Arm.

„Mit uns? erwiderte Sternfels; mit uns? und dazu ſo eine gewiſſe huldvolle Stimmung, welche der Infantin nicht immer gegen ihren unterthänigen Knecht eigen iſt: — das bedeutet etwas Gutes.“

„Das Allerbeſte, lieber Graf,“ ſagte Cecil.

„Endlich! rief Sternfels, vergnügt in die Hände klatſchend; ich war ſchon ganz ungeduldig, ſo lang wurde mir die Zeit. Man muß ſich nicht ſo erſchrecklich beſinnen, wenn's darauf ankommt, glücklich zu ſein.“

Er war ganz Herzlichkeit und Theilnahme, und immer bemüht, Euſebien's ſchneidend froſtiges Weſen vergeſſen zu machen. Trotz ſeines Leichtſinns und ſeiner Leichtfertigkeit

war ihm das Herz nicht so vertrocknet und verschrumpft, als ihr, mit ihren ewigen merkantilischen Berechnungen. Er hatte die instinktartige Gutmüthigkeit behalten, welche den Menschen seines Schlages gewöhnlich in solchem Grad eigen ist, daß man ihnen häufig deshalb ihre großen Fehler verzeiht; während Eusebie nicht einen einzigen in die Augen fallenden Fehler hatte, aber ihrer Herzensdürre wegen unerträglich war.

„Wie kannst Du Dich freuen? sagte sie zu ihrem Mann. Ist denn das ein Grund zur Freude, daß meine Schwester eine so klägliche Heirath macht, und uns und unserer Familie entfremdet werden wird? Weder die Mama, noch Ignaz, keiner der Verständigen aus unserem Hause wird den albernen Schritt und Deinen kindischen Jubel begreifen."

„Ja Schätzchen! sagte Sternfels, Du und Deine Mama und Dein Bruder, Ihr bildet ein Kleeblatt, vor dem ich allen Respekt habe; denn wenn wir andern Menschenkinder uns an's Herz greifen, weil es uns warm und froh wird, so legt Ihr Drei die Hand an die Stirn und fragt ganz nachdenklich: Was hab' ich davon? Ihr seid geborne Spekulanten! Mit Euch ist nicht Schritt zu halten."

„Was helfen mir meine Spekulationen! rief Eusebie unmuthig; ich habe mich in Renata's Charakter verrechnet. Wer kann sich vorstellen, daß sie bei achtundzwanzig Jahren sich verlieben wird? Es ist im Grunde ein Skandal" . . . . —

„Weil sie Deine Berechnungen über den Haufen wirft? rief Sternfels laut lachend. Liebes Kind, sei nur nicht hypertugendhaft! Dahinter steckt immer etwas Anderes. Ja ja, etwas Anderes! sieh mich an wie Du willst; und zwar

etwas, das beileibe nicht Deine Tugend verdächtig macht — o nein! die leuchtet und ſtralt! aber .... Deinen Charakter. Und weißt Du wol, Schätzchen, daß ich zuweilen Gedanken habe .... gotteslästerliche wirſt Du ſie nennen, indeſſen muß ich ſie Dir, meinem andern Ich, doch mittheilen; alſo Gedanken, wie z. B. dieſer: ſteckt nicht etwa die Tugend einer Frau im Blut und der Charakter in der Seele? und muß man die eine auf Koſten des andern ausbilden und berückſichtigen?"

„Ich muß mich bewundern, ſagte Euſebie, daß ich bei Deinen perniziöſen Grundſätzen nicht durch und durch verdorben bin, und Du wirſt mir wenigſtens zugeben müſſen, daß ich felſenfeſte Prinzipe meiner guten Mutter zu danken habe" .... —

„Wie auch Dein felſenhartes Herz," ergänzte Sternfels, immer die Unterhaltung in ſo ſcherzhaftem Ton und mit ſo verbindlichen Mienen und Geberden führend, daß es wie ein verſtecktes Lob klang. Euſebie traute dem aber nicht und ſagte:

„Was man heimlich beneidet, weil man es nicht aufrichtig bewundern mag, das ſucht man durch Spott herabzuſetzen. Mir ſcheint, lieber Sternfels, daß Du bei den Kritikern in den literariſchen Journalen Lectionen nimmſt, und ihnen ihre verbrauchten Künſte ablernſt."

Sternfels hielt ſich beide Ohren zu und rief: „Gnade, mein liebes Kind, Gnade! wirf mir vor, was Du willſt — nur nichts! nichts von Journaliſten! Machteſt Du mir den Vorwurf, bei Katzen in die Schule zu gehen, ſo würde mich das ſchon empören; aber nun vollends bei Journaliſten! Nein, Schätzchen, dann hat unſer heitres Geſpräch ſogleich

ein Ende. So über alle Maßen mußt Du mich nicht beleidigen. Jezt iſt's vorbei; ich kann die arme Renata nicht mehr vertheidigen. Mir iſt zu Muth wie einem Ritter, der ſtatt des Lanzenſtichs einen Fauſtſchlag bekommen hat."

Später, als Renata ſich zu dem Ehepaar geſellte, fragte Euſebie:

„Wie hat es ſich nur gemacht, daß grade Forſter Dein Herz genug gerührt hat, um Deine Hand zu gewinnen? Mir däucht, Du hätteſt doch in dieſen letzten Jahren manche Männer kennen gelernt, die ihm in vieler Beziehung überlegen ſind."

„Ich glaube wol, entgegnete Renata, daß hier und da ein Mann meiner Bekanntſchaft irgend einen Vorzug vor Cecil haben mag; ich hatte nur nie Zeit, mich an ihn zu gewöhnen, mich mit ihm zu befreunden, und für die Liebe „beim erſten Blick" bin ich nicht geſchaffen."

„Bedanken Sie Sich bei mir, Infantin! ich habe Ihnen Gelegenheit und Muße verſchafft, ſich gründlich an Forſter zu attachiren: denn wäre Euſebie nicht in dem intereſſanten Zuſtand, worin wir ſie jezt erblicken, ſo wären wir durch Nizza geflogen, nach Rom, nach Neapel und nach Deutſchland zurück, und Sie hätten ihn niemals ſo wie hier in ungeſtörter Intimität kennen gelernt."

Euſebie, die ohnehin nicht ſehr erfreut über ihren, wie Sternfels ihn nannte, intereſſanten Zuſtand war, fand in dieſer Äußerung einen Grund mehr, um ſich heimlich zu grämen, und ſagte:

„Wie wirſt Du nur die oft ſo läſtige Abhängigkeit von einem Mann ertragen, Du Unabhängige ſeit Deinem ſechszehnten Jahr?"

„Ach! erwiderte Renata aus voller Seele, von der großen und mühseligen Anstrengung, immer meinen eigenen Willen festzuhalten und durchzuführen, werde ich mich mit wahrer Wonne in dem Bewußtsein ausruhen, den Willen eines Andern zu thun.“

„Du sprichst wie Jemand, der nicht weiß, wie bitter uns der Gehorsam sein kann,“ entgegnete Eusebie kopfschüttelnd.

„Nicht doch! sagte Renata ruhig, ich habe mich früh im Gehorsam gegen die von Gott auferlegte Pflicht geübt.“

„Sie sind wirklich eine ganz excellente Frau! rief Sternfels. Ja, Sie haben eine Vorschule gehabt, welche Sie herrlichst für die Ehe befähigt. Jedesmal, wenn sich zwischen Ihnen und dem Gemal leichte Differenzen erheben, die auch in der glücklichsten Ehe nicht fehlen — nicht wahr, Eusebie? — werden Sie sanft und freundlich nachgeben und denken: meines Mannes Wille ist Gottes Wille, und der geschehe.“

Renata lachte und sagte: „Ich glaube, bis zu dieser Vollkommenheit bring' ich es nicht.“

„Ich würde Dir auch nicht dazu rathen, sagte Eusebie. Aber was wird denn nun aus Ebernbach, aus Deinen herrlichen Besitzungen? Kann denn das Alles so fortbestehen ohne Dich? wird Deine ordnende Hand, Dein klares Auge nicht überall fehlen?“

„Ich hoffe im nächsten Herbst und dann alljährlich auf ein Paar Monate nach Ebernbach zu gehen, und mich meiner Heimat und meinen dortigen Verhältnissen nicht zu entfremden.“

„Wie wird aber Forster sich darin finden? es sind

Verhältniſſe nach großartigerem Zuſchnitt als er ſie gewohnt iſt.“

„Ein Diplomat, der ſich ſchmeichelt mit den europäiſchen vertraut zu ſein, wird auch mit den Ebernbachiſchen fertig werden,“ ſagte Renata lächelnd.

„Und ſeine Familie? fuhr Euſebie fort zu inquiriren, wie wirſt Du Dich mit der ſtellen?“

„Das weiß ich nicht, denn ich kenne ſie nicht.“

„Es ſcheint ein Fatum über uns und dieſen Forſters zu walten, daß wir uns auf jede Weiſe in der Welt treffen: Tosca, Sigismund, Ignaz, Du, Cecil — denke doch nur, wie freundlich und feindlich ſich das berührt.“

„O, das iſt eine traurige Erinnerung! ſagte Renata trübe.

„Gar nicht, holde Infantin, gar nicht! ſprach Sternfels begütigend. Sie werden den Unſtern, der über dieſen Familien zu walten ſcheint, in einen Glücksſtern verwandeln, wie Romeo und Julie.“

„Sie finden keinen troſtreichen Vergleich! entgegnete Renata; Romeo und Julie ſterben beide.“

„Richtig! nun, ſo meinte ich etwas ganz Andres, wovon ich nur den Namen vergeſſen habe,“ rief er; denn in Verlegenheit kam er nie.

Aber der Schluß des Geſprächs machte einen beklemmenden Eindruck auf Renata. Sie ging in ihr Zimmer und verſank in Grübeleien, ob ſie frei genug von Emmerich ſei, um über ihre Hand zu verfügen, ob ſie keine Treuloſigkeit begehe, ob er kein ideales Recht über ſie habe. Ach, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, wir ſollten nie in die Zukunft hinein eine Geſinnung geloben, ſobald wir ſie nicht hinter den Wällen

und Mauern der Pflicht verſchanzen und durch ſie ſtark machen können. — Sie ließ Cecil zu ſich bitten, und als er kam, ſagte ſie ihm, daß ſie entſchloſſen ſei, an Emmerich zu ſchreiben.

„Und was?“ fragte er beunruhigt.

„Daß er den Ring, den ich ihm gegeben, als Andenken betrachten möge, nicht als ein bindendes Unterpfand.“

„Wozu die Erinnerung auffriſchen, Renata!“

„Um ſie zu verwandeln.“

„Und wenn er Ihnen antwortet, Schmerzliches, Trauriges, Beängſtigendes“ . . . . —

„Er antwortet nicht! höchſtens ſendet er mir ſchweigend meinen Ring zurück. Er iſt ganz ein Menſch der That — nicht der Worte.“

„Sie wollen ſchreiben, Renata, Ihre Gedanken in die Ferne ſchicken, mir entziehen, während die meinen immer mit Ihnen beſchäftigt ſind! Iſt das gerecht?“

„Vielleicht nicht; — aber es iſt mir eine Laſt auf der Seele, und ich mögte gern ganz froh und frei mich fühlen.“

„Gut! ſo ſchreiben Sie heut Abend, wenn ich nicht bei Ihnen ſein kann. Doch jezt, da Sie mich haben rufen laſſen, da ich freudig gekommen bin, wollen wir doch lieber zuſammen ſprechen . . . . von Rom.“

Und ſie ſprachen von Rom! Und ſo wie Millionen von ihrer Zukunft geſprochen haben und in ähnlichen Momenten ſprechen werden: zuverſichtlich, faſt gebieteriſch, die ſchwankenden Zuſtände des Lebens vergeſſend, und auf das Glück rechnend, weil es der Grundſtein ſein ſoll, auf dem ſie ihre Hütte bauen. Dann beſchrieb Cecil Rom ſelbſt ſo anziehend und lebendig, daß Renata rief:

„Ich meine viel Schönes und Herrliches geſehen zu haben; doch gegen Rom müſſen ſich alle andere Städte nur gemein und alltäglich ausnehmen! Ich freue mich unſäglich, es kennen zu lernen, wenn ich nur über das Eine, das Wichtige und Bedenkliche außer Zweifel wäre: ob mir das Albanergebirg auf die Dauer beſſer gefallen wird, als mein Speſſart! ob ich ein Herz dafür haben werde! — Für Alles, was ich bis jezt geſehen, hab' ich es nicht."

„Deſto beſſer! ſagte Cecil, ſo bekomme ich es ganz und ungetheilt, und ich bin habgierig genug, um es weder dem Albanergebirg, noch einem andern Berg oder Thal gönnen zu mögen."

„Nizza wird doch immer ein ganz beſonderes Plätzchen darin behalten," ſagte Renata lieblich.

„Wie kann man nur ſo holdſelig ſein, wenn man dazwiſchen auch wieder ſo ſchroff iſt!" rief Cecil, kniete vor ihr nieder und umſchlang ſie; und obgleich die Sonne hell in die geöfneten Fenſter hinein ſtralte, ſo vergaß Renata doch diesmal, zu ſagen: Die Sonne ſieht's!

Drei Tage waren ſo vergangen. Man traf Vorbereitungen zur Abreiſe, man fing an zu packen, Abſchiedsbeſuche zu machen, die bevorſtehende Reiſe zu überdenken. Bis Genua wollte man zuſammen gehen; dann Cecil mit Renata über Florenz nach Rom, und Sternfels mit Euſebien über Mailand nach Deutſchland — und zwar nach Augsburg zu ihrer Mutter. Renata hatte großmüthig für die Zukunft der ganzen Sternfelſiſchen Familie geſorgt.

„Nicht mehr als billig, ſagte Euſebie, denn ihr ganzes Vermögen geht uns ja durch ihre Heirath verloren." Sie hatte ſich dermaßen gewöhnt, es als ihrer Kinder Eigen=

thum zu betrachten, daß ſie ſich in ihrem Recht beeinträchtigt vorkam, während Renata glänzend großmüthig für ſie war.

„Zu meiner Zufriedenheit fehlt mir jezt nichts mehr, als eine Antwort von Diane, ſagte Renata zu Cecil. Ich fühle mich ganz ruhig, klar und friedlich! O Cecil, ich habe warlich nie auf ein ſo ſüßes Glück gerechnet.“

„Und ich!“ ſagte er mit tiefer Rührung.

Renata's Kammerdiener trat ein mit einem Brief.

„Da iſt der erſehnte!“ rief ſie freudig. Aber als ſie das ſchwarze Siegel gewahrte — aber als ſie auf der Adreſſe die Handſchrift erkannte — da ſagte ſie zitternd und todtenbleich: „Gott ſei uns gnädig.“ — Sie hielt den Brief in der Linken und preßte die Rechte auf ihr heftig klopfendes Herz. Cecil ergriff den Brief.

„Was Dich ängſtigt vernichte ich! rief er, und warf ihn in den Kamin, wo die letzten Kohlen glimmten.“

„Er iſt ja von Emmerich!“ rief ſie und ſprang auf.

„Das wußt' ich, denn kein andrer würde Dich in dieſem Grad erſchüttern! laß ihn verbrennen.“ Er umfaßte ſie mit ſtarken Armen.

„Cecil! Cecil!“ ſagte ſie feierlich, und legte beide Hände auf ſeine Schultern.

„Du willſt es!“ rief er mit ſchneidendem Schmerz und ließ den Arm ſinken.

Sie flog zum Kamin, kniete nieder und nahm den Brief von den Kohlen. Das Siegel war geſchmolzen und der Umſchlag braun geglimmt; doch konnte ſie noch erkennen, daß die eigentliche Adreſſe nach Ebernbach gelautet, und daß

man ſie vermuthlich dort nach Nizza verändert hatte. Sie riß den Umſchlag ab und las:

„Der Himmel will unſer Glück, Du Einzigliebe, und „zürnt uns nicht, daß wir es uns auf Gräbern erbauen. „Pélagie iſt todt und ich bin frei. Zu Deinen Füßen, an „Deinem Herzen will ich Dir von meiner Liebe ſprechen. Ich „folge dieſem Brief auf dem Fuß nach Ebernbach, und ſoll= „teſt Du da nicht ſein, dahin wo Du biſt, meine Renata. „Denn mein biſt Du, und ich bin der alte Emmerich.“

Auf ihren Knieen hatte Renata den Brief geleſen, und auf ihren Knieen blieb ſie liegen, als Cecil heran trat, ihn nahm und ſeinerſeits überflog.

„O! hätteſt Du ihn verbrennen laſſen!“ rief er in Ver= zweiflung, zerriß den Brief, und warf die einzelnen Stücke auf die Kohlen, wo ſie ſich ſchnell in hüpfende Flammen verwandelten, und dann in ſchwarzen Staub. Er hob Re= nata auf:

„Meine?“ fragte er traurig zärtlich.

Sie machte ſtumm und finſter eine abwehrende Bewegung. Er hielt ihre Hände feſt und ſagte:

„Du warſt es, ſobald jener Brief drei Tage ſpäter kam. Handle ſo, als ſei das geſchehen.“

Sie ſah und hörte nicht. Sie war ſo unbeweglich, daß ein Grauen Cecil beſchlich.

„Renata, meine Süße! ſagte er ſanft, beſinne Dich! Du biſt ja frei und in Deinem Recht. Laß Dich nicht von Zweifel und Bangigkeit ängſtigen. Was betrübt Dich? was fürchteſt Du? Sprich!“

„Lebewol!“ ſagte ſie leiſe.

„Das alſo? rief er; ſo ſehr liebſt Du ihn? ein Wink

von ihm und Du folgſt und gehörſt ihm? Aber weißt Du nicht, daß Du mir alsdann heilloſes Unrecht gethan?"

„War es Unrecht, ſo erleide ich in dieſem Augenblick, durch dieſen Vorwurf die ſchmerzlichſte Strafe!" rief Renata und hob ihre Hände flehend zum Himmel.

„Vergieb mir! ſagte er, rechne mir nicht zu, was ich Hartes oder Bitteres ſagen könnte. Ich liebe Dich, ich glaube an Dich! Du wirſt kein Unrecht thun."

„Ich habe mir immer Mühe gegeben, das zu thun, was ich für Recht hielt; aber ich muß mich wol geirrt haben, ſagte Renata tonlos; denn jezt reißt mich ja die Hand der Vorſehung von meinem .... und Deinem Wege fort. Ich weiß nicht, woran unſre Schickſale hängen, ob an unſerm Wort, unſrer Geſinnung, unſrer That! aber in unſrer Gewalt ſind ſie nicht. So will ich ſie denn aus der Hand Gottes nehmen."

„Du biſt von Eis, Renata!" rief er heftig. Sie ſah ihn traurig an; ihre ſtarre Betäubung löſ'te ſich in Thränen. „Thue mir nicht weh," ſprach ſie bittend.

„Oder Du biſt göttlich! ſetzte er hinzu und ſank zu ihren Füßen nieder. Ja, du warſt es ſtets, aber Du fährſt fort immer göttlicher zu werden, ſo daß Du auf der Erde wol nicht mehr glücklich ſein kannſt."

„Bei Dir habe ich ernſtlich von Glück geträumt, ſagte ſie melancholiſch; habe Dank dafür."

„Und jezt?"

„Der Traum iſt aus."

„Du wirſt ihn wieder träumen .... bei ihm!"

„Nein! nicht wieder! ich hab' es verſcherzt, denn ich habe das Glück ohne Emmerich ſuchen und finden können."

„Und das bedauerſt Du?"

„Daß ich es ſuchen konnte — vielleicht! daß ich es gefunden habe — nein: nimmermehr! es iſt ein Segen, ein Reichthum, ein köſtlicher Schatz für die Erinnerung und für die Zukunft! nein, mein geliebter Cecil!" — Sie umſchlang ihn und drückte ihn feſt an's Herz, und Cecil fühlte, daß der Wunſch, in den Armen der Geliebten ſterben zu dürfen, keine kahle Redensart ſei. Das Glück allein — entflammt; der Schmerz allein — verklärt; aber Glück und Schmerz in ſolchem Augenblick verſchmelzend, wie die untergehende Sonne mit ihrem Spiegelbild im Meer, wo das Licht in die Tiefe hineinſinkt, und die Tiefe ſich mit flammenden Lippen an das verklärende Licht anſaugt, dann iſt die Liebe in ihrer Ekſtaſe, und auf ihrem Kulminationspunkt. Darüber hinaus verſinkt ſie in Schatten und Nacht. Aber aus ihrer vollen, ſtralenden Glorie traten Cecil und Renata in die ganze Qual der Welt zurück, denn ſie ſagte:

„Cecil! lebewol!"

Doch er wollte nichts hören, noch wiſſen und blieb vor ihr liegen, das Geſicht in ihren Schooß gedrückt. Sie richtete ſanft ſein Haupt empor; da fielen zwei ſchwere Thränen von ſeinen Wimpern. Sie küßte raſch ſeine Augen und rief:

„Barmherzigkeit, Cecil! nur keine Thränen."

„Es ſind keine, ſagte er, mein Herzblut iſt's! Nun weiß ich doch auch, wie den zermalmten Herzen zu Muth iſt. Das habe ich bei Dir gelernt, denn Dich hab' ich geliebt, Dich Renata! ſonſt nichts und Niemand! nicht Vater noch Mutter! nicht Bruder noch Freund! nicht Braut noch Liebſte! . . . . aber Dich, und in Dir das Alles zuſammen und mit einer Energie, wie man Menſchen nicht zu lieben

pflegt. O, Gott ſei Dank, ſo kann ich doch lieben, und gerade Dich, Du Mächtige! und nur Dich. Auf Dich hab' ich gewartet, nach Dir hab' ich mich geſehnt, Dich verlangte meine Seele, an Dich begehrte ich zu glauben, Du ſollteſt mir ſein, was Du mir in Wahrheit geworden biſt: eine große und ganz unſterbliche Liebe. Ich habe ſie gefunden; — was klage ich! lebewol."

Er ſprang auf und ging Arm in Arm mit ihr bis zur Fenſterthür, die auf die Terraſſe führte. Da ſtand er ſtill. Er lächelte wehmüthig und ſagte:

„Siehſt Du .... ich fürchte mich, Renata, denn es iſt ſo kalt da draußen! Kannſt Du mir nicht, wie eine Fee die Du biſt, einen Zauberſpruch mitgeben, durch den ich mich in Dein goldnes Reich und zurück zu Dir verſetzen kann, wenn die Welt mir gar ſo leer und kühl vorkommt?"

Renata faltete die Hände, legte ſie auf Cecil's Bruſt und ſagte: „Von mir könnteſt Du nur ſterbliche Worte lernen, Cecil! aber ich will Dir unſterbliche ſagen, die aus dem Munde eines Propheten durch die Jahrtauſende klingen. „Fürchte Dich nicht! — Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, Du biſt mein!"

„Dein!" rief er.

„Nicht mein, ſondern Gottes!" ſagte ſie, drängte ihn in einer Umarmung über die Schwelle, und riß ſich los.

Cecil eilte über die Terraſſe nach ſeinem Zimmer. Als er ſich dort in der Thür umſah, war Renata nicht blos verſchwunden, ſondern die Jalouſie war über ihrer Fenſterthür dicht verſchloſſen, wie das undurchdringliche Gitter vor einer Nonne. Aber ſie ſtand noch da, unſichtbar für ihn,

die Stirn an die Scheiben gelehnt und durch die Stäbe ihm nachblickend — bis er verschwunden war.

Sie ließ Eusebien sagen, sie sei nicht ganz wol und könne daher nicht zum Speisen kommen. Dann verschloß sie ihre Thür. Sie fühlte sich so stumpf, so betäubt, daß ihr der Schmerz mit dem Bewußtsein unterging, und nur zuletzt fuhr es ihr wie ein Dolchstich durch die Seele, als sie Cecils Stimme im Garten hörte. Er ging der Straßenthür zu, wo sein gepackter Wagen hielt, und sprach mit den Leuten. Es war Abend und sie konnte kaum seine Gestalt erkennen, als sie an's Fenster trat. Eine Minute später rollte der Wagen fort.

Um eilf Uhr kehrte Sternfels mit Eusebien ahnungslos aus der Oper zurück, und er erschrak, als die Kammerjungfer ihn zu Renata beschied; und noch mehr, als er sie auf dem Sopha liegend mit verweinten Augen und zerstörten Zügen fand. Sie sagte sogleich:

„Mein Schicksal hat eine ganz unerwartete Wendung genommen, lieber Sternfels, und bis ich darüber zum Bewußtsein gekommen bin, haben Sie Nachsicht mit mir, und bekümmern Sie Sich gar nicht um mich. Bitten Sie auch Eusebie darum. Ich muß mich besinnen, mich sammeln. Jezt weiß ich nur, daß Cecil fort ist."

„Aber doch nicht für immer? .... aber Sie werden ihn doch heirathen? .... was?" brach Sternfels aus.

„Nein!" sagte Renata mühsam und verhüllte ihr Antlitz.

Er küßte schweigend ihre Hand und verließ niedergeschlagen das Zimmer. Es ist recht schwer mit solchen extraordinären Leuten zu leben! murmelte er für sich. Weiß Gott, was ihnen für ungewöhnliche Dinge vom Himmel fallen und ihnen die Existenz über den Haufen werfen! Mir

iſt doch mein Lebtage nichts dergleichen paſſirt. — Er erſchöpfte ſich mit Euſebien in Muthmaßungen aller Art. Sie gelangten nur zu der einen Gewißheit, daß Cecil abgereiſ't ſei.

Renata blieb unſichtbar. Sie dachte an Cecil, an Emmerich mit herzzerſchneidender Trauer. Der Eine ging, der Andre kam, und Beiden that ſie weh. Das Herz iſt rein, die Hand iſt rein, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, und doch muß ich ſo viel leiden! iſt denn die heimliche Schuld ſo groß? — Und dazwiſchen hörte ſie unabläſſig eine Stimme, die ihr wiederholte: Nicht mir wirſt Du gehören; aber auch keinem Andern!

Ein Tag verging. Am Abend des zweiten erhielt ſie einen Brief von unbekannter Hand. Ihr graute, als ſie das Siegel brach. Einige Blätter fielen heraus — ſie waren von Diane, und ein Blatt mit fremder Handſchrift und Clara Richter unterzeichnet, war ihnen beigefügt. Diane hatte geſchrieben bis ſie zu matt geworden war, und ſich zum letzten Mal mit all' den Aengſten, Martern und Enttäuſchungen ihres Lebens, mit all' dem bangen Klopfen ihres armen ſchwachen Herzens an Renata's ſtarkes gelehnt; — und da hatte es aufgehört zu ſchlagen. Clara fügte hinzu, daß ſie mit ihrem neugebornen Kinde in großen Schmerzen geſtorben ſei, und manche Nachricht über die dürftige Enge der Verhältniſſe. Renata mußte dieſe Briefe Euſebien mittheilen, und ſo ſahen ſich die Schweſtern denn; aber Euſebie entſetzte ſich, weil Renata in den drei Tagen um zehn Jahr gealtert ſchien. Dianens Tod machte im Grunde wenig Eindruck auf Beide; auf Euſebie aus Gleichgültigkeit; auf Renata, weil ihre innerlichſten Sympathieen ſich nicht den

Seelen zuwendeten, die ſich vom Leben zerbröckeln ließen, ſondern denen die darin erſtarkten. Sie war bewegt, betrübt, bereit auf jede Weiſe Troſt zu geben und Hülfe zu leiſten, aber nicht erſchüttert. Euſebie ſagte:

„Mit wahrem Antheil für Dich, liebſte Renata, ſei es geſagt: aber ſieh! dies iſt faſt immer das Ende ſolcher leichtſinnig geſchloſſenen Mißheirathen. Ich dächte, dies traurige Beiſpiel müßte Dich etwas beruhigen über den plötzlichen Untergang Deiner Wünſche.“ Einen andern Troſtgrund wußte ſie nicht zu finden.

Renata ſchob wieder ihren Schild kalter Gleichgültigkeit zwiſchen ſich und Euſebie — das einzige Mittel um nicht durch deren ſtumpfe Pfeile verletzt zu werden; ſie ließ ſie abprallen und ſagte kalt: „Das verſteht ſich.“

„Mir wäre es lieber, wenn Sie ein wenig lamentirten, rief Sternfels, denn in Ihrem Herzen ſind Sie doch gewiß tief traurig, und wenn man den Schmerz ſo nach Innen drängt, thut er doppelt weh. Er hat da keinen Raum, mögte heraus .... und darf nicht! iſt das nicht grauſam?“

Renata ſah ihn an mit einem Blick ſo ſchwer von Dankbarkeit und Rührung, daß er mit der Hand über die Augen fuhr, aber ſie ſprach nichts. Sie ſchrieb an Clara, um für ihre Mittheilungen zu danken; an Hellmuth, um ihn zu bitten, daß er ihr die Erziehung von Dianens Töchtern überlaſſen möge. Damit verging wieder ein Tag. Emmerich kam noch immer nicht! Sie konnte ſich kaum noch in dieſer Spannung aufrecht halten — ſo ſehr wünſchte ſie den Moment des Wiederſehens, der Verſtändigung hinter ſich zu haben. Sie nahm die Turiner Zeitung, da ſtand aus Genua: Der neue Miniſter-Reſident beim päpſtlichen Stuhl,

eigen. Seit er aus Mai=
derkunft der seligen Gräfin
rzen, oder im Herzen . . . .
gt sieht da hinein! Ein paar=
er gerade so recht krank gewe=
zu Muth, als säße mir da im
, ein Schmerz, der alles Blut
ach ich: „Gräfliche Gnaden sollten
muß doch helfen können, der ist
sprach er: „Nein Bela! mit den
mir vom Leibe!“ Und dann erholte er
er, kräftig und frisch, wie er von Na=
gräfliche Gnaden ihn damals gekannt
und in Ischl . . . . Jesus Maria! mit sei=
tel — obwol ihm die ungarische Magnaten=
besser stand. Ach, die Attila! wie saß ihm
unsre Kaiser gesehen, und viele Erzherzöge; —
ar Keiner anzuschauen.“
tte die selige Gräfin keine Sorge um ihn?“
ela.
zuweilen!“ entgegnete die Wärterin, denn Bela
ieder in Thränen, und drückte sich daher noch un=
licher aus als gewöhnlich. „Aber der Graf redete es
mer aus, und sie hatte ihn so lieb, daß sie Alles
e, was er ihr sagte, und er war denn auch ein wah=
Engel für sie und für Jedermann.“

„Mitten im Carneval starb sie an einer Gehirnentzün=
ung, nahm Bela wieder das Wort, und in achtundvierzig
Stunden war sie roth und todt. Der Graf war recht trau=
rig und sehr erschrocken, aber nicht untröstlich — wie gräf=

bis dahin Geſchäftsträger am ſardiniſchen Hofe, ſei in Genua angelangt und ſogleich am Bord des Dampfſchiffs Colombo und mit demſelben nach Rom gegangen. — Jezt wird er dort ſein, in der Stadt der Vergangenheit, in dem Mauſoleum dahingeſchwundener Größe, dachte ſie, bei den Gräbern herrlicher Todten! Es wird ihm wol thun bei den Gräbern zu ſein .... denn da iſt die Hofnung, die einzige, auf welche keine Enttäuſchung folgt. — Dann nahm ſie wieder die Zeitung, und las mechaniſch von den raſenden Stürmen oben im Gebirg, von dem heftigen Schneefall auf dem Col de Tende. Und hier der ewige Frühling! ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Nah wie im Menſchenherzen ſteht ſich auch in der Natur Verzweiflung und holdes Glück.

Der Kammerdiener meldete ihr einen Fremden.

„Das iſt er!“ rief ſie ohne die Kraft zu haben ihm entgegen zu gehen. Als aber der Fremde eintrat, rief ſie:

„Wo iſt der Graf?“ und ſprang auf. Sie erkannte ſeinen ungariſchen Kammerdiener, den Emmerich ſchon in Iſchl hatte und der ihm aus ſeiner Knabenzeit ein lieber Gefährte war. Statt zu antworten, brach Bela in ein konvulſiviſches Schluchzen aus.

„Iſt er todt?“ fragte ſie mit ſtarrer Entſchloſſenheit.

Bela neigte mit ſtummer Bejahung den Kopf. Renata fiel auf die Knie.

„Wol ihm! ſagte ſie; heimgegangen iſt er ohne Schmerz um mich, in ſeliger Liebeshofnung, in der vollen Glorie ſeiner Illuſionen — ein Liebling Gottes!“ Sie legte ihr Haupt auf ihre gefalteten Hände und weinte ſtill.

„Wann und wo iſt er geſtorben?“ fragte ſie endlich den troſtloſen Bela.

„Wol ſchon geſtern," entgegnete der in gebrochnem Deutſch.

Renata ſtarrte ihn an; ſie glaubte er rede irre vor Schmerz. Bela fügte hinzu: „Wir haben ihn aber erſt heute gefunden, und hierher gebracht in den Gaſthof."

„O! mein Kopf! . . . . mein Herz!" ächzte Renata; aber ſie beſann ſich, nahm Hut und Shawl und ſagte zu Bela:

„Ich will zu ihm gehen."

Er brachte ſie in's Hôtel des étrangers. Da war es fürchterlich traurig! In dem Zimmer, das ſie bei ihrer Ankunft bewohnt hatte, lag Emmerichs Leiche auf dem Bett. Ärzte waren um ihn beſchäftigt. Sein Leibjäger, in tiefe Trauer gekleidet, wie Bela, war auch in Thränen gebadet. Aber im Nebenzimmer ſaß ſein Kind, die kleine zweijährige Pelagie, auf dem Schooß ihrer Wärterin, und aß und jauchzte, und ihr liebliches Köpfchen blühte wie eine Roſenknoſpe aus dem Traueranzug hervor. Daß ſie die Mutter verloren hatte, wußte ſie nicht mehr, und den Vater — noch nicht. Sie konnte kaum ſprechen, und wiederholte nur nach Kinderart, was man ihr vorerzählt hatte: „Papa ſchläft."

Renata hätte vor Schmerz bei dieſem Anblick ſchreien mögen; aber die Anweſenheit der Ärzte gab ihr die äußere Haltung, die hier nothwendig war. Sie benahm ſich ſogleich wie Jemand, der auf dieſem Platz zu gebieten hat, ſprach mit den Ärzten, ließ die Anſtalten treffen, die ſie für nothwendig hielten, und entließ ſie. Alle Hülfe kam zu ſpät. Emmerich war todt. In weiße Tücher gehüllt lag er da, mit ſeinem wunderſchönen Antlitz, das der Tod nur ruhig, nicht ſtarr gemacht zu haben ſchien. Das feine ſchwarze

Haar hing weich wie gebrochene Flügel zu beiden Seiten der Stirn herab, und verdeckte die eingesunkenen Schläfen, denen nicht der Tod, sondern das Leben die Frische genommen hatte. Die langen dunkeln Wimpern warfen einen sanften Schatten auf die Wangen, und der majestätische unerschütterliche Friede der ewigen Ruhe schwebte verklärend auf seinen Zügen. Renata setzte sich einsam an sein Lager, und betrachtete ihn mit ändächtiger Bewunderung, klag- und thränenlos.

Beherrschen Menschen mit starkem und reinem Charakter, wie Du Emmerich, das Schicksal Anderer, und wissen sie das eigene voraus? sprach sie halblaut. Ist Euer Wille so mächtig, daß die Umstände sich Euch fügen? Nicht mir wirst du gehören, sagtest Du mir einst, aber auch keinem Andern. Dein Wort ist wahr geworden, und Du hältst mich bei dem meinen. — Sie überdachte ihre Zukunft und fand keine irdische Hofnung mehr darin. Dann schlägt die himmlische Hofnung Wurzel im Menschenherzen, und eine so zerarbeitete Seele muß wol das Erdreich sein, worin sie zu schöner Blüte kommen kann.

Als die Priester kamen, um die Gebräuche der katholischen Kirche bei dem Dahingeschiedenen zu vollziehen, ging sie zu der kleinen Pelagie, die in süßem Schlummer lag, und bat deren Wärterin, Bela zu rufen. Er kam mit ihr zurück. Renata setzte sich an das Bett der Kleinen und sagte:

„Jezt erzählt mir Beide wie der Graf gestorben ist, und ausführlich.“

„Ach! sagte Bela, mein einziger Trost ist der, daß er auch ohne diesen Unfall bald gestorben wäre. Er war zu krank. Aber Niemand hat's gewußt als ich, und ich durft'

es Keinem ſagen — darin war er eigen. Seit er aus Mailand zurück war, und ſeit der Niederkunft der ſeligen Gräfin hatte er einen Krampf am Herzen, oder im Herzen .... wer kann das wiſſen! kein Arzt ſieht da hinein! Ein paarmal ſprach er zu mir, wenn er gerade ſo recht krank geweſen war: „Bela! mir iſt zu Muth, als ſäße mir da im „Herzen etwas, ein Druck, ein Schmerz, der alles Blut „herausjagt.“ Dann ſprach ich: „Gräfliche Gnaden ſollten „den Doctor fragen, der muß doch helfen können, der iſt „ja dazu da.“ Dann ſprach er: „Nein Bela! mit den „Quackſalbern bleib mir vom Leibe!“ Und dann erholte er ſich auch immer wieder, kräftig und friſch, wie er von Natur war, und wie gräfliche Gnaden ihn damals gekannt haben in Wien, und in Iſchl .... Jeſus Maria! mit ſeinem ſteyriſchen Hütel — obwol ihm die ungariſche Magnatentracht doch noch beſſer ſtand. Ach, die Attila! wie ſaß ihm die! Ich hab' unſre Kaiſer geſehen, und viele Erzherzöge; — aber wie er war Keiner anzuſchauen.“

„Und hatte die ſelige Gräfin keine Sorge um ihn?“ fragte Renata.

„Wol zuweilen!“ entgegnete die Wärterin, denn Bela zerfloß wieder in Thränen, und drückte ſich daher noch unverſtändlicher aus als gewöhnlich. „Aber der Graf redete es ihr immer aus, und ſie hatte ihn ſo lieb, daß ſie Alles glaubte, was er ihr ſagte, und er war denn auch ein wahrer Engel für ſie und für Jedermann.“

„Mitten im Carneval ſtarb ſie an einer Gehirnentzündung, nahm Bela wieder das Wort, und in achtundvierzig Stunden war ſie roth und todt. Der Graf war recht traurig und ſehr erſchrocken, aber nicht untröſtlich — wie gräf-

liche Gnaden das wol beſſer als ich wiſſen werden, ſetzte Bela beſcheiden hinzu; — denn nach vier Wochen ſprach er zu mir: „Bela! in vierzehn Tagen reiſen wir nach Ebern=bach!“ — „Gott ſegne Euer Gnaden!“ rief ich. — „Und „weißt Du denn wer in Ebernbach wohnt?“ fragte er und ſah mich an ſo freundlich wie ich's nicht ſagen und ver=geſſen kann. „Wenn ich das nicht wüßte, ſprach ich, ſo „müßt' ich nicht Bela ſein und Euer Gnaden von Kindes=„beinen an kennen.“ — Ja, gräfliche Gnaden, ſo ſprach ich. Als nun die vierzehn Tage um waren, da reiſ'ten wir ab und kamen auch ſchnell und glücklich nach Ebernbach. Aber als er Euer gräfliche Gnaden dort nicht fand, packte ihn gleich der gewaltige Schmerz, und er mußte einen Abend und eine Nacht dort zubringen. Es war Alles ſehr gut in Ebernbach; es hätte nicht beſſer ſein können, was die Auf=nahme betrift, wenn gräfliche Gnaden ſelbſt da geweſen wä=ren; aber das war ihm freilich einerlei! Auch der Doctor kam gleich, wollte ihm etwas verſchreiben; doch das ließ er nicht zu! darin war er eigenwillig! es hat jeder ſeinen Feh=ler — und er, außer daß er zu Zeiten ein wenig aufbrau=ſend war, und immer ein wenig zu viel Geld ausgab — hatte keinen andern.“

„Ach, ſagte Renata, das ſind Fehler, um derentwillen man ihn noch lieber hatte.“

Bela ſah ſie mit einem Blick tiefſter Dankbarkeit an und fuhr fort: „Da ſprach der Doctor: „Herr Graf, Sie müſſen Sich vor Gemüthsbewegung hüten.“ — Und er antwortete .... ich bitte gräfliche Gnaden um Verzeihung! wenn er ungeduldig war, ſo ſprach er ſo! er antwortete: „Teremteté! Herr Doctor! lieber will ich ſterben, als lebendig abſterben.“

„Dachte er an den Tod?“ fragte Renata.

„Der plötzliche Tod der seligen Gräfin mag ihn wol an den seinen erinnert haben, denn ehe wir von Prag abgingen, machte er sein Testament. Und eine schreckliche Unruh, eine wahre Angst, Euer gräfliche Gnaden wieder zu sehen, mag wol eine geheime Todesahnung gewesen sein. Als er erfuhr, gräfliche Gnaden wären in Nizza und würden Anfang Mai in Ebernbach erwartet, da sprach er zu mir: „Bela, wir müssen nach Italien.“ Ich wagte ihn zu bitten, lieber nicht nach Italien zu gehen, weil die Reise doch weit und sein Befinden nicht gut sei. Da sprach er: „Das verstehst Du „nicht, Bela! ich könnte ja sterben ehe ich“ . . . . — und dann schwieg er, sprach aber hernach weiter: „Wenn wir „nur erst über die Berge und in Italien sind, so werde ich „dort sehr gesund werden.“ — Ich sagte traurig: „Mailand „ist auch Italien, und wie krank sind der Graf nicht von „dort zurückgekommen.“ — „Das war was Andres,“ sprach er. Und da es sein Wille und Befehl war so reis'ten wir ab, den Rhein entlang, nach Basel, nach Genf und über den Mont Cenis nach Turin. Wir hatten prächtiges Wetter, frische Luft, klaren Himmel; auch bei dem Übergang über die hohen Berge, die ganz weiß von Schnee und Eis sind, war es recht schön, und er ging zu Fuß, drei Stunden oder darüber, weil ihm die Zeit lang wurde, bergauf zu fahren. Ich und der Miklos wir gingen denn auch zu Fuß, aber — wie sich das schickt und gehört, wir blieben bei dem Wagen, und trafen ihn erst oben wieder. In Turin sprach er zu mir: „Jezt, Bela, sind wir „in Italien, und in zweimal vierundzwanzig Stunden in „Nizza — und das ist das Schönste in Italien.“ Und da-

bei ſah er ſo fröhlich aus, daß mir ganz leicht um's Herz wurde. In Turin rieth man ihm, lieber den Umweg über Genua zu machen, als den Col de Tende zu paſſiren, der ein ſchlechter und ſteiler Übergang iſt; aber freilich hieß es, daß auf jener Straße die wilden Torrentes oft Gefahr brächten im Frühling und Herbſt, wenn die plötzlichen Unwetter, Schneefälle, Regenſtröme im Gebirg wütheten. Und ſo zog er den nächſten Weg vor. Es war geſtern ein trüber, unfreundlicher Tag am Fuß des Col de Tende. Der Wind kam in einzelnen heftigen Stößen von oben herab, und dicke ſchwarzgraue Wolken hingen an den Bergen. Der Landauer iſt gar ein großer, ſchwerer Wagen; er hatte ihn genommen, damit das Comteßchen auf dem Rückſitz ein bequemes Bettchen haben mögte, worin es denn auch ſchlief wie in Abrahams Schooß. Nun ließ er acht Maulthiere vorſpannen, und fort ging es! er — immer voran; ſolch' eine Haſt war in ihm, und ſie hat ihm den Tod gebracht! .... Wir haben ihn lebendig nicht wieder geſehen! .... Nach einer Stunde wurde der Wind immer heftiger, ein wahrer Sturm .... und es begann plötzlich ein Schneetreiben, ſo daß man am hellen Tage nicht zwei Schritt vor ſich ſehen konnte, und der Schnee fiel dabei in ſo ungeheurer Menge, daß er an manchen Stellen, wo der Wind ihn zuſammenjagte, ellenhoch lag. Dies Unwetter muß ihn gepackt haben, und wahrſcheinlich iſt ſein Herzkrampf dazu gekommen, der ihn um Athem und Beſinnung brachte; — kurz, als wir endlich oben ankamen .... war er nicht da! Thränen erſtickten Bela's Stimme, und die Wärterin ſagte:

„Das war eine Angſt! nirgends eine Spur von ihm, und dazu das Unwetter ſo heftig, daß man gar nicht wußte,

wo und wie man ihn ſuchen ſollte. Bis es ſich legte, bis man genug Menſchen beiſammen hatte, mit Leitern und Stangen, Schaufeln und Stricken, um in den tiefen Gründen neben dem Wege Alles zu durchwühlen — war es Nacht geworden, und erſt am Morgen fand man ihn, bedeckt mit hohem Schnee, ſeitab vom Wege, erſtarrt .... ſo wie er jezt da liegt."

„Und ſo haben wir ihn denn hieher gebracht, nach Italien, und hauptſächlich zu Euer gräflichen Gnaden .... denn das war es doch eigentlich nur, was er wünſchte — und was ihm den Tod gebracht hat!" ſagte Bela.

„Wäre ich gereiſ't als ich damals wollte, ſagte Renata händeringend, hätte ich mich nicht durch Cecil hier feſthalten laſſen, ſo hätte Er mich vielleicht ſchon in Ebernbach gefunden, und lebte jezt noch und wäre glücklich."

„Statt deſſen iſt er nun in der ewigen Herrlichkeit, ſagte Bela fromm, denn ich denke, daß ſeine Seele wie mit Flügeln durch das Purgatorium gegangen iſt. Requiescat in pace." — — —

Renata verbrachte die Nacht am Bett des verwaiſ'ten, tief ſchlafenden Kindes. Am Morgen kam Euſebie mit ihrem Mann, entſetzt über die grauſige Begebenheit. Mit wenig Worten theilte Renata ihnen die volle Wahrheit mit. Emmerichs Leiche ward in der Kathedrale in einer Chapelle ardente ausgeſtellt, und dann von Bela und Miklos nach Ungarn geführt, zur Gruft ſeiner Väter, in die er, der letzte ſeines Namens, hinabſtieg. Seine Mutter überlebte ihn nur um drei Wochen. Als er alle ihre Wünſche erfüllt hatte, Gatte war und Vater — da ſtarb er, und an ſeinem Sarge brach ihr Herz.

„Das Kind iſt mein, ſprach Renata zu Bela, als er in Thränen von der kleinen Pélagie Abſchied nahm; Er hat ſie mir geſchenkt.“

Und daſſelbe ſagte ſie zu Euſebien, als dieſe fragte, was aus der Kleinen werden ſolle. Euſebie drang auf die Abreiſe; ſie ſehnte ſich nach Deutſchland und nach Ruhe, denn allmälig wurde ihr die Geſellſchaft unbequem, weil ſie nicht mehr die eleganteſten Toiletten machen konnte.

„Du mußt fort! ſprach ſie zu Renata; wenn Du wüßteſt, wie Du krank ausſiehſt.... ganz verzehrt“ .... —

„Vom Läuterungsfeuer!“ ſagte Renata.

Sie reiſ'ten ab nach Genua, nach Mailand. Da blieb Renata ein Paar Wochen, um den Grafen Hradik und ſeine Frau, Pélagies Großeltern, kennen zu lernen. Emmerichs Teſtament übergab ihr das Kind zur Erziehung. Sie wünſchte dazu die Einſtimmung der nächſten Verwandten. Gräfin Hradik erkannte bald, daß Renata nicht die geringſte Neigung habe, Pélagie zu einer Abtrünnigen von der katholiſchen Kirche zu machen, und darauf erklärte ſie ſich freundlich einverſtanden mit ſeiner Beſtimmung. Graf Hradik that es ſchon früher. „Emmerichs Wille, der nie anders als gut war, muß erfüllt werden,“ ſprach er.

Und ſo zogen denn dieſe beiden einſamen Weſen über die Berge zurück nach Ebernbach, das dazu beſtimmt ſchien, ſein Dach nur über melancholiſche Schickſale ſchirmend auszubreiten. Aber lieblich vervollſtändigten ſich dieſe beiden Geſchicke: die Frau, die nie Gattin war und nie Mutter, hatte eine Tochter gefunden, und das elternloſe Kind eine Mutter.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Welt, die wie immer nichts weiß und Alles wiſſen will, Pélagie für Renatas

Tochter erklärte, ſich unbeſchreiblich befriedigt fühlte, an dieſer ernſten und hohen Erſcheinung den Makel zu entdecken, und nur über den muthmaßlichen Vater durchaus nicht auf's Reine kommen konnte.

Sechs Monate ſpäter ſchrieb Renata an Cecil:

„Es iſt mir unerträglich an Sie zu denken, ohne es „Ihnen zu ſagen. Darf man nicht Freund mit einander „bleiben, weil man einſt in einem andern Verhältniß zu „einander war? Ich kann's nicht glauben. Da vielleicht, „wo die Eitelkeit verletzt, die Selbſtſucht getäuſcht wurde; „aber zwiſchen uns — unmöglich. Wir waren ja vorher „ſchon Freunde, laſſen Sie es uns auch nachher bleiben. „Ich bin nun lange, lange wieder hier, und zur Ruhe .... „was man ſo Ruhe nennt: eine gewiſſe äußere Stille aller „Verhältniſſe, eine gewiſſe Entſchiedenheit über die ganze „Zukunft. Die muß man haben um zu wiſſen wo aus und „ein; ſonſt bleibt es ein gar ſo bängliches blindes Tappen. „Ich habe nun meine Grenzen erkannt, und das giebt jene „äußere Ruhe, während doch innerlich Bewegung genug iſt. „Hört die je auf, ſo tritt der Tod ein. Möge er nur nicht „bei lebendigem Leibe mich umſpinnen! aber ſonſt will ich „ihn nicht fürchten: der Leib zum Staube, die Seele zu „Gott — das nennt man Tod. Und hier, im Schatten „meiner Berge, in meinem ſtillen dunkeln Speſſart, nach „dem ich an der Themſe, wie am Tajo und am Paglione, „das Heimweh hatte, iſt es ſo friedlich, daß Leben und Tod „weniger geſchieden ſind als anderswo. Und doch iſt hier, „aber nicht durch mich, neues Leben eingekehrt. Kinder „ſind hier, die beiden kleinen Mädchen meiner armen Diane, „und Emmerichs Kind. Zuweilen denke ich, halb lächelnd,

„halb traurig, wenn Sie einmal eine Tochter haben werden,
„ſo werden Sie ſie mir auch geben. Ich muß nun einmal
„anders ſein, — ob mehr ob weniger? — als die übri-
„gen Menſchen. Die Kinder ſind mir gar lieb; Emmerichs
„Kind am liebſten. Es ſieht mich an mit den Augen des
„Vaters, mit ſeinem langen, fragenden Blick. O, wenn
„das Kind glücklich werden könnte! dafür würd' ich tau-
„ſendmal mein Herzblut geben. Wie Gott will! das iſt mein
„Wahlſpruch. Weiß der Himmel, ich bin nicht fataliſtiſch
„geſinnt, und die ſtarre Gelaſſenheit der Quäker iſt mir
„fremd, aber meine Wege lege ich in Gottes Hand, und
„nehme ſie aus ihr als himmliſche Fügungen. Thät' ich's
„nicht, ſo würd' ich ſtumpf von all' dem Schmerz und Leid,
„das ich, mit und ohne Schuld, ſchon ertragen und ver-
„hängt habe; und ſtumpf iſt nicht Thier noch Pflanze —
„wie denn der Menſch? Ich weiß nicht ob's heiter oder trau-
„rig klingt, was ich Ihnen da ſage. Es wird wol ein Ge-
„miſch von Beidem ſein, denn das Menſchenherz iſt ſo be-
„ſchaffen. Ganz aus einem Stück, aus einem Guß iſt es
„ja nie — wenn auch in ſeiner Richtung, doch nicht in
„That und Ausdruck; das iſt eben unſre Unvollkommenheit,
„und durch ſie leiden wir und werden wir traurig, während
„uns die Gewißheit, doch nicht, trotz aller Schwankung, aus
„unſrer innerſten Richtung gekommen zu ſein, ſelig heiter
„macht. Und dann giebt es allerlei Freuden, wie ich kürz-
„lich hatte, als Tosca Beiron mich beſuchte, ſo aus Freund-
„ſchaft, weil ſie von mir gehört hatte und mich kennen
„wollte. Übrigens nenne ich ſie nur noch aus alter Ge-
„wohnheit Tosca Beiron; ſie iſt ſeit drei Monaten gut und
„brillant verheirathet, was ihr die Menſchen ganz entſetzlich

„übel nehmen, unſre gute Charlotte à la tête. Niemand „hat für ſich ſelbſt Luſt die Unwandelbarkeit der Gefühle „zu bethätigen; darum begehrt er es vom Andern. Es iſt „eine wundervolle Sache um die Treue, nur muß man nichts „von Heuchelei in ſie hinein bringen. Tosca war mutter=„ſeelenallein auf der Welt; das iſt ein unerträglich bittres „Bewußtſein für eine Frau, der nicht, wie dem Manne, „tauſend Wege der Zerſtreuung und Betäubung offen ſtehen. „Legen Sie die Hand auf's Herz und ſagen Sie: Das iſt „wahr! — Jede Exiſtenz hat einen Lichtpunkt auf dem ſie „ſteht, wie der Eroberer auf ſeinem unſichern Thron, glük=„kestrunken, freudeſtralend. Doch nach wenig Augenblicken „entfällt ihr wieder die Krone, und ſie tritt zurück in den „breiten Weg des Alltaglebens. Um jenen goldnen Thron „zu behaupten, ſind die wenigſten Menſchen geſchaffen; die „meiſten ſitzen lieber in einen bequemen Lehnſtuhl. Haben „Sie Sich den Ihren in Rom zurecht gerückt? Ach, Ver=„gebung. Es überfallen mich zuweilen ſo unmäßige Trau=„rigkeiten um Alles und um Nichts, daß ich ſchmerzlich „lachen muß über all' unſre Lebensveranſtaltungen. Mögten „Sie heimiſch werden in Rom — denn nach Deutſchland „werden Sie doch wol in langen Jahren nicht kommen .... „denk' ich. Einſt, wenn ich alt bin, und die Kinder jung „ſind, dann bring' ich ſie nach Rom und zeige ſie Ihnen. „Und mögte ich dann Ihnen ſagen können, was ich damals „in Nizza und heut Ihnen ſage: Ich bin zuweilen recht „glückſelig, aber glücklich! .... war ich wol nie anders, „als — ein Paar Tage in Nizza. Cecil! Leben Sie wol.“

In den heitern Tagen des Oktoberfeſtes, als Cecil eines Abends aus der Villa Borgheſe nach Hauſe kam, fand er

Renatas Brief. Durch die Zeitungen, die alle Emmerichs tragiſches Ende erzählten und beſprachen, hatte er deſſen Tod ſogleich erfahren. Sein erſter Gedanke war: hätte ſie jenen unſeligen Brief verbrennen laſſen, ſo wäre ſie jezt ungeſtört die Meine. — Er hofte heimlich, und wollte es ſich doch kaum eingeſtehen. Er ſehnte ſich etwas von ihr zu hören, und doch zitterte er davor. Hundertmal nahm er die Feder um ihr zu ſchreiben, daß ſie und wie ſie ſeiner gedenken möge, und immer ließ er ſie ſinken; — denn ſie denkt an mich! ſprach er zu ſich ſelbſt. Er war in einem neuen, reichen und höchſt intereſſanten Wirkungskreis, Menſchen gegenüber, die nicht blos fein, gewandt und geſcheut ſind — das will heutzutag nicht viel ſagen! — aber, die ganz genau wiſſen was ſie wollen; und dieſer Unbedingtheit darf ſich ſchwerlich ein andres Kabinet als das römiſche rühmen. Das war ein großes Glück für ihn! ſeine Stellung beſchäftigte und intereſſirte ihn ſo mächtig, daß ihm erträglich wurde, was ihm in Turin unerträglich geweſen wäre: die Spannung, ſchwebend zwiſchen Hofnung und Entmuthigung.

Als er den Brief erbrach, zitterte ſeine Hand. Nachdem er ihn geleſen, dachte er ganz ruhig: Sie hat Recht! ſie kann nicht anders handeln! von ihm zu mir .... das ging, ſo wie es damals war, aber wie es ſich jezt geſtaltet hat .... nicht mehr, ohne daß es das Gefühl zerreißt. O, ſie hat unglaublich Recht, und ihre eiſige Ruhe erleichtert ihr ſo ſehr das Rechte zu thun. — Er verſchloß den Brief und las ihn in acht Tagen nicht. Aber dann, in einer ſtillen weichen Nacht, als er recht abgearbeitet von Allem war, was der Tag erheiſchte und das Leben begehrte,

trat ihr Bild ſo erfriſchend, ſo ermuthigend in ſeine Seele hinein, wie ein Geſtirn in den umwölkten Nachthimmel, und faſt unwillkürlich, d. h. ohne ſich zu beſinnen, griff er nach ihrem Brief und las ihn. Dabei wurde ihm weich und warm um's Herz, und als er zu den letzten Zeilen kam, ſprach er — und ſeine Augen ſchimmerten, war's von einer Thräne? war es vor Freude: Sie hat mich doch geliebt! — Dann ſchrieb er:

„Mir iſt als wäre ein Gewitter hinter die Berge gezo„gen, und als ſtände die Sonne im flammenden Abendroth „über ihnen — ſchön, wenn auch im Untergang. Das „danke ich Ihnen. Sie haben mir nie anders als wol ge„than, durch Ihre Seele. Der äußern Umſtände iſt man „nicht Herr, und Niemand darf erwarten, durch ſie beglückt „zu werden; das habe wenigſtens ich gelernt. Sind ſie gün„ſtig, ſo nimmt man ſie hin als die Schuldigkeit des Schick„ſals; ſind ſie ungünſtig, ſo verſchließt man ſich in kalten „verachtenden Stolz und fühlt ſich um deſto würdiger. Was „von der Seele zur Seele geht — das allein beglückt, und „in dieſe Sphäre ſind Sie nun einmal für mich und auf „immer geſtellt. Das wiſſen Sie, Renata. Im vorigen „Frühling, als Sie glaubten „glücklich werden zu können," „habe ich Ihnen das Alles in unſern langen lieben Geſprä„chen geſagt; und dergleichen vergißt ſich nicht. O! welch' „ein Frühling! welch' eine Meeresſtille von unüberdenkbarem „Glück! Der Sommer hat ſeine Segensverheißungen nicht „ſich entfalten laſſen, und urplötzlich iſt der Herbſt, der „Sonnenuntergang, das Abendroth da. Aber auch das iſt „ſchön; es bringt zur Ruhe .... wie Sie nämlich die „Ruhe erklären, zu der wir nun Beide gelangt ſind. Sie

„haben mir ein liebliches Bild vor die Seele geführt, ſchö-
„ner als alle, die ich hier ſehe: Sie zwiſchen den Kin-
„dern — eine Charitas! Daß ich einſt die Inſpiration hatte
„nach Ebernbach zu wallfahrten, macht mich jezt wahrhaft
„glücklich, denn nach Deutſchland — da haben Sie ganz
„Recht — denke ich in langen Jahren nicht zu kommen,
„und doch gewährt es eine ſüße Befriedigung die Stätte
„genau zu kennen, wo das Geliebteſte lebt. Das Intérieur
„Ihrer Zimmer hängt hier über meinem Schreibtiſch, und
„ruht mir die Augen aus, denn im Geiſt ſehe ich Sie in
„dieſen Räumen von den Kindern umgeben, die ahnungslos
„ihrer ſchmerz- und wonnedurchwebten Zukunft entgegen
„tanzen. Aber an den drei Kindern haben Sie genug!
„glauben Sie mir. O Renata, ich ſchreibe gelaſſener als
„ich bin. Mein Wirkungskreis nimmt mich ſehr in An-
„ſpruch, und die zur Gewohnheit werdende Nothwendigkeit
„gelaſſen all' deſſen Foderungen zu entſprechen oder zu be-
„gegnen, giebt mir bei jeder äußern Thätigkeit dieſe Hal-
„tung, ſogar beim Schreiben. Das wird mir den Ruf eines
„kalten, ſtolzen Mannes verſchaffen, und meine Innerlichkeit
„wird Niemand kennen als Sie allein. Nicht mehr als
„billig: Sie haben ſie geweckt, zum Bewußtſein gebracht,
„mir den innern Tag, der ganz in den Wolken und Nebeln
„der Welt verhüllt war, heraufgeführt. Ich habe Sie wol
„mit Recht Lucifer genannt! — Leben Sie wol, Renata.
„Ich kann Ihnen jezt noch nicht ſchreiben. Ich bin noch
„nicht Herr der wilden Fluten, die ſich mir durch die Bruſt
„wälzen und beklemmend an das Herz klopfen. Sie waren
„immer eine Leucothea. Werfen Sie mir, dem gefährlich
„Schwimmenden, die rettende Binde zu: ſchreiben Sie mir

„oft, viel, lang, Alles; in Ihrer Weiſe, mit Ihren ſubli=
„men Traurigkeiten, Ihrer unbeſtechlichen Wahrheit, Ihren
„himmliſchen Hofnungen, Ihrem melancholiſchen Spott über
„die nichtigen Wichtigkeiten des Lebens. Geben Sie mir was
„mein iſt: nicht das Herz — denn das wird ſtückweiſe in
„unſrer Exiſtenz verbraucht; aber die Seele. Sie werden
„es thun. Leben Sie wol. Und immer, immer wenn ich
„Ihnen dies traurige Wort ſage, das uns ſcheidet, fällt mir
„ein anderes von meiner geliebten Pflegemutter ein. „Liebe
„nur etwas Andres als Dich ſelbſt!“ ſprach ſie zu mir.
„Und ich, der ich damals eingepuppt wie eine Chryſalide
„in meiner Selbſtſucht war, und nichts von Renatas Liebe
„wußte, ich fragte: „Wird dann das Herz weniger leiden
„und nicht brechen?“ — Mit Thränen im Auge ſagte ſie:
„„Nein! es wird leiden, es kann brechen — aber in der
„Hand Gottes, mein Sohn.“ — — O! Renata.“

Von derſelben Verfaſſerin ſind erſchienen:

Aſtralion. Eine Arabeske. 8. Velinp. cart.	—	Thlr.	12½ Ngr.
Erinnerungen aus und an Frankreich. 2 Thle. 8. Velinp. geh.	3	"	— "
Gräfin Fauſtine. 8. Velinp. geh.	2	"	— "
Ilda Schönholm. 8. Velinp. geh.	1	"	15 "
Die Kinder auf dem Abendberg. 8. Velinp. geh.	—	"	10 "
Orientaliſche Briefe. 3 Thle. 8. Velinp. geh.	6	"	15 "
Der Rechte. 8. Velinp. geh.	2	"	— "
Reiſebriefe. 2 Thle. 8. Velinp. geh.	4	"	15 "
Ein Reiſeverſuch im Norden. 8. Velinp. geh.	1	"	15 "
Sigismund Forſter. 8. Velinp. geh.	1	"	22½ "
Ulrich. 8. Velinp. geh.	3	"	22½ "
Das Portrait der Dichterin, gezeichnet von Fräulein v. Meyern-Hohenberg	—	"	20 "
— — chineſ. Pap.	1	"	— "

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 015 295 566
PT
2287
.H5.A1
1845
v.7/8

DOC OCT 21 1932

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google

Digitized by Google